

ENVER HOXHA

**Die
Chruschtschowianer**

Erinnerungen

INSTITUT FÜR MARXISTISCH-LENINISTISCHE STUDIEN
BEIM ZENTRALEKOMITEE DER PARTEI
DER ARBEIT ALBANIENS

Die
Christuswörter

Erinnerungen

VERLAG »8 NËNTORI«
TIRANA 1980



INHALTSVERZEICHNIS

1. Rängeleien in der obersten Sowjetführung	13
2. Chruschtschows Strategie und Taktik innerhalb der Sowjetunion	43
3. Keine Marxisten-Leninisten, sondern Geschäftemacher	65
4. Der Prüfstein	111
5. Die >>Mutterpartei<< will dirigieren	155
6. Die offizielle Proklamation des Revisionismus	195
7. Auf dem Weg zum Imperium	227
8. Mein erster und letzter Besuch in China	257
9. Die Teufel geraten außer Kontrolle	285
10. Zeitweiliger Rückzug, um dann Revanche zu nehmen	357
11. >>Zuckerbrot<< und >>Peitsche<<	379
12. Von Bukarest nach Moskau	425
13. Der letzte Akt	497

Zwei Jahrzehnte sind seit der Beratung der 81 kommunistischen und Arbeiterparteien der Welt verfllossen. Diese Beratung ist als eines der wichtigsten Ereignisse im Kampf zwischen dem Marxismus-Leninismus und dem Opportunismus auf immer in die Geschichte eingegangen. Auf dieser Beratung eröffnete unsere Partei das Feuer auf die revisionistische Chruschtschowgruppe, die in der Sowjetunion herrschte und auf jede Weise bestrebt war, die ganze internationale kommunistische Bewegung, alle kommunistischen und Arbeiterparteien der Welt zu unterwerfen und auf ihren Weg des Verrats zu bringen.

Unser offener, prinzipienfester Angriff auf den chruschtschowianischen modernen Revisionismus auf der Beratung im November 1960 war kein plötzlicher Schritt. Im Gegenteil, er war die logische Folge der marxistisch-leninistischen Haltung, die die Partei der Arbeit Albaniens stets eingenommen hatte, der Übergang zu einer neuen, höheren Phase des Kampfes für die Verteidigung und konsequente Anwendung des Marxismus-Leninismus, den unsere Partei schon lange führte.

Die Beziehungen der Partei der Arbeit Albaniens zur Kommunistischen Partei der Sowjet-

union durchliefen vom Zeitpunkt der Machtübernahme der Chruschtschowianer bis zu dem Augenblick, in dem wir ihnen offen entgegentraten, einen komplizierten Prozeß mit Zickzackbewegungen, mit Perioden der Verschärfung und der zeitweiligen Normalisierung. Es war ein Prozeß der gegenseitigen Erkenntnis im Kampf, in Auseinandersetzungen, im ständigen Aufeinanderprallen der Standpunkte. Schon gleich nach dem Machtantritt der chruschtschowrevisionistischen Putschisten begann unsere Partei angesichts der Ereignisse, die dort stattfanden, angesichts einiger Auffassungen und Handlungen, die am Anfang noch verschwommen waren, Schritt für Schritt aber konkretere Gestalt annahmen, die große Gefahr zu spüren, die von dieser Renegatenclique ausging, die sich mit einer ohrenbetäubenden pseudomarxistischen Propaganda tarnte. Und sie begann zu erkennen, daß diese Clique zu einer ernststen Bedrohung sowohl für die gesamte Sache der Revolution und des Sozialismus als auch für unser Land wurde.

Wir stellten immer deutlicher fest, daß sich Nikita Chruschtschows Ansichten und Auffassungen über wichtige Fragen der kommunistischen Weltbewegung und des sozialistischen Lagers von unseren Ansichten und Auffassungen unterschieden. Besonders der 20. Parteitag der KPdSU war das Ereignis, das uns dazu veranlaßte, uns in Opposition zu Chruschtschow und den Chru-

schtschowianern zu stellen. Als Marxisten-Leninisten und auf marxistisch-leninistische Weise hatten wir die sowjetischen Führer immer wieder auf Vorbehalte und Einwände hingewiesen, die wir angesichts ihrer versöhnlerischen Haltung gegenüber den jugoslawischen Revisionisten, angesichts vieler Aspekte ihrer prinzipienlosen Außenpolitik, angesichts zahlreicher ihrer falschen und keineswegs marxistischen Auffassungen und Handlungen im Zusammenhang mit wichtigen internationalen u.a. Fragen hatten. Obwohl sie manchmal so taten, als lenkten sie ein, setzten sie ihren Weg fort, wir aber schluckten nicht, was sie uns aufstichteten, sondern verteidigten unsere Ansichten und verfolgten unsere eigene Außen- und Innenpolitik.

Das führte dazu, daß wir im Laufe der Zeit unsere gegenseitigen Positionen besser kennenlernten und daß keine Seite zur anderen mehr Vertrauen hatte. Wir für unseren Teil hüteten weiter die Freundschaft zur Sowjetunion, zu ihrem Volk, bauten weiter den Sozialismus nach den Lehren Lenins und Stalins auf, fuhren fort, den großen Stalin und sein Werk zu verteidigen und ohne Schwanken den jugoslawischen Revisionismus zu bekämpfen. Unsere Zweifel an den sowjetischen Revisionisten wuchsen und vertieften sich von Tag zu Tag, denn Tag für Tag handelten Chruschtschow und Konsorten dem Marxismus-Leninismus zuwider.

19

Chruschtschow kannte unsere Vorbehalte hinsichtlich des 20. Parteitags und seiner Politik gegenüber den Titoisten, dem Imperialismus usw., doch seine Taktik war, in den Beziehungen zu uns Albanern eine rasche Verschärfung zu vermeiden. Er hoffte, unsere Freundschaft für die Sowjetunion ausnutzen zu können, um die albanische Festung von innen her zu nehmen, um uns mit Lächeln und Drohungen, durch die Gewährung einiger zusammengestricherter Kredite sowie durch Druck und Blockade zum Nachgeben zu bringen. Chruschtschow und die Chruschtschowianer glaubten: »Wir kennen die Albaner, wenn sie auch noch so stur, noch so hitzköpfig sind, sie haben keinen Ausweg, denn wir haben sie in der Zange. Wenn sie sich zieren, wenn sie uns nicht gehorchen, dann zeigen wir ihnen die Zähne, stellen sie unter Blockade, boykottieren sie, und wer sich uns widersetzt, den stürzen wir.«

Die Chruschtschowgruppe bereitete dieses Vorgehen vor, sie entwickelte und vertiefte es, in der Meinung, sie werde ihr Ziel »friedlich« und »ohne Aufsehen« erreichen. Doch die Tatsachen lehrten sie, dass diese Taktik keine Früchte trug, und so kamen ihre Ungeduld und ihre Arroganz an den Tag. Die Lage spitzte sich zu, dann trat eine »Milderung« ein, um erneut einer Verschärfung Platz zu machen. Wir erkannten, wohin Chruschtschow und Genossen dieser Weg führen würde, deshalb schärften wir unsere Wachsamkeit und

versuchten — nicht ohne auf ihr anmaßendes Auftreten zu antworten — den »Frieden« zu verlängern, ohne von den Prinzipien abzugehen.

Doch eines Tages war das Maß voll. Der bisherige Scheinfrieden konnte nicht länger aufrechterhalten werden. Chruschtschow ging zum offenen Angriff über, um uns gefügig zu machen und zu zwingen, seiner durch und durch opportunistischen Linie zu folgen. Da sagten wir zu Chruschtschow laut und deutlich »Nein!«, sagten wir »Stop!« zu seiner verräterischen Tätigkeit. Dies war der Beginn eines langen und sehr schwierigen Kampfes, in dem unsere Partei — zu ihrem Ruhm und zum Ruhm des Volkes, das sie gebar und großzog — stets die Interessen ihres sozialistischen Vaterlandes, den Marxismus-Leninismus, die wirkliche kommunistische Weltbewegung verteidigt hat.

Viele Menschen verstanden damals die Haltung der Partei der Arbeit Albaniens nicht. Auch unter denen, die unserer Partei und unserem Land wohlgesonnen waren, gab es Menschen, die dieses Vorgehen für übereilt hielten. Manche hatten den Verrat der Chruschtschowianer noch nicht vollständig erkannt, andere wieder meinten, wir würden mit der Sowjetunion brechen, um uns China zuzuwenden, usw. Inzwischen haben nicht nur die Freunde, sondern auch die Feinde des sozialistischen Albanien den grundsätzlichen Charakter des ständigen Kampfes erkannt, den unsere

Partei gegen die Opportunisten aller Schattierungen geführt hat und führt.

Es hat sich inzwischen klar gezeigt, wie recht die Partei der Arbeit Albaniens hatte, als sie die Chruschtschowianer bekämpfte, anstatt ihrer Linie zu folgen. Diesem Kampf, der große Opfer verlangt hat und verlangt, verdankt unser kleines Vaterland die Freiheit und die Unabhängigkeit, die ihm so teuer sind, seine erfolgreiche Entwicklung auf dem Weg des Sozialismus. Nur der marxistisch-leninistischen Linie unserer Partei ist es zu verdanken, daß Albanien nicht zum Protektorat der Russen oder von sonst irgend jemand wurde und auch nie werden wird.

Seit 1961 unterhält unsere Partei der Arbeit keinerlei Verbindung, keinerlei Kontakt mehr mit den Chruschtschowianern. Auch künftig wird sie keine Parteibeziehungen zu ihnen herstellen. Und mit den sowjetischen Sozialimperialisten haben wir auch keine staatlichen Beziehungen und werden auch niemals welche aufnehmen. Wie bisher wird unsere Partei den ideologischen und politischen Kampf zur Entlarvung dieser Feinde des Marxismus-Leninismus konsequent entfalten. So handelten wir, als Chruschtschow noch an der Macht war, so handelten wir auch, als er gestürzt und durch die Breschnewmannschaft ersetzt wurde. Unsere Partei machte sich keine Illusionen, sie war im Gegenteil fest davon überzeugt, daß Breschnew, Kossygin, Suslow, Mikojan usw., die

Chruschtschows enge Mitarbeiter gewesen waren und gemeinsam mit ihm die revisionistische Konterrevolution in der Sowjetunion organisiert und ins Werk gesetzt hatten, konsequent ihre bisherige Linie weiterverfolgen würden.

Sie schalteten Chruschtschow aus, um den Chruschtschowismus vor der Diskreditierung durch die endlosen Narreteien des Meisters selbst zu bewahren; sie schalteten den »Vater« aus, um intensiver und effektiver die vollständige Wiederherstellung des Kapitalismus in der Sowjetunion betreiben zu können.

Dabei erwiesen sich Breschnew und Konsorten als »würdige Schüler« ihres anrühigen Lehrers. Innerhalb der Sowjetunion errichteten und stärkten sie das faschistische Diktaturregime, die Außenpolitik ihres Staates dagegen machten sie zu einer Politik des Großmachtchauvinismus, der Expansion und des Hegemonismus. Unter der Leitung der Breschnewschen Chruschtschowianer ist die Sowjetunion zu einer imperialistischen Weltmacht geworden und strebt wie die Vereinigten Staaten von Amerika nach Weltherrschaft. Bitteres Zeugnis von der durch und durch reaktionären Politik der sowjetischen Sozialimperialisten legen unter anderem die tragischen Ereignisse in der Tschechoslowakei, die Festigung der Herrschaft des Kreml über die Länder des Warschauer Vertrags, deren zunehmende allseitige Abhängigkeit von Moskau, der Griff des sowjetischen So-

zialimperialismus nach Asien, Afrika und anderen Gebieten ab.

Die richtige Einschätzung der reaktionären Innen- und Außenpolitik Breschnews durch unsere Partei, ihre entsprechenden Voraussagen haben sich bestätigt und bestätigen sich weiterhin ständig. Das jüngste Beispiel ist Afghanistan, wo die Breschnewschen Chruschtschowianer eine offene faschistische Aggression begangen haben und nun mit Feuer und Schwert die Flammen des Volkskriegs ersticken wollen, um ihre sozialimperialistische Besatzung zu verlängern.

Die Tatsache, daß unser Vaterland und unser kleines Volk nicht das tragische Schicksal all derer erlitten haben, die heute unter dem Joch der Imperialisten oder der Sozialimperialisten leiden, ist das beste Zeugnis dafür, wie richtig die prinzipienfeste, mutige und konsequente Linie war, die unsere Partei der Arbeit verfolgt hat und verfolgt.

Das Verdienst für diesen richtigen Weg gebührt der ganzen Partei und insbesondere ihrer Führung, dem Zentralkomitee, das — durchdrungen von den Lehren des Marxismus-Leninismus und unserer wegweisenden Theorie ergeben — die Partei und das Volk stets richtig geführt hat und führt. In den großen Stürmen, die wir zu bestehen hatten, erstrahlte und härtete sich die Einheit der Partei mit ihrer Führung und die Einheit des Volkes um die Partei. Diese stählerne Einheit

gab der Partei auch in dem schwierigen, aber ruhmvollen Kampf gegen die Chruschtschowrevisionisten Kraft und Mut; diese Einheit war und ist das Fundament der Beständigkeit und Sicherheit, mit der Albanien trotz Druck und Erpressungen, Lächeln und Demagogie der Feinde aller Schattierungen vorangeschritten ist und voranschreitet.

Als Kommunist und Parteiführer war es auch mir beschieden, aktiv an diesem ganzen heroischen Kampf unserer Partei teilzunehmen und meinen Beitrag dazu zu leisten. Häufig bin ich von der Partei und ihrer Führung beauftragt worden — schon gleich nach der Befreiung Albaniens, besonders aber in den Jahren zwischen 1950 und 1960 — Delegationen der Partei und des Staates bei offiziellen Begegnungen mit den Sowjetführern und wichtigen Führern anderer kommunistischer und Arbeiterparteien zu leiten. Ebenso haben wir uns oft gegenseitig Besuche abgestattet; ich habe an internationalen Beratungen und Versammlungen der kommunistischen Parteien teilgenommen und dort die richtige Linie der Partei, ihre Beschlüsse und Weisungen vorgetragen und verteidigt. Bei diesen Begegnungen habe ich ruhmreiche, unvergeßliche Führer wie Stalin, Dimitroff, Gottwald, Bierut, Pieck u.a. kennengelernt, ebenso kam ich aber auch in Kontakt mit den chruschtschowianischen Verrätern, lernte jene kennen, die in der Sowjetunion und den ehemals volksdemokratischen Ländern in einem langen und

komplizierten Prozeß schrittweise die Macht usurpierten.

Die Beziehungen, die unsere Partei in dieser Zeit mit ihnen unterhielt, die Haltung, die sie damals einnahm, spiegeln sich in den Dokumenten der Partei, in meinen auf Beschluß des Zentralkomitees veröffentlichten Schriften sowie in anderen, im Zentralarchiv der Partei befindlichen Dokumenten wider. Ich gebe nun auch diese Aufzeichnungen zur Veröffentlichung, meine Erinnerungen und Eindrücke von den zahlreichen Kontakten und Zusammenstößen mit den Chruschtschowianern aus der Zeit von 1953, nach Stalins Tod, bis Ende 1961, als die Chruschtschowgruppe die diplomatischen Beziehungen mit der Volksrepublik Albanien abbrach. Ich meine, daß zusammen mit den anderen über diese Zeit veröffentlichten Dokumenten und Materialien auch diese Aufzeichnungen den Kommunisten und den werktätigen Massen dazu dienen können, die konterrevolutionäre Tätigkeit der Sowjetrevisionisten innerhalb und außerhalb der Sowjetunion, aber auch den stets korrekten und konsequenten Kampf unserer Partei zur Verteidigung des Marxismus-Leninismus, unseres Volkes und unseres sozialistischen Vaterlandes besser kennenzulernen.

1980

1. RANGELEIEN IN DER OBERSTEN SOWJETFÜHRUNG

Stalins Tod. Die oberste Sowjetführung verteilt schon tags darauf die Ministerposten. Chruschtschow erklimmt die Stufen der Macht. Ernüchterung bei der ersten Begegnung mit den »neuen« sowjetischen Führern im Juni 1953. Übelmeinende Vorwürfe Mikojans und Bulganins. Das Ende von Berijas kurzer Herrschaft. Begegnung mit Chruschtschow im Juni 1954: »Ihr habt uns geholfen, Berija auf die Schliche zu kommen.« »Theoretische« Vorlesung Chruschtschows: Über die Rolle des Ersten Sekretärs der Partei und des Ministerpräsidenten. Die revisionistische Mafia webt innerhalb und außerhalb der Sowjetunion ihr Spinnennetz.

Die Art, wie Stalins Tod bekanntgegeben und wie die Beisetzungsfeierlichkeiten organisiert wurden, ließ bei uns, den albanischen Kommunisten und dem albanischen Volk, und bei anderen, die wie wir dachten, den Eindruck entste-

hen, daß sein Tod von vielen Mitgliedern des Präsidiums des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion ungeduldig erwartet worden war.

Einen Tag nach Stalins Tod, am 6. März 1953, wurde eilig eine gemeinsame Sitzung des Zentralkomitees der Partei, des Ministerrats und des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR einberufen. Bei solch großen Verlusten wie dem Stalins sind solche dringenden Sitzungen notwendig und unumgänglich. Doch die zahlreichen und einschneidenden Veränderungen, die tags darauf in der Presse bekanntgegeben wurden, zeigten, daß diese Dringlichkeitssitzung zu nichts anderem gedient hatte als... zur Verteilung der Posten! Stalin war noch kaum tot, sein Leichnam noch nicht in den Saal überführt, wo ihm die letzte Ehre erwiesen werden sollte, noch nicht einmal das Programm für die Trauerfeierlichkeiten war ausgearbeitet, die sowjetischen Kommunisten und das Sowjetvolk vergossen bittere Tränen über den großen Verlust, und die oberste Sowjetführung hatte nichts besseres zu tun als die Ministerposten zu verteilen! Ministerpräsident wurde Malenkow, Erster Stellvertretender Ministerpräsident und Innenminister Berija, dann folgten der Reihe nach Bulganin, Kaganowitsch, Mikojan, Molotow. An diesem einen Tag wurden einschneidende Veränderungen in allen hohen Organen der Partei und der Staatsmacht vorgenommen. Das Präsidium

und das Büro des Präsidiums des Zentralkomitees der Partei wurden zu einem einzigen Organ verschmolzen, Sekretäre des Zentralkomitees der Partei wurden neu gewählt, einige Ministerien wurden aufgelöst, andere zusammengelegt, im Präsidium des Obersten Sowjets wurden Veränderungen vorgenommen usw.

Diese Maßnahmen mußten auf uns unweigerlich einen tiefen, keineswegs guten Eindruck machen. Ganz von allein erhoben sich beunruhigende Fragen: Wie konnten nur so unerwartet, innerhalb eines Tages, und nicht irgendeines Tages, sondern des ersten Trauertages, solch einschneidende Veränderungen vorgenommen werden?! Es ist nur logisch, wenn man denkt und glaubt, daß alles schon vorher abgemacht war. Die Listen für diese Veränderungen waren schon beizeiten still und heimlich ausgearbeitet worden, und man wartete nur auf den Augenblick, bis man sie bekanntgeben konnte, um sowohl den einen als auch den anderen, sowohl diesen als auch jenen zufriedenzustellen. . .

Innerhalb weniger Stunden können selbst an einem ganz normalen Arbeitstag unmöglich dermaßen einschneidende Beschlüsse gefaßt werden.

Doch waren es am Anfang nur Bedenken, die uns beunruhigten und stutzig machten, so bestärkten der weitere Verlauf der Ereignisse, die Begebenheiten und Fakten, von denen wir später er-

führen, uns in der Überzeugung, daß jemand schon lange heimlich das Komplott vorbereitet hatte und nur den Augenblick abwartete, um den Kurs der Zerstörung der Bolschewistischen Partei und des Sozialismus in der Sowjetunion einschlagen zu können.

Auch bei Stalins Beisetzung zeigte sich ganz deutlich, daß im Präsidium des Zentralkomitees keine Einheit bestand. Jedes seiner Mitglieder versuchte, sich in den Vordergrund zu drängen, als erster zu Wort zu kommen. Anstatt sich vor den Völkern der Sowjetunion, allen Kommunisten der Welt, die Stalins unerwarteter Tod tief erschüttert und in grenzenlose Trauer gestürzt hatte, im Unglück einig zu zeigen, hatten die »Genossen« nichts anderes im Sinn, als sich vor der Öffentlichkeit den Rang abzulaufen. Chruschtschow eröffnete die Trauerfeier, Malenkow, Berija und Molotow sprachen vor dem Lenin-Mausoleum. Chruschtschow und seine Mitverschwörer heuchelten am Sarg Stalins und hatten dann, kaum waren die Beisetzungsfeierlichkeiten zu Ende, nichts Eiligeres zu tun, als sich wieder im Kreml einzuschließen, um mit der Aufteilung und Neuaufteilung der Posten fortzufahren.

Wie viele andere meinten auch wir, Molotow, der engste Mitarbeiter Stalins, der älteste, reifste, erfahrenste und in- und außerhalb der Sowjetunion bekannteste Bolschewik, werde zum Ersten Sekretär des Zentralkomitees der Kommuni-

stischen Partei der Sowjetunion gewählt werden. Doch das war nicht der Fall. Malenkow rückte an die Spitze, gefolgt von Berija. Hinter ihnen, etwas mehr im Schatten, stand damals ein »Panther«, der Anstalten traf, diese beiden zu verschlingen und zu liquidieren. Das war Nikita Chruschtschow.

Sein Aufstieg war wahrhaftig seltsam und undurchsichtig: man ernannte ihn lediglich zum Vorsitzenden der zentralen Kommission zur Organisation der Beisetzungsfeierlichkeiten für Stalin, und am 7. März, als die Aufteilung der Funktionen öffentlich bekanntgegeben wurde, erhielt er keinen neuen Posten. Er wurde nur von seiner Aufgabe als Erster Sekretär des Moskauer Parteikomitees entbunden, »um sich auf die Arbeit im Zentralkomitee der Partei zu konzentrieren«. Nur wenige Tage später, am 14. März 1953, wurde Malenkow »auf eigenen Wunsch« von der Funktion des Ersten Sekretärs des Zentralkomitees der Partei entbunden (!). Und im neuen Sekretariat, das am selben Tag gewählt wurde, rangierte Nikita Chruschtschow an der Spitze.

Obwohl uns dieses Vorgehen nichts anging, gefiel es uns doch überhaupt nicht. Wir wurden in unserem Glauben an die Stabilität der obersten sowjetischen Führung erschüttert, sagten uns aber, wir seien nun einmal überhaupt nicht im Bild über die Lage innerhalb der Partei und der Führung in der Sowjetunion. Bei meinen Kontakten

mit Stalin selbst, mit Malenkow, Molotow, Chruschtschow, Berija, Mikojan, Suslow, Woroschilow, Kaganowitsch und anderen hohen Führern war mir nicht die geringste Spaltung oder Unstimmigkeit unter ihnen aufgefallen.

Stalin kämpfte konsequent für die marxistisch-leninistische Einheit in der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und war selbst einer der entscheidenden Faktoren dafür. Diese Einheit in der Partei, um die Stalin sich bemühte, war nicht, wie Chruschtschow und die Chruschtschowianer im Kielwasser der Verleumdungen der Imperialisten und der internationalen kapitalistischen Bourgeoisie, die für den Sturz und die Zerschlagung der Diktatur des Proletariats in der Sowjetunion kämpften, später behaupteten, durch Terror geschaffen worden. Sie war vielmehr in den Siegen des Sozialismus, in der marxistisch-leninistischen Linie und Ideologie der Bolschewistischen Partei, in der großen und unbestreitbaren Persönlichkeit Stalins begründet. Das Vertrauen, das alle in Stalin gesetzt hatten, beruhte auf seiner Gerechtigkeit, auf seiner Fähigkeit, die er bei der Verteidigung der Sowjetunion und des Lenismus bewiesen hatte. Stalin führte den Klassenkampf richtig, versetzte den Feinden des Sozialismus (und daran tat er sehr gut) erbarmungslose Schläge. Das beweist uneingeschränkt der tägliche, konkrete Kampf Stalins, der Bolschewistischen Partei, des gesamten Sowjetvolks, das be-

weisen die politischen und ideologischen Schriften Stalins, die Dokumente und Beschlüsse der Kommunistischen Partei der Sowjetunion. Das beweisen die Presseveröffentlichungen und die Massenpropaganda gegen die Trotzlisten, die Bucharinisten, die Sinowjew- und Tuchatschewskianhänger und alle anderen Verräter zu jener Zeit. Dies war ein scharfer politischer und ideologischer Klassenkampf, bei dem es darum ging, den Sozialismus, die Diktatur des Proletariats, die Partei und die Prinzipien des Marxismus-Leninismus zu verteidigen. Dabei hat sich Stalin große Verdienste erworben.

Stalin hat sich als hervorragender Marxist-Leninist mit klaren Grundsätzen erwiesen, sehr mutig und besonnen, mit der Reife und Weitsicht eines marxistischen Revolutionärs. Erst wenn wir uns klarmachen, wie stark damals die äußeren und inneren Feinde der Sowjetunion waren, was für Intrigen, was für eine hemmungslose Propaganda sie betrieben, welche einer heimtückischen Taktik sie sich bedienten, können wir die korrekten Grundsätze und Handlungen Stalins an der Spitze der Kommunistischen Partei der Sowjetunion richtig ermessen. Wenn es in diesem gewaltigen, gerechten Kampf auch einige Auswüchse gab, so wurden sie nicht von Stalin verschuldet, sondern von Chruschtschow, Berija und Konsorten, die sich, als sie noch weniger mächtig waren, in finsterner und verhohlener Absicht beim Säubern

besonders eifrig zeigten. Damit wollten sie sich Kredit verschaffen als »glühende Verteidiger« der Diktatur des Proletariats, die »erbarmungslos die Feinde« verfolgten, um so die Leiter emporzuklimmen und dann später die Macht zu usurpieren. Es ist eine Tatsache, daß ein Jagoda oder ein Jeschow, als Stalin ihrer feindlichen Tätigkeit auf die Spur kam, vom Revolutionsgericht ohne Zögern verurteilt wurden. Diese Elemente sowie Chruschtschow, Mikojan, Berija und ihre Apparatschiks verheimlichten Stalin die Wahrheit. Auf die eine oder andere Weise täuschten, hintergingen sie Stalin. Er vertraute ihnen nicht, hatte ihnen deshalb offen ins Gesicht gesagt: »... wenn es mich nicht mehr gibt, werdet ihr die Sowjetunion verschandern.« Das hat Chruschtschow selbst zugegeben. Und Stalins Voraussage bewahrheitete sich. Zu seinen Lebzeiten sprachen auch diese Feinde von Einheit, doch nach seinem Tod schürten sie die Spaltung. Dieser Prozeß beschleunigte sich immer mehr.

Bei den Besuchen, die ich nach 1953 der Sowjetunion immer wieder abstattete, um mit den Sowjets Probleme der politischen und wirtschaftlichen Lage oder das eine oder andere Problem aus der internationalen Politik, das sie aufgeworfen hatten und zu dem sie angeblich auch unsere Meinung hören wollten, zu erörtern, fiel mir immer deutlicher auf, daß sich die Widersprüche zwischen den Mitgliedern des Präsidiums des

Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion verschärfen.

Einige Monate nach Stalins Tod, im Juni 1953, fuhr ich an der Spitze einer Partei- und Regierungsdelegation nach Moskau, um über die Vergabe eines Wirtschafts- und Militärkredits zu verhandeln.

Zu jener Zeit schien Malenkow der wichtigste Führer zu sein. Er war Vorsitzender des Ministerrats der Sowjetunion. Offensichtlich hatte Chruschtschow, obwohl er seit März 1953 auf der Liste der Sekretäre des Zentralkomitees der Partei den ersten Platz einnahm, noch nicht vollkommen die Macht ergriffen, den Putsch noch nicht vorbereitet.

Gewöhnlich trugen wir unser Anliegen zuerst schriftlich vor, so daß die Mitglieder des Präsidiums des ZK der Partei und der Sowjetregierung beizeiten Bescheid wußten. Wie sich herausstellte, hatten sie diesmal sogar schon beschlossen, was sie uns geben wollten und was nicht. Die sowjetischen Führer erwarteten uns im Kreml. Als wir eintraten, standen sie auf, und wir gaben einander der Reihe nach die Hand. Die üblichen Begrüßungsworte wurden gewechselt.

Ich kannte alle schon aus der Zeit Stalins. Malenkow hatte sich nicht verändert: grobschlächtig und mit einem gelblichen, bartlosen Gesicht. Ich hatte ihn Jahre zuvor in Moskau bei den Begegnungen mit Stalin kennengelernt, und er hat-

te einen guten Eindruck auf mich gemacht. Er bewunderte Stalin, und anscheinend schätzte Stalin auch ihn. Auf dem 19. Parteitag hielt Malenkow den Bericht des Zentralkomitees der Partei. Er war einer der relativ jungen Kader, die in die Führung gekommen waren, und später wurde er von dem getarnten Revisionisten Chruschtschow und seinen Kumpanen beseitigt. Doch damals stand er noch an der Spitze des Landes, hatte er doch die Funktion des Vorsitzenden des Ministerrats der UdSSR inne. Neben ihm saß Berija, mit hinter den Brillengläsern glitzernden Augen und Händen, die ständig in Bewegung waren. Nach Berija kam Molotow, ruhig, sympathisch. Wir hielten ihn für einen der Seriösesten und achteten ihn mit am meisten, war er doch ein alter Bolschewik schon aus der Zeit Lenins und ein enger Gefährte Stalins. Dies war unsere Meinung über Molotow auch nach Stalins Tod.

Nach Molotow kam Mikojan, das bräunliche Gesicht mürrisch, finster wie die Nacht. Dieser Krämer hielt einen jener dicken Stifte mit einer roten und einer blauen Seite in der Hand (der in keinem Büro der Sowjetunion fehlte) und »rechnete«. Er hatte sich nun noch größere Befugnisse verschafft. Am 6. März, dem Tag der Postenverteilung, war beschlossen worden, das Außen- und das Innenhandelsministerium zusammenzulegen, und den Posten des Krämer-Ministers hatte der Armenier an sich gerissen.

Ganz am Ende des Tisches schließlich saß geistesabwesend, bärtig und weißhaarig, mit wäßrigen blauen Augen Marschall Bulganin.

»Wir hören!« sagte Malenkow von oben herab. Eine durchaus nicht kameradschaftliche Eröffnung des Gesprächs. Das sollte zur Gepflogenheit der neuen Sowjetführer bei Verhandlungen werden und war zweifellos dazu bestimmt, den Stolz des großen Staates zu demonstrieren: »Also los, sagt, was ihr zu sagen habt, wir werden es uns anhören und dann unsere endgültige Meinung sagen.«

Ich konnte nicht gut russisch, sprechen konnte ich es überhaupt nicht, aber leidlich verstehen. Das Gespräch wurde mit Hilfe eines Dolmetschers geführt.

Ich begann über die Probleme zu sprechen, die uns zu schaffen machten, vor allem über die militärischen und wirtschaftlichen Fragen. Einleitend ging ich auf die innere und äußere politische Lage unseres Landes ein, die uns Sorgen bereitete. Ich mußte unbedingt unseren Bedarf und unsere Forderungen auf wirtschaftlichem wie auf militärischem Gebiet begründen. Was den militärischen Bereich anbelangt, war die Hilfe, die sie uns für die Armee gaben, stets unzureichend, minimal, auch wenn wir diese uns von ihnen bewilligte geringe Hilfe in der Öffentlichkeit sehr lobten. Ich verband die Begründung unserer bescheidenen Forderungen mit einer Darstellung

des Verhältnisses unseres Landes zu unseren jugoslawischen, griechischen und italienischen Nachbarn. Von allen Seiten her, vom Meer, aus der Luft und zu Land, betrieben die Feinde eine intensive feindliche Tätigkeit gegen unser Land, Diversion, Spionage und Sabotage. Wir befanden uns in ständigen Auseinandersetzungen mit den Diversantenbanden und benötigten Hilfe an Militärmaterial.

Ich achtete darauf, meine Darstellung so gedrängt und konkret wie möglich zu halten, versuchte Abschweifungen zu vermeiden, und doch hörte ich, als ich kaum zwanzig Minuten gesprochen hatte, wie Berija mit den Schlangenaugen zu dem mumiengleich dasitzenden und zuhörenden Malenkow sagte:

»Sollen wir ihnen nicht endlich sagen, was wir zu sagen haben, damit wir zu einem Ende kommen?«

Mit unbeweglichem Gesicht und ohne den Blick von mir zu wenden (er mußte natürlich vor seinen Stellvertretern die Autorität wahren!), sagte Malenkow zu Berija:

»Warte!«

Das ärgerte mich so, daß ich innerlich kochte, doch ich blieb beherrscht. Um ihnen zu verstehen zu geben, daß ich ihr Zwiegespräch gehört und verstanden hatte, kürzte ich meine Ausführungen ab und sagte dann zu Malenkow:

»Ich bin fertig.«

»*Pravilno**!« sagte Malenkow und erteilte Mikojan das Wort.

Berija, befriedigt, daß ich aufgehört hatte, steckte die Hände in die Taschen und musterte mich forschend, um zu ergründen, was für einen Eindruck ihre Antwort auf mich machte. Ich war natürlich nicht zufrieden mit dem, was sie uns auf unsere sehr bescheidenen Forderungen hin zu geben beschlossen hatten. Ich ergriff noch einmal das Wort und wies auf die starken Kürzungen hin, die sie an unseren Forderungen vorgenommen hatten. Mikojan fuhr hoch und gab »Erklärungen«: die Sowjetunion sei selbst arm, sie habe einen Krieg hinter sich, müsse auch den anderen helfen usw.

»Als wir unsere Forderungen zusammenstellten«, erwiderte ich Mikojan, »hatten wir die Umstände, die Sie gerade angeführt haben, ständig im Blick. Wir haben sogar sehr knapp kalkuliert. Eure Spezialisten, die bei uns arbeiten, können das bezeugen.«

»Unsere Spezialisten kennen die Möglichkeiten der Sowjetunion nicht. Wir kennen sie und wir haben Ihnen unsere Meinung gesagt und unsere Möglichkeiten genannt«, sagte Mikojan.

Molotow hielt den Kopf gesenkt. Er sagte etwas über die Beziehungen Albaniens zu seinen Nachbarn, hob dabei aber kein einziges Mal den

* Russisch im Original: richtig, gut.

Blick. Malenkow und Berija waren die beiden »Hähne im Korb«, Mikojan, kalt und griesgrämig, sprach weniger, aber wenn er sprach, kamen nur Gemeinheiten und Gift aus seinem Mund. Die Art, wie sie sprachen, sich beim Sprechen gegenseitig unterbrachen, wie sie sich aufplusterten, wenn sie »Ratschläge« gaben, ließ auf Unstimmigkeiten unter ihnen schließen.

»Da sie das alles ja bereits beschlossen haben«, sagte ich zu ihnen, »habe ich nichts mehr hinzuzufügen.«

»*Pravilno!*« sagte Malenkow erneut und fragte lauter: »Hat noch jemand etwas zu bemerken?«

»Ja, ich«, kam vom Ende des Tisches die Stimme Bulganins.

»Rede«, sagte Malenkow zu ihm.

Bulganin schlug einen Aktenordner auf und sagte im wesentlichen folgendes:

»Sie, Genosse Enver, haben Hilfe für die Armee verlangt. Wir sind einverstanden, Ihnen soviel zu geben, wie wir beschlossen haben. Ich habe aber noch einige kritische Bemerkungen. Die Armee muß eine zuverlässige Waffe der Diktatur des Proletariats sein, ihre Kader müssen der Partei treu ergeben und proletarischer Herkunft sein, die Partei muß die Armee fest unter ihrer Führung halten. . .«

Bulganin gab einen wahren Redeschwall von sich, lauter »Ratschläge« und »Moralpredigten«. Ich hörte aufmerksam zu und wartete auf

die Kritiken, doch sie wollten und wollten nicht kommen. Schließlich ließ er sie aus dem Sack:

»Genosse Enver, wir haben Informationen, daß viele Kader in eurer Armee Söhne von Beys und Agas, von zweifelhafter Herkunft sind und sich verdächtig verhalten. Wir müssen ganz sicher sein, in welche Hände die Waffen kommen, die wir euch geben«, fuhr er fort, »deshalb raten wir euch, untersucht das Problem gründlich und nehmt Säuberungen vor. . .«

Mir stieg das Blut ins Gesicht, denn das war eine Unterstellung und eine Beleidigung für die Kader unserer Armee. Mit erhobener Stimme fragte ich den Marschall:

»Woher haben Sie diese Informationen, die Sie mir so sicher vorhalten? Warum beleidigen Sie unsere Armee?«

Eisige Kälte legte sich über die Versammlung. Alle hoben den Kopf und blickten mich an, während ich auf die Antwort Bulganins wartete. Das war ihm peinlich, denn er hatte diese schneidende Frage nicht erwartet. Sein Blick richtete sich auf Berija.

Nun ergriff Berija das Wort. Hektisch und nervös bewegte er unablässig seine Augen und Hände, als er zu erzählen anhub, ihren Informationen nach gebe es bei uns ungeeignete und zweifelhafte Elemente nicht nur in der Armee, sondern auch im Staats- und Wirtschaftsapparat! Er nannte sogar eine Prozentzahl. Bulganin atme-

te erleichtert auf und blickte mit unverhohlener Befriedigung in die Runde, doch Berija trieb ihm das Lächeln schnell aus. Er widersprach nämlich offen Bulganins »Rat«, Säuberungen durchzuführen, betonte, die Elemente mit schlechter Vergangenheit, die später einen richtigen Weg eingeschlagen hätten, dürfe man nicht wegsäubern, man müsse ihnen vielmehr verzeihen. Der Groll und die tiefen Widersprüche zwischen den beiden traten ganz offen zutage. Wie sich später herausstellte, waren die Widersprüche zwischen Bulganin und Berija nicht nur einfach persönlicher Natur, in ihnen spiegelten sich die Widersprüche, Streitereien und tiefen Gegensätze zwischen dem sowjetischen Staatssicherheitsdienst und der sowjetischen militärischen Aufklärung wider. Doch das sollten wir erst später erfahren. Im Augenblick ging es um eine schwere Beschuldigung, die gegen uns vorgebracht worden war. Diese Beschuldigung konnten wir keinesfalls auf uns sitzen lassen, deshalb stand ich auf und sagte:

»Diejenigen, die Ihnen diese Informationen gegeben haben, sind Verleumder, also Feinde. Nichts von dem, was Sie gesagt haben, ist wahr. Die Kader unserer Armee sind nach ihrer Herkunft in ihrer überwältigenden Mehrzahl arme Bauern, Hirten, Arbeiter, Handwerker und revolutionäre Intellektuelle. Söhne von Beys und Agas gibt es in unserer Armee nicht. Und selbst wenn

es 10 oder 20 geben sollte, dann haben sie sich von ihrer Klasse losgesagt und im Krieg ihr Blut vergossen. Und wenn ich sage, ihr Blut vergossen, dann meine ich damit, daß sie nicht nur während des Kriegs mit dem Gewehr in der Hand gegen die äußeren Feinde gekämpft, sondern auch mit der Klasse gebrochen haben, aus der sie stammen, ja sogar mit ihren Eltern und Verwandten, wenn diese sich gegen Partei und Volk stellten. Alle Kader unserer Armee haben gekämpft und sind aus dem Kampf hervorgegangen, und ich weise diese Beschuldigungen nicht nur zurück, sondern erkläre Ihnen auch, daß Ihre Informanten Sie belügen, Verleumder sind. Ich versichere Ihnen, daß die Waffen, die wir von euch erhalten haben und noch erhalten werden, in sicheren Händen waren und sind, daß unsere Volksarmee seit jeher von der Partei der Arbeit geleitet wird und von niemand anderem. Das war alles, was ich zu sagen hatte!« Und ich setzte mich.

Als ich fertig war, ergriff Malenkow das Wort und beendete die Debatte. Er betonte, er schließe sich seinen Vorrednern an, und schüttete einen ganzen Sack voll »Ratschlägen und Anweisungen« aus. Auch er ging auf unsere Debatte mit Bulganin und Berija über die »Feinde« in unserer Armee ein.

»Was die Säuberungen in der Armee anbelangt, so darf man meiner Meinung nach das Problem nicht so stellen«, sagte Malenkow

und widersprach damit dem »Ratschlag« Bulganins, wir sollten Säuberungen vornehmen. »Die Menschen kommen nicht vollkommen auf die Welt, sie machen in ihrem Leben auch Fehler. Wir dürfen uns nicht davor fürchten, denen, die Fehler gemacht haben, ihre Vergangenheit zu verzeihen. Bei uns gibt es Leute, die mit der Waffe in der Hand gegen uns gekämpft haben, doch wir sind gerade jetzt dabei, ihnen durch besondere Amnestiegesetze ihre Vergangenheit zu verzeihen und die Möglichkeit zur Arbeit in der Armee einzuräumen, ja selbst Zugang zur Partei zu geben. Der Begriff 'Säuberung' der Armee ist ungeeignet«, wiederholte Malenkow und schloß die Diskussion.

Es war unbegreiflich: der eine behauptete aufs Geratewohl, bei uns gebe es Feinde und wir müßten Säuberungen durchführen, während der andere erklärte, man werde »Amnestiegesetze erlassen und ihnen ihre Vergangenheit verzeihen«!

Doch das waren ihre Auffassungen. Wir hörten aufmerksam zu, und wo wir anderer Meinung waren, widersprachen wir ihnen offen. Abschließend bedankte ich mich dafür, daß man uns empfangen hatte, und ließ beiläufig fallen, das Zentralkomitee unserer Partei habe beschlossen, daß ich zur Entlastung von den vielen Funktionen entbunden werden und nur die wichtigste Funktion des Generalsekretärs der Partei behalten

sollte. (Damals war ich gleichzeitig Generalsekretär, Ministerpräsident, Verteidigungsminister und Außenminister. Diese Funktionen waren mir aus der Zeit gleich nach der Befreiung des Landes geblieben, als wir mit vielen von den inneren und äußeren Feinden verursachten Schwierigkeiten fertig werden mußten.)

Malenkow hielt diesen Beschluß für richtig und wiederholte gleich zweimal hintereinander sein heißgeliebtes »*pravilno*«. Mehr hatten wir nicht zu sagen, so gaben wir uns die Hand und gingen auseinander.

Der Schluß, den ich aus diesem Treffen zog, war bitter. Ich sah, daß man in der Führung der Sowjetunion unserem Land nicht wohlgesinnt war. Ihr großspuriges Auftreten bei der Zusammenkunft, die Tatsache, daß sie uns die wenigen Dinge, die wir wünschten, nicht gaben, und der verleumderische Angriff auf die Kader unserer Armee waren keine guten Zeichen.

Außerdem stellte ich bei diesem Treffen fest, daß es im Präsidium der Kommunistischen Partei der Sowjetunion keine Einheit gab: Malenkow und Berija dominierten, Molotow sagte fast überhaupt nichts, Mikojan, im Schatten, verspritzte Gift, während Bulganin Mist von sich gab.

Offensichtlich waren unter den tonangebenden Leuten im Präsidium des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion Rängeleien ausgebrochen. Obwohl sie sich bemühten,

nach außen hin den Eindruck zu vermeiden, daß im Kreml gerade eine »Wachablösung« stattfand, ließ sich doch nicht alles verbergen. In Partei und Regierung fanden weiter Umbesetzungen statt. Chruschtschow versetzte Malenkov einen Fußtritt, indem er ihm nur noch den Ministerpräsidentenposten beließ, und wurde im September 1953 selbst Erster Sekretär des Zentralkomitees. Natürlich hatten Chruschtschow und die Gruppe seiner Vertrauten die Intrige im Präsidium sorgfältig eingefädelt, indem sie unter den Gegnern Streitereien schürten, indem sie Berija aus dem Weg räumten und die anderen, wie es scheint, »zur Räson brachten«.

Von Berijas Festnahme und Hinrichtung gibt es viele Versionen. Unter anderem hieß es, Berija sei von Leuten der Armee mit General Moskalenko an der Spitze direkt in einer Sitzung des Präsidiums des Zentralkomitees der Partei verhaftet worden. Offenbar übertrugen Chruschtschow und Konsorten diesen »Spezialauftrag« der Armee, weil sie dem Staatssicherheitsdienst, der jahrelang in der Hand Berijas gewesen war, nicht trauten. Der Plan war schon früher ausgeheckt worden: Während das Präsidium des ZK der Partei tagte, hatten Moskalenko und seine Leute unbemerkt ein angrenzendes Zimmer betreten. Im entsprechenden Augenblick hatte Malenkov auf einen Klingelknopf gedrückt, worauf Moskalenko das Amtszimmer, in dem die Sitzung statt-

fand, betrat und sich Berija näherte, um ihn zu verhaften. Dieser, so heißt es, habe die Hand nach der Mappe neben sich ausgestreckt, doch Chruschtschow, der neben ihm saß und »gut aufpaßte«, sei »geschickter« gewesen und habe die Mappe früher an sich gebracht. Der »Vogel« habe in der Schlinge gesessen, die Aktion sei mit Erfolg gekrönt gewesen! Genau wie in einem Kriminalfilm, doch nicht in einem x-beliebigen: die Darsteller waren Mitglieder des Präsidiums des ZK der KPdSU!

So, sagte man, habe es sich abgespielt, und auch Chruschtschow selbst bestätigte das. Später berichtete uns auch ein General, ein sowjetischer Militärberater, ich glaube, er hieß Sergatzkow, als er nach Tirana kam, etwas über den Prozeß gegen Berija. Er sagte, man habe ihn als Zeuge geladen, damit er vor Gericht aussage, Berija habe sich ihm gegenüber arrogant benommen. Dabei sagte Sergatzkow im Vertrauen zu unseren Genossen: »Berija hat sich vor Gericht sehr geschickt verteidigt, er hat nichts zugegeben und alle Anschuldigungen zurückgewiesen.«

Im Juni 1954, einige Monate, nachdem Chruschtschow zum Ersten Sekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion aufgestiegen war, war es nötig, daß ich zusammen mit Genossen Hysni Kapo nach Moskau fuhr, wo wir um eine Unterredung mit den Sowjetführern ersuchten, um die durch ihr

Verschulden ungelöst gebliebenen Wirtschaftsprobleme zu besprechen. Empfangen wurden wir von Chruschtschow und Malenkow, der damals noch Ministerpräsident war; außerdem waren Woroschilow, Mikojan, Suslow und ein oder zwei andere niedrigeren Ranges anwesend.

Chruschtschow war ich schon vor Stalins Tod ein oder zwei Mal in der Ukraine begegnet. Wir hatten den Krieg gerade erst hinter uns, und verständlicherweise hatten wir damals ein großes Vertrauen nicht nur zu Stalin, zur Sowjetunion, zur Kommunistischen Partei der Sowjetunion, was ganz unbestritten war, sondern auch zu allen anderen Führern der Kommunistischen Partei der Sowjetunion. Chruschtschow war mir schon beim ersten Treffen vorgekommen wie ein »lebhafter, gutmütiger Schwätzer«, der es sich nicht nehmen ließ, Gutes über unseren Kampf zu sagen, obwohl er offensichtlich nichts darüber wußte.

Er gab mir einen oberflächlichen Überblick über die Ukraine und lud mich zu einem Mittagessen ein, von dem mir eine Suppe namens »Borschtsch« und eine Art Joghurt in Erinnerung geblieben sind. Letzterer war so dick, daß man ihn mit dem Messer hätte schneiden können, und ich nicht wußte, ob das nun Joghurt oder Käse war. Er schenkte mir ein besticktes ukrainisches Hemd und entschuldigte sich bei mir, weil er zu einer Bürositzung nach Moskau fahren mußte.

Während der ganzen Begegnung, die in Kiew stattfand, rühmte Chruschtschow Stalin in den höchsten Tönen. Ich sah damals nur, wie die Führer, die dieses von uns so geliebte große Land mit so viel Geschick leiteten, in Moskau mit dem Flugzeug ankamen und wieder abflogen, hörte alle ihre guten Worte über Stalin, und ich freute mich natürlich sehr darüber, war begeistert von den Erfolgen, die sie erzielt hatten.

Doch Chruschtschows derart unerwarteter und rascher Aufstieg an die Macht hinterließ keinen guten Eindruck bei uns. Nicht, daß wir etwas gegen ihn gehabt hätten, wir waren aber der Meinung, daß Chruschtschows Rolle und Person weder in der Sowjetunion noch auf der Welt anerkannt genug waren, als daß man ihn so schnell an den Platz des großen Stalin als Erster Sekretär des Zentralkomitees der Partei hätte stellen sollen. Bei all den Begegnungen, die wir über Jahre hinweg mit Stalin gehabt hatten, war Chruschtschow nie in Erscheinung getreten, obwohl bei den meisten Treffen fast alle der höchsten Führer der Partei und des Sowjetstaats anwesend waren. Trotzdem äußerten und erwähnten wir nie, welchen Eindruck Chruschtschows steiler Aufstieg auf uns machte. Wir betrachteten dies als eine innere Angelegenheit der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, meinten, sie müßten selber wissen, was sie tun, und wünschten uns von ganzem Herzen, daß in der Sowjetunion weiter

stets alles so gut laufen würde wie zur Zeit Stalins.

Nun war also der Tag gekommen, da wir es zum ersten Mal bei einer offiziellen Besprechung direkt mit Chruschtschow zu tun hatten.

Ich ergriff als erster das Wort. Ich gab eine kurze Darstellung der wirtschaftlichen, politischen und organisatorischen Lage in unserem Land, unserer Partei und unserer Volksmacht. Da ich von dem Treffen mit Malenkov im Jahr zuvor wußte, daß die neuen Führer der sowjetischen Partei und des Sowjetstaats einem nicht gerne lange zuhörten, bemühte ich mich, einen möglichst gedrängten Überblick zu geben. Dabei legte ich das Gewicht vor allem auf die wirtschaftlichen Fragen, über die wir der Sowjetführung zwei Monate zuvor in einem Brief ausführlich berichtet hatten. Ich erinnere mich, daß mich Chruschtschow bei meinen Ausführungen nur einmal unterbrach. Ich berichtete gerade von den sehr hohen Ergebnissen, die bei den jüngsten Wahlen zur Volksversammlung in unserem Land erzielt worden waren, und von der festen Einheit Partei-Volk-Staatsmacht, die sich bei den Wahlen gezeigt hatte.

»Ihr dürft euch durch diese Ergebnisse nicht einlullen lassen«, unterbrach mich Chruschtschow und wies uns damit auf etwas hin, was wir nicht nur ständig beachteten, sondern was ich auch selbst kurz zuvor in meinen Ausführungen betont hatte:

die Arbeit nämlich, die wir leisteten, um die Einheit zu festigen, die Liebe des Volkes zu Partei und Staatsmacht zu erhöhen, die Wachsamkeit zu schärfen usw. Nun, immerhin war es sein Recht, uns so viele Ratschläge zu geben, wie er wollte, und es gab keinen Grund für uns, deshalb gekränkt zu sein.

Gleich nach mir ergriff Chruschtschow das Wort und zeigte schon zu Beginn, in welcher Taschenspielermanier er mit den Problemen umging:

»Wir kennen eure Lage und eure Probleme aus dem Material, das wir studiert haben«, fing er an. »Durch den Bericht, den Genosse Enver hier gegeben hat, sind die Fragen noch klarer geworden, und ich würde ihn als einen 'gemeinsamen Bericht' von euch und von uns bezeichnen. Aber«, fuhr er fort, »ich bin noch ein schlechter Albaner und möchte jetzt weder über die wirtschaftlichen noch über die politischen Probleme sprechen, die Genosse Enver angeschnitten hat, weil wir sie bei uns noch nicht erörtert haben und noch nicht zu einer gemeinsamen Auffassung gelangt sind. Ich möchte deshalb über etwas anderes sprechen.«

Und er begann einen wortreichen Vortrag über die Bedeutung der Rolle der Partei.

Er sprach laut, begleitet von vielen Hand- und Kopfbewegungen; seine Augen wanderten ständig umher, ohne je irgendwo zu verharren.

Immer wieder unterbrach er seine Rede und stellte Fragen, um dann, häufig ohne eine Antwort abzuwarten, von Thema zu Thema springend fortzufahren.

»Die Partei«, theoretisierte er an uns hin, »führt, organisiert, kontrolliert. Sie ist die Initiatorin, die Inspiratorin. Berija jedoch wollte der Partei ihre Rolle nehmen.« Und nach einem Moment des Schweigens fragte er mich: »Habt ihr die Resolution erhalten, in der die Bestrafung Berijas bekanntgegeben wird?«

»Ja«, antwortete ich.

Er ließ seine Ansprache über die Partei sein und fing an, über Berijas Tätigkeit zu sprechen. Er warf ihm ungefähr alles vor, schob ihm die Schuld an vielen Mißständen in die Schuhe. Das war der erste Vorgeschmack auf die Angriffe gegen Stalin. Chruschtschow spürte, daß er vorläufig noch nicht gegen Stalin, gegen sein Werk und seine Gestalt angehen konnte, deshalb fing er bei Berija an, um den Boden vorzubereiten. Bei dieser Zusammenkunft erklärte uns Chruschtschow zu unserem Erstaunen sogar:

»Als Sie letztes Jahr hier waren, haben Sie uns dabei geholfen, Berija auf die Schliche zu kommen und ihn zu entlarven.«

Ich blickte ihn verwundert an, um herauszufinden, worauf er hinauswollte. Chruschtschows Erklärung sah folgendermaßen aus:

»Erinnern Sie sich an die Diskussion, die

Sie letztes Jahr mit Bulganin und Berija über den Vorwurf hatten, den sie eurer Armee machten? Wir hatten diese Informationen von Berija, und Ihr heftiger Widerstand in Gegenwart der Genossen des Präsidiums half uns, unseren Verdacht und die Beweise, die wir für Berijas feindliche Tätigkeit hatten, zu komplettieren. Wenige Tage nach Ihrer Rückkehr nach Albanien haben wir ihn bestraft.«

Doch bei dieser ersten Begegnung mit uns ging es Chruschtschow nicht allein um Berija. Die Akte »Berija« war abgeschlossen, Chruschtschow hatte mit ihm abgerechnet. Nun mußte er weitergehen. Er hielt sich lange bei der Frage der Bedeutung und Rolle des Ersten Sekretärs bzw. Generalsekretärs der Partei auf.

»Für mich ist es unwichtig«, sagte er im wesentlichen, »ob man 'Erster' oder 'General-' sagt. Wichtig ist, daß man in diese Funktion den Tüchtigsten, den Fähigsten, den Mann mit der meisten Autorität im Land wählt. Wir haben unsere Erfahrungen gemacht«, fuhr er fort. »Nach Stalins Tod waren wir vier Sekretäre des Zentralkomitees, doch wir hatten keinen Verantwortlichen, und so gab es keinen, der die Sitzungsprotokolle hätte unterzeichnen können!«

Er ließ sich weitschweifig über die »prinzipielle« Seite dieser Frage aus und verkniff es sich dann auch nicht, leicht zu durchschauende Nadelstiche auszuteilen, natürlich gegen Malen-

kow, ohne daß er irgendwo seinen Namen erwähnt hätte.

»Stellen Sie sich vor, was passieren würde«, sagte er hinterhältig, »wenn der fähigste und einflußreichste Genosse zum Vorsitzenden des Ministerrats gewählt würde. Zu ihm würden alle angelaufen kommen, und so bestünde die Gefahr, daß die auf dem Parteiweg vorgetragene Einwände nicht berücksichtigt würden. Auf diese Weise würde die Partei ins zweite Glied rücken, sich in ein Organ des Ministerrats verwandeln.«

Während er sprach, blickte ich einige Male auf Malenkow, dessen Gesicht die gelblichgraue Farbe von Lehm angenommen hatte, und der weder Kopf noch Körper, noch Hände bewegte.

Woroschilow, der rot wie eine Tomate geworden war, sah mich an und wartete, bis Chruschtschow seine »Ansprache« beendet hatte. Dann hob er an. Er wies mich darauf hin (als ob ich es nicht wüßte), daß auch die Funktion des Ministerpräsidenten aus diesem und jenem Grund sehr wichtig sei, usw.

»Ich glaube«, sagte Woroschilow in unsicherem Ton, nicht wissend, wie er es beiden recht machen sollte, »Genosse Chruschtschow wollte dem Ministerrat nicht seine besondere Bedeutung absprechen. Auch der Ministerpräsident...«

Malenkows Gesicht wurde nun vollends lehmfarben. Woroschilow, der das ungünstige Bild, das Chruschtschow besonders von Malen-

kow gezeichnet hatte, ein wenig hatte abmildern wollen, hatte dabei die gespannte Lage im Präsidium des ZK der Partei noch augenscheinlicher gemacht. Auch Klim Woroschilow erteilte uns nun einige Minuten lang Unterricht über die Rolle und Bedeutung des Ministerpräsidenten!

Malenkow war der »Prügelknabe«, den man mir servierte, um mir einen »Vorgesmack« zu geben. Und für mich ergab sich aus diesen beiden Lektionen klar, daß sich die Spaltung im Präsidium des ZK der KP der Sowjetunion vertiefte, und daß Malenkow und seine Leute sich auf dem absteigenden Ast befanden. Wohin dieser Prozeß führen sollte, sahen wir später.

Auf demselben Treffen teilte uns Chruschtschow mit, daß auch den anderen Bruderparteien die sowjetische »Erfahrung« vermittelt worden sei — wer nämlich in den anderen volkdemokratischen Ländern Erster Sekretär der Partei und wer Ministerpräsident zu sein habe.

»Wir haben auch mit den polnischen Genossen vor ihrem Parteitag über diese Fragen gesprochen«, erklärte uns Chruschtschow. »Wir haben die Sache gründlich durchdiskutiert und sind zur Meinung gelangt, daß Genosse Bierut Vorsitzender des Ministerrats bleiben und Genosse Ochab Erster Sekretär der Partei werden sollte...«

Chruschtschow war also von Anfang an dafür, Bierut von der Führungsspitze der Partei zu entfernen (und später ganz auszuschalten),

hatte er doch darauf gedrängt, daß Ochab — »ein sehr guter polnischer Genosse«, wie er uns gegenüber betonte — zum Ersten Sekretär der Partei gewählt würde. Alle revisionistischen Elemente, die sich bis dahin verborgen gehalten und den Kopf eingezogen hatten, um die passende Gelegenheit abzuwarten, erhielten also grünes Licht. Diese Gelegenheit lieferte ihnen jetzt Chruschtschow, der mit seinem Vorgehen, seinen Auffassungen und »neuen Ideen« zum Inspirator und Organisator von »Veränderungen« und »Reorganisationsmaßnahmen« wurde.

Doch der Parteitag der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei erfüllte Chruschtschow seinen Wunsch nicht. Bierut, ein zielbewußter marxistisch-leninistischer Genosse, den ich in sehr guter Erinnerung behalten habe, wurde zum Ersten Sekretär der Partei gewählt, während Cyrankiewicz Ministerpräsident wurde.

Chruschtschow »schickte sich« in diese Entscheidung, weil ihm nichts anderes übrig blieb. Doch die revisionistische Mafia, die zum Leben erwacht war, ließ kein Mittel und keine Möglichkeit außer acht. Sie war dabei, ein Spinnennetz zu weben. Und wenn Bierut schon nicht von der Parteiführung in Warschau abgesetzt wurde, wie es Chruschtschow wollte und angeordnet hatte, so wurde er dann eben später durch einen plötzlichen »Schnupfen« in Moskau ganz abberufen!

2. CHRUSCHTSCHOWS STRATEGIE UND TAKTIK INNERHALB DER SOWJETUNION

Die Wurzeln der Tragödie in der Sowjetunion. Die Etappen von Chruschtschows politischer und ideologischer Machtübernahme. Die chruschtschowianische Kaste läßt das Schwert der Revolution rostig werden. Was verbarg sich hinter Chruschtschows »kollektiver Führung«? Chruschtschow und Mikojan — Köpfe des konterrevolutionären Komplotts. Der Wind des Liberalismus streicht durch die Sowjetunion. Chruschtschow und Woroschilow sprechen offen gegen Stalin. Chruschtschow etabliert seinen Kult. Die Feinde der Revolution werden zu »Helden« und »Opfern« erklärt.

Eine der Hauptstoßrichtungen von Chruschtschows Strategie und Taktik war es, die politische und ideologische Macht innerhalb der Sowjetunion vollständig an sich zu bringen und die sowjetische Armee und die Staatssicherheitsorgane in seinen Dienst zu stellen.

Um diese Absicht zu verwirklichen, ging die Chruschtschowgruppe in Etappen vor. Zu Beginn griff sie den Marxismus-Leninismus, den Aufbau des Sozialismus in der Sowjetunion und Stalin nicht direkt an. Diese Gruppe verwies im Gegenteil auf die bisher erreichten Erfolge, übertrieb sie sogar, wo sie nur konnte, um sich Kredit zu verschaffen und einen Zustand der Euphorie herbeizuführen und dann später Basis und Überbau des Sozialismus zerstören zu können.

Vor allem mußte diese Renegatengruppe die Partei in die Hand bekommen, um den möglichen Widerstand jener Kader zu brechen, die die revolutionäre Wachsamkeit der Klasse nicht eingebüßt hatten, um die Schwankenden zu neutralisieren und durch Überzeugung oder Drohung für sich zu gewinnen und um in die maßgeblichen Leitungsfunktionen die schlechten, antimarxistischen, karrieristischen, opportunistischen Elemente zu heben, an denen es in der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und im sowjetischen Staatsapparat natürlich nicht fehlte.

Nach dem Großen Vaterländischen Krieg zeigten sich in der Kommunistischen Partei der Sowjetunion einige unerfreuliche Erscheinungen. Die schwierige wirtschaftliche Lage, die Verheerungen, die Zerstörungen, die großen Menschenverluste, die die Sowjetunion erlitten hatte, all das erforderte die totale Mobilisierung der Kader und der Massen für ihre Konsolidierung und

ihrem Fortschritt. Doch stattdessen ließ sich bei vielen Kadern ein charakterlicher und moralischer Verfall feststellen. Auf der anderen Seite war es so, daß die größtenwahnsinnigen Elemente mit ihrem Hochmut und ihrem Buhlen um den Ruhm der gewonnenen Schlachten, mit den Auszeichnungen und Privilegien sowie vielen anderen Unsitten und falschen Anschauungen die Wachsamkeit der Partei einschläferten und erstickten, die Partei von innen her zersetzten. Es entstand die größtenwahnsinnige Kaste in der Armee, die ihre übermächtige und arrogante Herrschaft auch auf die Partei ausdehnte und so deren proletarischen Charakter veränderte. Die Kaste ließ das Schwert der Revolution, das die Partei hätte sein müssen, rostig werden.

Meiner Meinung nach zeigten sich in der Kommunistischen Partei der Sowjetunion schon vor, besonders aber nach dem Krieg Anzeichen einer sträflichen Apathie. Diese Partei hatte zwar einen großen Namen, auch hatte sie auf ihrem Weg große Erfolge erzielt, zugleich aber hatte sie den revolutionären Geist einzubüßen begonnen, wurde sie von Bürokratismus und Routine befallen. Die leninistischen Normen, Lenins und Stalins Lehren waren von den Apparatschiks in schale, wirkungslose Formeln und Schlagworte verwandelt worden. Die Sowjetunion war ein großes Land, das Volk arbeitete, produzierte, schuf. Es hieß, die Industrie entwickle sich im ge-

botenen Tempo, die sozialistische Landwirtschaft mache Fortschritte, doch diese Entwicklung war nicht stark genug.

Was den Fortschritt bremste, war nicht etwa Stalins »falsche« Linie, ganz im Gegenteil, diese Linie war richtig, marxistisch-leninistisch. Doch oft wurde sie schlecht umgesetzt oder gar von feindlichen Elementen verzerrt und sabotiert. Stalins richtige Linie wurde auch von den verkappten Feinden in der Partei und den Staatsorganen entstellt, von den Opportunisten, Liberalen, Trotz-kisten, Revisionisten wie den Chruschtschows, Mikojans, Suslows, Kossygin usw., die später dann offen auftraten.

Chruschtschow und seine engsten Mitputschisten gehörten schon vor Stalins Tod zu den hohen Führern, die hinter den Kulissen wirkten, die den geeigneten Moment für ein breitangelegtes, offenes Handeln vorbereiteten und abwarteten. Diese Verräter waren tatsächlich ausgekochte Verschwörer, die auf die Erfahrung der diversen russischen Konterrevolutionäre, die Erfahrung der Anarchisten, Trotz-kisten und Bucharinisten zurückgriffen. Sie waren auch vertraut mit der Erfahrung der Revolution, der Bolschewistischen Partei, nur daß sie daraus nichts Gutes lernten, sondern all das, was sie brauchten, um die Revolution und den Sozialismus zu untergraben und dabei den Schlägen der Revolution und der Diktatur des Proletariats zu entgehen. Kurz, sie wa-

ren Konterrevolutionäre und Doppelzüngler. Auf der einen Seite brachten sie Lobeshymnen auf den Sozialismus, auf die Revolution, die Kommunistische Partei der Bolschewiki, auf Lenin und Stalin aus, und auf der anderen Seite bereiteten sie die Konterrevolution vor.

Dieser ganze Abschaum, der sich da angesammelt hatte, betrieb also mit den raffiniertesten Methoden Sabotage, getarnt mit Lobliedern auf Stalin und das sozialistische Regime. Diese Elemente desorganisierten die Revolution und organisierten die Konterrevolution, sie demonstrierten »Härte« gegenüber den inneren Feinden, um in Partei, Staat und Volk Angst und Terror zu verbreiten. Genau sie waren es, die Stalin in ihren Berichten ein euphorisches Bild von der Lage gaben, während sie in Wirklichkeit die Grundlagen der Partei, des Staates zerrütteten, Entartung ins Denken der Menschen trugen und einen Riesen-kult um Stalin entfachten, um ihn dann später leichter stürzen zu können.

Dies war eine heimtückische, feindliche Tätigkeit, die der Sowjetunion, der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und Stalin, der, wie die historischen Tatsachen zeigten, von Feinden umgeben war, die Kehle zudrückte. Kaum ein Mitglied des Präsidiums und des Zentralkomitees erhob die Stimme, um den Sozialismus und Stalin zu verteidigen.

Wenn man die politischen, ideologischen und

organisatorischen Direktiven Stalins zur Organisation und Leitung der Partei, des Kampfes und der Arbeit eingehend analysiert, wird man im großen und ganzen keine prinzipiellen Fehler finden. Wenn man sich aber auch ansieht, wie sie von den Feinden entstellt und wie sie praktisch umgesetzt wurden, dann erkennt man die gefährlichen Auswirkungen dieser Entstellungen, dann wird deutlich, warum die Partei zu verbürokratisieren begann, in Routinearbeit, in gefährlichem Formalismus zu versacken anfang, die sie erdrückten, ihr den Atem und den revolutionären Schwung nahmen. Die Partei wurde von schwerem Rost, von politischer Apathie befallen; es machte sich die irrige Meinung breit, nur der Kopf, die Führung, habe zu wirken und alles zu lösen. Diese Auffassung führte dazu, daß es überall und bei allem hieß: »Die Führung weiß schon Bescheid«, »Das Zentralkomitee irrt sich nicht«, »Das hat Stalin gesagt, und fertig« usw. Vieles davon mag Stalin gar nicht gesagt haben, aber man versteckte sich hinter seinem Namen. Die Apparate und die Partei- und Staatsangestellten wurden »allmächtig«, »unfehlbar«, sie handelten bürokratisch und beriefen sich dabei auf den demokratischen Zentralismus, auf die bolschewistische Kritik und Selbstkritik, die in Wirklichkeit nicht mehr bolschewistisch war. Zweifellos büßte die Bolschewistische Partei so ihre einstige Lebenskraft ein. Sie bewahrte richtige Formeln, aber

es waren eben nur Formeln; sie führte durch, war aber nicht selbstständig aktiv, die Arbeitsmethoden und -formen bei der Leitung der Partei führten genau zum Gegenteil.

Unter diesen Verhältnissen begannen die bürokratisch-administrativen Maßnahmen über die revolutionären vorzuherrschen. Die Wachsamkeit war nicht mehr operativ, denn sie war nicht mehr revolutionär, auch wenn man davon tönte. Sie wurde von einer Wachsamkeit der Partei und der Massen zu einer Wachsamkeit der bürokratischen Apparate und verwandelte sich — wenn auch nicht völlig der Form nach, so doch faktisch — in eine Wachsamkeit des Staatssicherheitsdiensts und der Gerichte.

Es ist nur folgerichtig, daß unter solchen Umständen in der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, unter den Kommunisten und im Bewußtsein vieler von ihnen Denkweisen und Anschauungen Wurzeln schlügen und sich zu entfalten begannen, die nicht proletarisch, nicht klassenmäßig genannt werden konnten. Karrierismus, Liebedienerei, Scharlatanerie, Günstlingswirtschaft, antiproletarische Moral usw. begannen sich auszubreiten. All das zerfraß die Partei von innen, erstickte den klassenkämpferischen, den Opfergeist und förderte das Streben nach einem »guten«, bequemen Leben mit Privilegien, persönlichen Vorteilen bei möglichst wenig Arbeit und Mühe. So entstand die bürgerliche und klein-

bürgerliche Denkweise, die sich in Äußerungen und Ansichten bemerkbar machte wie: »Wir haben für diesen sozialistischen Staat gearbeitet, gekämpft, und wir haben gesiegt, jetzt wollen wir auch etwas davon haben. Wir sind unantastbar, unsere Vergangenheit schützt uns vor allem.« Das Allergefährlichste war, daß diese Denkweise auch bei den alten Parteikadern mit guter Vergangenheit und proletarischer Herkunft Fuß faßte, selbst bei den Mitgliedern des Präsidiums des Zentralkomitees, die für die anderen ein Vorbild an Ehrenhaftigkeit hätten sein müssen. In der Führung und in den Apparaten gab es viele dieser Sorte. Sie konnten hübsch reden, bedienten sich geschickt revolutionärer Phrasen und auch theoretischer Formulierungen Lenins und Stalins, ernteten die Lorbeeren der Arbeit anderer und gaben ein schlechtes Beispiel. So bildete sich in der Kommunistischen Partei der Sowjetunion eine Arbeiteraristokratie aus bürokratischen Kadern heraus.

Dieser Entartungsprozeß vollzog sich unglücklicherweise unter »frohen« und »zuversichtlichen« Parolen, etwa: »Alles läuft gut, normal, auf dem Boden der Normen und Gesetze der Partei«, die in Wirklichkeit mit Füßen getreten wurden; »Der Klassenkampf wird weiterhin geführt«; »Der demokratische Zentralismus wird eingehalten«; »Kritik und Selbstkritik finden statt wie früher«; »In der Partei besteht eine stählerne Einheit«; »Es gibt keine fraktionistischen und partei-

feindlichen Elemente mehr«; »Die Zeit der trotzkistischen und bucharinistischen Gruppen ist vorbei« und dergleichen mehr. Dieses Zerrbild der Wirklichkeit — und hierin besteht der Kern des Dramas, des verhängnisvollen Fehlers — wurde auch von den revolutionären Leuten für im großen und ganzen normal gehalten, daher meinte man, es gebe keinen Grund, Alarm zu schlagen. Die Feinde, die Diebe, die Moralverletzer wurden vor Gericht gestellt, die unwürdigen Parteimitglieder wie immer aus der Partei ausgeschlossen, und wie immer wurden neue aufgenommen, die Pläne wurden erfüllt — wenn es auch vorkam, daß sie nicht erfüllt wurden —, die Menschen wurden kritisiert, bestraft, gelobt, und so fort. Das Leben, meinten sie, ging also seinen normalen Gang, und genauso berichtete man Stalin: »Alles läuft normal.« Wir sind davon überzeugt, daß Stalin als der große Revolutionär, der er war, diesem ungesunden Geist einen vernichtenden Schlag versetzt hätte, wäre ihm die wirkliche Situation in der Partei bekannt gewesen, und die sowjetische Partei und das Sowjetvolk wären begeistert mitgegangen, weil sie zu Recht großes Vertrauen zu Stalin hatten.

Nicht nur, daß die Apparate Stalin nicht richtig informierten und seine richtigen Direktiven bürokratisch entstellten, sie hatten auch beim Volk und in der Partei dafür gesorgt, daß die Partei- und Volksmassen Stalin, wenn er, soweit

sein Alter und sein Gesundheitszustand es ihm erlaubten, zu ihnen kam, nicht über die bestehenden Mängel und Fehler informierten, weil die Apparate den Kommunisten und den Menschen aus dem Volk eingehämmert hatten, daß »Stalin nicht beunruhigt werden darf«.

Das große Geschrei, das die Chruschtschowianer über den sogenannten Stalinkult veranstalteten, war in Wirklichkeit ein Bluff. Diesen Kult hatte nicht Stalin aufgebracht, denn Stalin war bescheiden, sondern der ganze revisionistische Abschaum, der sich an der Spitze von Partei und Staat angesammelt hatte und der unter anderem auch die große Liebe, die die Sowjetvölker besonders nach dem Sieg über den Faschismus Stalin entgegenbrachten, mißbrauchte. Liest man die Reden Chruschtschows, Mikojans und aller anderen Präsidiumsmitglieder, dann fallen einem die maßlosen, heuchlerischen Lobgesänge ins Auge, die diese Feinde Stalin zu seinen Lebzeiten darbrachten. Ekel befällt einen beim Lesen, wenn man daran denkt, daß sie mit diesen Lobhudeleien ihre feindliche Tätigkeit vor den Kommunisten und den Massen verbargen, die sich täuschen ließen, weil sie glaubten, sie hätten es mit dem Marxismus-Leninismus treuen Führern und zuverlässigen Genossen Stalins zu tun.

Auch nach Stalins Tod sprachen die »neuen« sowjetischen Führer, allen voran Chruschtschow, noch eine gewisse Zeitlang nicht schlecht über ihn,

da, sie würdigten ihn sogar und nannten ihn einen »großen Mann«, einen »Führer mit unbestreitbarer Autorität« usw. Chruschtschow mußte so reden, um sich innerhalb und außerhalb der Sowjetunion Kredit zu verschaffen, den Eindruck zu erwecken, er halte dem Sozialismus und der Revolution die »Treue«, sei ein »Fortsetzer« des Werks von Lenin und Stalin.

Chruschtschow und Mikojan waren die geschworenen Feinde des Marxismus-Leninismus und Stalins. Sie beide waren der Kopf der Verschwörung und des Putsches, den sie zusammen mit Karrieristen und Antimarxisten im Zentralkomitee, in der Armee und in den Leitungen an der Basis schon frühzeitig vorbereitet hatten. Diese Putschisten deckten die Karten nicht schon gleich nach Stalins Tod auf, sondern versetzten, solange und soweit es für sie nötig war, das Gift weiter mit Lobsprüchen auf Stalin. Tatsache ist, daß vor allem Mikojan bei den zahlreichen Begegnungen, die ich wohl oder übel mit ihm hatte, niemals Stalin gelobt hat, obwohl sich die Putschisten in Reden und Ansprachen bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit in Lobeshymnen und Ruhmesliedern auf Stalin ergingen. Sie heizten den Kult um Stalin an, um diesen möglichst stark von den Massen zu isolieren, und bereiteten getarnt durch diesen Kult die Katastrophe vor.

Chruschtschow und Mikojan gingen planmäßig vor und hatten nach Stalins Tod auch des-

wegen leichtes Spiel, weil Malenkow, Berija, Bulganin und Woroschilow sich nicht nur als blind, sondern auch als ehrgeizig erwiesen und jeder von ihnen um die Macht kämpfte.

Sie und andere — alte Revolutionäre und ehrliche Kommunisten — hatten sich inzwischen in typische Vertreter jener bürokratischen Routine, jener bürokratischen »Legalität« verwandelt, die sich nun durchgesetzt hatte. Und als sie diese »Legalität« zaghaft gegen das augenscheinliche Komplott der Chruschtschowianer einsetzen wollten, da war der Zug schon längst abgefahren.

In völliger Einheit verstanden es Chruschtschow und Mikojan, ihr Spiel mit ihnen zu treiben, sie gegeneinander auszuspielen. Sie verfolgten, kurz formuliert, folgende Taktik: im Präsidium spalten, die Truppen des Putsches außerhalb organisieren, weiter gut über Stalin reden, um die Millionenmassen für sich zu gewinnen und so den Tag der Machtergreifung, der Liquidierung der Gegner, der Liquidierung einer ganzen ruhmreichen Epoche des Aufbaus des Sozialismus, der Siege im Vaterländischen Krieg usw. beschleunigt herbeizuführen. Diese ganze fieberhafte Tätigkeit sollte dazu dienen (und wir spürten das). Chruschtschow innerhalb und außerhalb der Sowjetunion populär zu machen.

Aus der Deckung der von der Sowjetunion und der Kommunistischen Partei der Sowjetunion unter Führung Lenins und Stalins errungenen

Siege heraus tat Chruschtschow alles, um bei den Sowjetvölkern und den sowjetischen Kommunisten den Eindruck zu erwecken, nichts habe sich verändert, ein großer Führer sei gestorben, doch ein »noch größerer« Führer wachse nach, und was für ein Führer! »Genauso prinzipienfest und leninistisch wie der gewesene, ja sogar noch größer, aber liberal, volkstümlich, fröhlich, humorvoll und witzig!«

Inzwischen begann die zunehmend lebendiger werdende revisionistische Viper auch Gift auf die Gestalt und das Werk Stalins zu verspritzen. Anfänglich wurde Stalin noch nicht namentlich angegriffen, sondern nur indirekt.

Bei einem meiner Gespräche mit Chruschtschow, im Juni 1954, fing er an, mir auf vorgeblich prinzipienfeste und theoretische Weise die große Bedeutung der »kollektiven Führung« auseinanderzusetzen, und ließ sich über den schweren Schaden aus, der entstehe, wenn man diese Führung durch den Kult einer Person ersetze. Er führte auch aus dem Zusammenhang gerissene Zitate von Marx und Lenin an. Damit wollte er mir zu verstehen geben, was er sagte, gründe auf einem »marxistisch-leninistischen« Fundament.

Über Stalin sagte er nichts Schlechtes, vielmehr richtete er sämtliche Geschütze auf Berija, dem er alle möglichen wirklichen und erfundenen Vergehen vorwarf. Tatsächlich war in dieser Anfangsphase von Chruschtschows revisionisti-

scher Offensive Berija die geeignete Karte, um die geheimen Pläne voranzutreiben. Wie bereits erwähnt, wurde Berija von Chruschtschow als Urheber vieler Übel hingestellt: er habe die Rolle des Ersten Sekretärs geringgeschätzt, die »kollektive Führung« beeinträchtigt, die Partei der Leitung des Staatssicherheitsdienstes unterstellen wollen. Unter dem Deckmantel des Kampfes gegen den von Berija angerichteten Schaden faßte Chruschtschow einerseits in der Führung der Partei und des Staates festen Fuß und brachte das Innenministerium an sich, und andererseits bereitete er die öffentliche Meinung auf den offenen Angriff vor, den er wenig später gegen Josef Wissarionowitsch Stalin, gegen das wahre Werk der Bolschewistischen Partei Lenins und Stalins unternehmen sollte.

Viele dieser überraschenden Handlungen und Veränderungen gaben uns zu denken, doch zu diesem Zeitpunkt vermochten wir noch nicht das wahre Ausmaß der Verschwörung zu erkennen, die da gerade ins Werk gesetzt wurde. Dennoch konnte es auch schon damals nicht ausbleiben, daß uns die Widersprüchlichkeiten im Denken und Handeln dieses »neuen Führers«, der in der Sowjetunion das Heft in die Hand nahm, auffielen. Der gleiche Chruschtschow, der sich vor uns gerade als »Apostel der kollektiven Führung« entpuppte, hatte sich wenige Tage zuvor bei dem Treffen mit uns, als er über die Rolle des Ersten

Sekretärs der Partei und des Ministerpräsidenten sprach, als glühender Fürsprecher der »Persönlichkeit«, der »starken Hand« zu erkennen gegeben.

Nach Stalins Tod schien es, als verwirklichten diese »Prinzipienhüter« eine kollektive Führung. Das wurde hinausposaunt, um durchblicken zu lassen, daß »Stalin die kollektive Führung verletzt hatte«, daß er »diese wichtige Norm der leninistischen Führung verstümmelt hatte« und daß »die Leitung von Partei und Staat von einer kollektiven in eine persönliche verwandelt worden war«. Das war eine glatte Lüge und wurde von den Chruschtschowianern verbreitet, um das Bett zu machen, in das sie sich legen wollten. Falls die Kollektivität verletzt worden war, so darf die Schuld dafür nicht in den von Stalin geäußerten richtigen Auffassungen zu verschiedenen Problemen gesucht werden, sondern in den Machenschaften dieser anderen und den willkürlichen Entscheidungen, durch die gerade sie in den einzelnen Bereichen, die ihrer Leitung unterstanden, die Linie verzerren. Und wie hätten denn die Handlungen dieser Stalin umgebenden parteifeindlichen Elemente auch kontrolliert werden können, wenn sie selbst doch die Parole verbreiteten: »*Ze-Ka snajet vsjo*«*?! Damit wollten sie der Partei und dem Volk einreden: »Stalin ist

* Russisch im Original: »Das ZK weiß alles.«

über alles im Bild« und »billigt alles«. Anders ausgedrückt, in Stalins Namen und mit Hilfe ihrer Apparatschiks unterdrückten sie die Kritik und bemühten sich, die Partei der Bolschewiki in ein seelenloses, willenloses Gebilde ohne Energie zu verwandeln, das Tag um Tag dahinvegetierte und sich in alles fügte, was die Bürokratie anordnete, ausheckte und verdrehte.

Bei der Kampagne, durch die angeblich eine kollektive Führung verwirklicht werden sollte, versuchte Chruschtschow schlau zu laviieren. Er machte einen großen Rummel um den Kampf gegen den Personenkult. Es gab in der Tagespresse keine Fotografien von Chruschtschow mehr, keine fetten Überschriften, in denen ihm lobgehudelt wurde. Dafür wurde eine andere abgedroschene Taktik eingeschlagen: alle Zeitungen waren vollgestopft mit seinen öffentlichen Reden, seinen Ansprachen, mit Nachrichten über seine Zusammenkünfte mit ausländischen Botschaftern, seine allabendlichen Besuche diplomatischer Empfänge, seine Begegnungen mit Delegationen kommunistischer Parteien, die Treffen mit amerikanischen Journalisten, Geschäftsleuten, Senatoren und westlichen Millionären, Chruschtschows Freunden. Diese ganze Taktik war darauf angelegt, gegen »Stalins abgekapselte, sektiererische Arbeitsmethode« Front zu machen, die, so die Chruschtschowianer, der Öffnung der Sowjetunion zur Welt so abträglich gewesen war.

Durch diese Propaganda wollten die Chruschtschowianer dem sowjetischen Volk weismachen, nun sei er endlich gefunden, »der wahrhaft leninistische Führer, der alles weiß, der alles richtig löst, der ungemein vital ist und jedem die gebührende Antwort erteilt«. Seine durchschlagende Tätigkeit werde »dafür sorgen, daß in der Sowjetunion alles in Ordnung gebracht, daß mit den Verbrechen der Vergangenheit aufgeräumt und voranmarschiert wird«.

Ich befand mich anlässlich einer Beratung der Parteien aller sozialistischen Länder in Moskau. Ich glaube, es war im Januar 1956, zu einer Konsultation über Probleme der wirtschaftlichen Entwicklung der Mitgliedsländer des RGW. Damals waren Chruschtschow und die Chruschtschowianer dabei, ihre feindliche Tätigkeit zu forcieren. Wir waren mit Chruschtschow und Woroschilow in einer Villa außerhalb Moskaus, wo alle Vertreter der Bruderparteien das Mittagessen einnehmen sollten. Die anderen waren noch nicht eingetroffen. Noch nie zuvor hatte ich erlebt, daß die Sowjetführer mir gegenüber offen etwas Schlechtes über Stalin gesagt hatten, und ich meinerseits sprach weiter wie früher voll Liebe und Hochachtung über den großen Stalin. Anscheinend gefielen Chruschtschow meine Worte nicht. Wir warteten auf die Ankunft der anderen Genossen, und Chruschtschow und Woroschilow fragten mich:

»Schöpfen wir im Park ein wenig frische Luft?«

Wir gingen hinaus und spazierten durch den Park. Chruschtschow sagte zu Klim Woroschilow:

»Erzähl es ihm, erzähl Enver ein bißchen über Stalins Fehler.«

Ich horchte auf, obwohl ich bei ihnen schon lange solche Schurkereien argwöhnte. Und Woroschilow fing an, mir zu erzählen, Stalin habe Fehler in der Parteilinie gemacht, er sei so brutal, so abweisend gewesen, daß man mit ihm nicht habe diskutieren können.

»Er hat auch Verbrechen zugelassen«, fuhr Woroschilow fort, »für die er die Verantwortung trägt. Auch auf dem Gebiet der Wirtschaftsentwicklung hat er Fehler gemacht, deshalb trifft das Beiwort 'Architekt des sozialistischen Aufbaus', mit dem man ihn belegt hat, nicht zu. Stalins Verhältnis zu den anderen Parteien war nicht richtig . . .«

Woroschilow sprach lange und brachte noch eine Menge solcher Dinge gegen Stalin vor. Einiges verstand ich, einiges nicht, denn, wie gesagt, ich kann nicht gut russisch. Den Kern des Gesprächs und die Absicht der beiden begriff ich immerhin und war empört. Chruschtschow ging vor uns her und tippte mit einem Stock auf die Kohlköpfe, die im Park wuchsen. (Selbst in Parks ließ Chruschtschow Gemüse anbauen, um seinen Ruf als großer Meister der Landwirtschaft zu pflegen.)

Sobald Woroschilow mit seinem Geschwätz

und seinen Verleumdungen fertig war, sagte ich zu ihm:

»Wie soll es nur möglich sein, daß Stalin solche Fehler gemacht hat?«

Chruschtschow, rot angelaufen, wandte sich um und antwortete:

»Es ist möglich, es ist, Genosse Enver. Stalin hat das alles getan.«

»Ihr hattet es bemerkt, als Stalin noch lebte. Warum habt ihr ihm dann nicht geholfen, diese Fehler, die er, eurer Behauptung nach, gemacht hat, zu vermeiden?« fragte ich Chruschtschow.

»Deine Frage ist verständlich, Genosse Enver. Aber siehst du diesen *kapusta**? Stalin konnte einem so leicht den Kopf abschneiden wie ein Gärtner das da«, sagte Chruschtschow und schlug mit dem Stock gegen einen Kohlkopf.

»Alles ist klar!« antwortete ich Chruschtschow und sagte nichts mehr.

Wir gingen hinein. Die anderen Genossen waren eingetroffen. Ich kochte vor Wut. Am Abend desselben Tages sollte man uns dann mit Lächeln und Versprechungen in bezug auf eine »stärkere und stürmischere Entwicklung« des Sozialismus, »mehr Hilfe« und eine »breitere, allseitige Zusammenarbeit« aufwarten. Damals wurde gerade der berüchtigte 20. Parteitag vorbereitet, und Chruschtschow ging raschen Schritts

* Russisch im Original: Kohlkopf.

auf die Machtübernahme zu. Er schlüpfte in die Rolle des bäuerlichen, »volkstümlichen« Führers, der die Gefängnisse, die Konzentrationslager öffnete, der nicht nur vor den in der Sowjetunion verurteilten und inhaftierten Reaktionären und Feinden keine Angst hatte, sondern durch ihre Freilassung auch demonstrieren wollte, daß sie »unschuldig« bestraft worden waren.

Es ist bekannt, daß Sinowjew und Kamenew, Rykow und Pjatakow üble Trotzlisten, Verschwörer, Konterrevolutionäre waren, daß Tuschaschewski und die anderen Generale Verräter, Agenten im Dienst des Intelligence Service bzw. der Deutschen waren. Doch für Chruschtschow und Mikojan waren sie alle ehrbare Leute, und wenig später, im Februar 1956, wurden sie als unschuldige Opfer des »stalinistischen Terrors« hingestellt. Diese Woge stieg nur langsam an, die öffentliche Meinung wurde sorgfältig präpariert. Die »neuen« Führer, die genau die alten waren, nur daß Stalin fehlte, gaben sich fürs Volk liberal: »Du kannst aufatmen, du bist frei, lebst in einer wirklichen Demokratie, mit dem Tyrannen und der Tyrannei ist es vorbei. Nun nimmt alles den Weg Lenins, alles wird es jetzt im Überfluß geben, die Märkte werden voll sein, wir werden nicht wissen, wohin mit den Waren.«

Chruschtschow, dieser widerwärtige Schwätzer, verbarg seine Winkelzüge und Schurkereien hinter Gewäsch und Kannegießerei. Immerhin

schuf er auf diese Weise für ihn und seine Gruppe günstige Verhältnisse. Kein Tag, an dem Chruschtschow sich nicht mit maßloser Demagogie über die Entwicklung der Landwirtschaft ausließ, Leute auswechselte und Arbeitsmethoden änderte, den einzig »kompetenten Meister« der Landwirtschaft spielte, der solche persönlichen »Reformen« durchführte.

Auch seinen »Einstand« als Erster Sekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion hatte Chruschtschow im September 1953 auf einer Plenartagung des Zentralkomitees mit einem langen Bericht über die Probleme der Landwirtschaft gegeben. Dieser Bericht, der als »äußerst wichtig« bezeichnet wurde, enthielt genau die Chruschtschowschen Ideen und Reformen, die sich auf die sowjetische Landwirtschaft noch heute so verheerend auswirken. Das Aufsehen und der Lärm um die »Neulanderschließung« war nur ein Reklametrick. Die Sowjetunion kaufte und kauft noch immer Millionen Tonnen Getreide in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Doch der »kollektiven Leitung« war kein langes Leben beschieden, und auch Chruschtschows Fotografien blieben nicht lange aus den Zeitungen verbannt. Die Streber, die Liberalen, die Karrieristen, die Speichellecker und Schmeichler etablierten den Chruschtschowkult. Stains große, auf sein unauslöschliches Werk gegründete

Autorität wurde innerhalb und außerhalb der Sowjetunion untergraben. An den Platz seiner Autorität rückte die des Scharlatans, des Clowns, des Erpressers.

3. KEINE MARXISTEN-LENINISTEN, SONDERN GESCHÄFTEMACHER

Mikojan, ein kosmopolitischer Schieber und ewiger Feind Albaniens. Schwierige Gespräche im Juni 1953 über Wirtschaftsfragen — Die sowjetischen Führer schachern um die Hilfe für Albanien. Chruschtschows »Ratschläge« ein Jahr darauf: »Ihr braucht doch keine Schwerindustrie«, »Erdöl und Metalle geben wir euch«, »Wegen des Brotgetreides macht euch keine Sorgen, wir geben euch, soviel ihr wollt.« Streit mit Mikojan. Unzufriedenheit der revisionistischen Führer im RGW. Ochab, Dej, Ulbricht. Konsultation des RGW im Juni 1956 in Moskau — Chruschtschow: »Wir müssen es machen wie Hitler«. Erneutes Gespräch mit Chruschtschow. Sein Rat: »Albanien soll mit Baumwolle, Schafen, Fisch und Zitrusfrüchten voranmarschieren.«

Wir waren entschlossen, die schon zu Stalins Lebzeiten begonnene Praxis, mit der sowjetischen Führung Meinungen auszutauschen und sie bei unseren wirtschaftlichen Problemen um Hilfe zu

bitten, fortzusetzen und weiterzuentwickeln. In den ersten 8-9 Jahren der Volksmacht hatten wir bei der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes eine Reihe von Erfolgen erzielt. Wir hatten die ersten Schritte bei der Industrialisierung und bei der Kollektivierung der Landwirtschaft getan, eine gewisse Grundlage gelegt und uns einige Erfahrung in dieser Hinsicht erworben, was uns dazu diente, unsere sozialistische Wirtschaft immer weiter voranzuführen. Doch stiegen uns weder die Erfolge in den Kopf, noch bemäntelten wir die großen Probleme, Mängel und Schwierigkeiten, die es bei uns gab. Deshalb empfanden wir es als notwendig, uns mit unseren Freunden und vor allem mit den Führern der Kommunistischen Partei der Sowjetunion ständig zu beraten. Auch sahen wir, daß wir von ihnen einiges an materieller Hilfe und Krediten brauchten. Das waren für uns niemals Almosen, und nie baten wir darum wie um Almosen.

Doch sehr rasch waren auch auf diesem Gebiet unserer Beziehungen und Kontakte mit der sowjetischen Führung nach Stalin Anzeichen festzustellen, daß die Dinge nicht mehr so liefen wie bisher. Etwas stimmte nicht, irgendwie war dies nicht mehr die Atmosphäre von früher. Damals waren wir zu Stalin gegangen und hatten ihm ohne Scheu unsere Sorgen mitgeteilt, und er hatte uns zugehört und ebenso offenherzig

zu uns gesprochen, wie ein internationalistischer Kommunist. Seine Nachfolger entpuppten sich in unseren Augen jeden Tag mehr als Krämer anstatt Kommunisten.

Das galt besonders für Mikojan. Er war das negativste, zweifelhafteste Element, der übelste Intrigant unter den Mitgliedern des Präsidiums des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion. Dieser Krämer, der dauernd knirschend auf seinen falschen Zähnen herumbiß, kaute, wie sich später herausstellte, ebenso auch auf niederträchtigen antimarxistischen, verschwörerischen, putschistischen Plänen herum. Dieser schon vom Aussehen her unsympathische Mensch mit seiner schwarzen Seele erwies sich als äußerst böse, besonders uns Albanern gegenüber. Unsere Beziehungen zu diesem Schieber und Pfennigfuchser waren wirtschaftlicher und kommerzieller Natur. Alles in Zusammenhang mit Albanien, ob es nun um die Bewilligung von Krediten oder um den Handelsaustausch ging, betrachtete dieses Individuum einzig und allein mit den Augen eines Krämers. Jedes internationalistische, sozialistische, freundschaftliche Gefühl war in ihm erloschen.

Für Mikojan war Albanien ein »geographischer Begriff«, ein Land mit einem Volk ohne Wert. Ich habe von ihm nie auch nur ein Wort über unseren Kampf, unser Volk gehört, über un-

sere Anstrengungen im Ringen mit den großen Schwierigkeiten beim Wiederaufbau des Landes und bei der Wiederherstellung unserer vom Krieg ruinierten Wirtschaft. Er, der schon überall hingereist war, äußerte niemals auch nur den kleinsten Wunsch, einmal nach Albanien zu kommen. Offensichtlich stützte sich die sowjetische Führung auf die »große wirtschaftliche Erfahrung« dieses kosmopolitischen Schiebers, von dem die Geschichte zu berichten weiß, daß er sich zusammen mit Nikita Chruschtschow gegen Stalin verschworen hatte, um ihn, wie er selbst im Februar 1960 Mehmet und mir gegenüber zugab, zu ermorden. Nach dem Putsch knüpften sie Bande zum amerikanischen Imperialismus und gingen daran, das große Werk Lenins und Stalins, den Sozialismus in der Sowjetunion, vollständig zu zerstören. Mikojan war es, der wie in allen anderen Fällen auch bei Albanien über die Hilfe entschied, die die Sowjetunion erteilte.

In den Beziehungen zu uns war Mikojan nicht nur der Knausrigste, sondern auch der Beleidigendste. Diese albanienfeindliche Linie hatte er schon immer verfolgt, schon zu Stalins Lebzeiten. In meinen Erinnerungen »Begegnungen mit Stalin« habe ich darüber berichtet, wie Stalin mich im Zusammenhang mit der internationalistischen Hilfe der Sowjets für uns einmal lächelnd fragte:

»Und die Albaner selbst, werden sie auch arbeiten?!«

Ich begriff sofort, worauf Stalin hinauswollte. Zwei oder drei Tage vorher hatten wir mit Mikojan eine lange Debatte über unsere wirtschaftliche Lage und unsere Hilfsforderungen an die Sowjetführung gehabt. Mikojan hatte sich beleidigend über die Lage und die Arbeit bei uns geäußert und sich gar zu der Behauptung verstiegen: »Ihr stützt eure Entwicklung nur auf ausländische Hilfe!«

»Nein«, hatte ich widersprochen, »das stimmt nicht. Wir arbeiten unermüdlich Tag und Nacht, geizen mit dem Schlaf, doch so sind nun einmal unsere Bedingungen und Schwierigkeiten.« Und ich fuhr fort, ihm über die rastlose und aufopferungsvolle Arbeit zu berichten, die in Albanien von den Arbeitern, der werktätigen Bauernschaft, der Jugend, den Frauen, dem gesamten Volk, von groß und klein geleistet wurde.

»Aber ihr wollt doch die Industrie aufbauen«, hatte der Schacherer eingelenkt. »Der Aufbau der Industrie ist schwierig für euch, und es bleibt euch nichts anderes übrig, als euch ans Ausland, an uns zu wenden. Setzt die Kräfte in der Landwirtschaft ein, verbessert das Leben auf dem Dorf, erwartet die Entwicklung nicht nur von der Industrie.«

Wir zankten uns noch lange mit dem armenischen Krämer, und wie üblich beschloß er das

Gespräch mit den Worten: »Gut, ich werde es der Führung vortragen.« Tatsächlich bewilligte Stalin alle unsere Forderungen, und weder bei dieser Gelegenheit noch irgendwann sonst bekamen wir von ihm Bemerkungen zu hören wie von Mikojan. Trotzdem hatte er auch bei Stalin Gift gegen uns verspritzt.

Mit allen unseren Wirtschaftsdelegationen fing Mikojan zu feilschen an.

»Wir können euch nicht soviel geben, eure Kreditforderungen sind zu hoch. Wir können euch beim Bau der Reisschälfabrik, der Zementfabrik usw. nicht helfen«, sagte er zu uns, obwohl die Kredite, die wir haben wollten, das Minimalste überhaupt waren.

Unsere Bescheidenheit und Zurückhaltung in den Forderungen waren typisch für ein armes, leidgeprüftes Land, das wußte, was Mühe und Schweiß sind, das sowohl die gewaltigen Bedürfnisse der vom Krieg verheerten Sowjetunion als auch ihre internationalen Verpflichtungen kannte. Und die Mittel für die meisten Fabriken und die anderen Objekte, die wir mit Hilfe ihrer Kredite bauten, waren schon zu Lebzeiten Stalins bewilligt worden. Umsonst schilderten wir Mikojan die elende Lage unseres Landes, dem die Bourgeoisie noch nicht einmal die kleinste Fabrik hinterlassen hatte, das vom Krieg verbrannt und verwüstet war, das keinen einzigen Traktor in Betrieb hatte. Deshalb war es ganz und gar nicht richtig, uns auf

eine Stufe mit Ostdeutschland, mit der Tschechoslowakei usw. zu stellen. Einmal geriet ich mit Mikojan heftig aneinander, weil er uns Vorhaltungen zu machen begann, unsere Kühe würden nur 500-600 Liter Milch im Jahr geben.

»Warum haltet ihr sie noch«, sagte er, »schlachtet sie doch!«

Ärgerlich entgegnete ich ihm:

»Wir werden niemals den Weg gehen, das Vieh zu schlachten, sondern wir müssen es besser füttern und seine Rasse verbessern. Sie müßten eigentlich wissen, daß unser Volk noch Mangel an Brot leidet, und erst recht das Vieh an Futter.«

Er erzählte großspurig, bei ihnen gebe eine Kuh so und soviel tausend Liter Milch.

»Verzeihung«, antwortete ich ihm. »Sie sind ein alter Kader des Sowjetstaats und müßten es eigentlich noch wissen: gaben denn die Kühe bei euch gleich nach der Oktoberrevolution, so gegen 1920 oder 1924, genausoviel Milch wie heute?«

»Nein«, sagte er, »damals war das etwas anderes.«

»So ist es heute bei uns«, erwiderte ich darauf. »Wir können nicht vier oder fünf Jahre nach der Befreiung euer Niveau erreicht haben. Die Hauptsache ist, daß wir an die Arbeit gegangen sind und nach Entwicklung und Fortschritt dürrsten. Es mangelt uns weder am Wunsch noch am Willen. Doch wir müssen realistisch sein.«

Nach Stalins Tod wurden die albanienfeind-

lichen Tendenzen in der Einstellung des Krämer-Ministers der Sowjetunion zu einer ständigen Linie. Nur stand er jetzt nicht mehr allein. Sein Stift, von dem immer eher Streichungen und »Neins« zu unseren bescheidenen Forderungen zu erwarten waren, fand nun auch bei den anderen Rückhalt. Ich habe schon von der Zusammenkunft mit Malenkow, Berija, Mikojan und anderen im Juni 1953 in Moskau berichtet. Es war unter anderem die Art, wie sie mit uns umsprangen, wie sie an die von uns aufgeworfenen Wirtschaftsprobleme herangingen, die mir das Gefühl gab, daß der unvergeßliche Stalin nun im Kreml nicht nur leiblich fehlte, sondern daß auch seine große, menschliche Seele, sein rücksichtsvolles, herzliches Benehmen, sein hervorragendes marxistisch-leninistisches Denken zu vermissen waren.

Kaum hatte ich ein paar Minuten über die sozialökonomische Lage in Albanien, über den beispiellosen Arbeitseinsatz der Werktätigen, der Kommunisten und der Kader gesprochen, als mich Malenkow auch schon unterbrach:

«Nu, *tovarišč Enver*»,* sagte er, »Sie schildern uns die Situation in Albanien in günstigem Licht, doch die Tatsachen sprechen eine andere Sprache. Hören Sie also zu, was wir festzustellen haben«.

Und sie kippten eine ganze Wagenladung von

* Russisch im Original: Na, Genosse Enver.

kritischen Bemerkungen zu der Lage bei uns und zu unserer Arbeit aus. Woher sie diese »Angaben« hatten, wissen wir nicht, Tatsache ist jedoch, daß die Dinge so übertrieben und vergrößert wurden, daß wir nur noch staunen konnten. Besonders zwei ihrer »Kritiken« sind mir im Gedächtnis haften geblieben.

Die erste bezog sich auf unseren Staatsapparat.

»Euer Apparat«, hatte die sowjetische Führung doch tatsächlich festgestellt, »ist so umfangreich und aufgebläht, daß noch nicht einmal Rockefeller und Morgan einen solchen Apparat zu unterhalten wagen würden.«

Und kaum hatten sie uns zu Rockefellers und Morgans gemacht, da verfielen sie mit ihrer zweiten »Kritik« auch schon ins andere Extrem:

»Eure Bauern haben nicht einmal das tägliche Brot, sie haben keine Ochsen, kein Vieh, kein einziges Huhn (sie mußten wohl die Hühner in Albanien gezählt haben!), ganz zu schweigen von den anderen allernötigsten Dingen.«

Einerseits Rockefeller, andererseits bitterste Armut! Wie war denn diese Logik zu fassen?!

Doch Mikojans Stimme riß mich rasch aus meinen Gedanken... Als der Zahlenliebhaber, der er war, führte Mikojan Prozentzahlen, Ziffern, Vergleiche, Tabellen an. Dann fuhr er fort:

»Die wirtschaftliche Lage bei euch ist

schlecht, eure Landwirtschaft in einem miserablen Zustand, ihr habt weniger Vieh als vor dem Krieg, 20 Prozent des Brotgetreides importiert ihr, die Kollektivierung läuft schleppend, die Bauernschaft ist nicht davon überzeugt. Ihr beutet die Bauern aus. Um eure Finanzen steht es schlecht. Ihr wißt nicht, wie man Handel treibt«, schwadronierte der Armenier.

Bei allem Respekt, den ich für die Sowjetführer empfand, hier konnte ich nicht schweigen:

»Wir schlagen die Zeit nicht mit Singen und Tanzen tot«, erwiderte ich ihm, »wir arbeiten, mühen uns ab. Doch es läßt sich nicht alles an einem Tag erreichen. Auch ihr habt diese Phase durchlaufen, das sollten Sie nicht vergessen.«

»Nein«, sagte er, »das vergesse ich nicht. Aber wir haben selbst gearbeitet.«

»Auch wir arbeiten selbst«, fuhr ich fort, »Leibeigene gibt es in unserem Land nämlich nicht. Wir betteln euch nicht an, wir ersuchen euch um internationalistische Hilfe.«

Meine Erwidierungen veranlaßten ihn dazu, seinen Ton etwas zu mäßigen. Trotzdem fuhr er fort:

»Dauernd erfüllt ihr eure Pläne nicht. Nehmen wir das Bauwesen. Ihr unternimmt für euer Land eine gewaltige Bautätigkeit, aber dabei kommt nichts heraus, vor allem, weil es euch an Arbeitskräften fehlt und weil ihr nicht die geig-

neten Voraussetzungen geschaffen habt, und zweitens, weil ihr euch mit dem Bau vieler Fabriken abgebt, die unnötig sind. Bei dieser Bautätigkeit geht ihr nicht von den realen Bedingungen Albaniens aus. Ihr baut das Wasserkraftwerk am Mat. Wir fragen euch: Was wollt ihr mit dem ganzen elektrischen Strom anfangen? Für uns ist nicht ersichtlich, wo ihr ihn verwenden wollt, ihr habt keinen so großen Bedarf an Elektroenergie.«

Sein Gedankengang erschien mir äußerst merkwürdig, und ich widersprach:

»Das Wasserkraftwerk am Mat wird, wenn es fertiggestellt ist, rund 25 Megawatt liefern. Kommt Ihnen das allen Ernstes viel oder sogar zu viel vor?! Halten Sie sich vor Augen, Genosse Mikojan, daß wir nicht nur schon heute Elektroenergie brauchen, sondern daß sich auch die zukünftige planmäßige Entwicklung unserer Wirtschaft nicht sicherstellen läßt, wenn wir nicht rechtzeitig für die nötige Elektroenergie sorgen.«

»Ihr seid bei der Planung nicht exakt. Das Wasserkraftwerk kostet euch ungeheuer viel, und nachher könnt ihr mit dem Strom nichts anfangen«, machte er unbeirrt weiter. »Außerdem habt ihr den Bau unnötiger Fabriken in den Plan aufgenommen. Das gilt für das Stahlwerk, die Holzverarbeitungsfabrik, die Papierfabrik, die Glasfabrik, die Hanffabrik, die Brotfabrik und andere. Wozu braucht ihr in Albanien all diese

Fabriken? Warum baut ihr die Raffinerie*? Habt ihr genug Erdöl, oder baut ihr diese Raffinerie, damit sie dann stillsteht? Überprüft das alles noch einmal gründlich und streicht das Überflüssige. In der Landwirtschaft sieht es sehr kritisch aus, senkt deshalb die Investitionen in der Industrie und stärkt die Landwirtschaft!«

Als ich ihn so sprechen hörte, kam es mir einen Augenblick lang so vor, als hätte ich nicht ein Mitglied des Präsidiums des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und stellvertretenden sowjetischen Ministerpräsidenten vor mir, sondern Kidrić, Titos Abgesandten, der uns sieben oder acht Jahre zuvor zusammen mit seinen Leuten unter allen Umständen dazu hatte bewegen wollen, die Finger von der Industrie zu lassen, keine Industriewerke zu bauen. »Landwirtschaft, Landwirtschaft«, beharrten die Leute aus Belgrad. »Landwirtschaft, nur Landwirtschaft«, riet man mir jetzt, 1953, auch in Moskau...

Das ganze Gespräch, bei dem unsere wirtschaftlichen Probleme erörtert werden sollten, verlief von Anfang bis Ende in diesem Geist.

Einige Tage darauf setzte ich mich erneut mit Mikojan und ein oder zwei anderen sowjetischen Funktionären an den Tisch, um die wirtschaftlichen Fragen noch einmal »durchzukauen«. Ange-

* Gemeint ist die Erdölraffinerie, die damals in Čerrik gebaut wurde.

sichts der wenig entgegenkommenden Haltung der Freunde hatten wir selbst schon große Abstriche an unseren Forderungen gemacht. Wir beschränkten uns auf einige der wichtigsten Dinge, und ich bestand, ungeachtet ihrer »Ratschläge«, erfolgreich auf der Bewilligung eines kleinen Kredits für die Industrie, vor allem für die Erdölwirtschaft und den Bergbau.

Ich werde niemals unsere Abschlußbesprechung mit Malenkow und Mikojan vergessen.

»Ihrem Rat entsprechend«, sagte ich zu ihnen, »habe ich mit den Genossen diskutiert, und wir haben in Abweichung von den bisherigen Forderungen beschlossen, die Papierfabrik, die Glasfabrik, das Stahlwerk und die Brotfabrik auf den kommenden Fünfjahrplan zu verschieben.«

»*Pravilno!*« sagte Malenkow, während Mikojan mit seinem dicken Stift in seiner Liste rasch etwas durchstrich.

»Wir verschieben den Bau des Wasserkraftwerks am Mat auf 1957!«

»*Pravilno!*« wiederholte Malenkow, und Mikojan, »whap!«, strich wieder etwas durch.

»Wir nehmen den Bau der Eisenbahn und der Bitumenanlage aus dem Plan heraus...«

»*Pravilno! Pravilno!*...«

Und so ging dieses Treffen zu Ende.

»Kommt nur wieder!« sagten sie uns beim Abschied. »Studiert die Dinge gründlich und schreibt uns!«

Wir bedankten uns bei den Freunden für das bißchen, das sie uns bewilligt hatten, und kehrten nach Albanien zurück.

Obwohl diese Reise in die Sowjetunion bei uns nicht gerade einen guten Eindruck hinterlassen hatte, bewahrten wir dennoch unser Gefühl der Freundschaft und der Liebe für das große Land der Sowjets, für das Vaterland Lenins und Stalins. All die Mißklänge in ihrem Handeln und ihrem Verhalten schlossen wir tief in uns ein, sprachen besorgt unter uns darüber, doch vom Gefühl her wollten wir uns nicht eingestehen, daß die Dinge dort einen schlechten Lauf nahmen. Wir sagten zueinander, die sowjetischen Genossen hätten selbst in ihrem Land große wirtschaftliche Schwierigkeiten, der Verlust Stalins habe sie wohl ein bißchen aus der Bahn geworfen, es sei nicht ganz so leicht für sie, die Leitungsgeschäfte völlig in den Griff zu bekommen, und wir hofften und wünschten, daß dies vorübergehende Erscheinungen wären, die mit der Zeit behoben werden würden.

Doch nach einigen Monaten widerfuhr uns von ihnen wieder etwas Unerfreuliches und Unkorrektes.

Am 22. Dezember 1953 schickten wir dem Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion einen langen Brief. Wir berichteten darin zunächst über die Maßnahmen, die wir getroffen hatten, um die Volksmacht zu stärken,

unsere Wirtschaft zu entwickeln, das Leben auf dem Dorf zu verbessern und die Landwirtschaft voranzubringen, und unterbreiteten ihnen dann einige Probleme, über die zu beraten wäre, sowie ein paar bescheidene Hilfs- und Kreditersuchen für unseren kommenden Fünfjahrplan. Diesen Brief hatten wir, entsprechend ihrer Empfehlung, auf ein monatelanges umfangreiches Studium gestützt, und unserer Meinung nach waren die Forderungen darin vollständig begründet und exakt.

Der gleichen Ansicht waren auch die sowjetischen Spezialisten und Berater, die im Rahmen der Hilfe und der Zusammenarbeit zwischen beiden Ländern zu uns gekommen waren.

Kaum fünf oder sechs Tage, nachdem wir unseren Brief nach Moskau abgeschickt hatten, traf die Antwort des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion in Tirana ein. Der ganze Brief hatte nur 15 oder 20 Zeilen. »Ihr habt uns die Lage nicht richtig dargestellt«, »ihr habt euch für das Problem nicht genug Zeit genommen«, »ihr habt nicht gründlich untersucht«, »eurerseits sind nicht die erforderlichen Maßnahmen getroffen worden«, »bereitet euch besser vor und schreibt uns dann noch einmal«. Das war der ganze Inhalt dieser vom Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion unterzeichneten wenigen Zeilen. Natürlich traf uns der verächtliche und beleidigende Ton der neuen Sowjetführung, natürlich fragten wir uns

verwundert: »Woher wissen die in Moskau, ob wir unsere Probleme richtig oder falsch dargestellt haben, schließlich leben und arbeiten nicht sie, sondern wir in Albanien?!«

Doch aus unseren früheren Begegnungen vor allem mit Mikojan hatten wir inzwischen gelernt, was wir zu tun hatten, um unseren Brief den Sowjets gefällig zu machen: wir setzten an viele unserer Forderungen die Schere an, nahmen einen Teil unserer Vorhaben und Vorschläge aus dem Entwurf für den neuen Plan heraus, besonders was die Industrie anging, und schickten einen zweiten, »redigierten« oder besser: verstümmelten Brief ab. Wir hatten uns nicht getäuscht: sie teilten uns mit, sie erwarteten uns in Moskau »zu Konsultationen und wegen Hilfe«.

Unsere erste Zusammenkunft mit den sowjetischen Führern hatten wir dann am 8. Juni 1954. Das war eben jenes Treffen, bei dem Chruschtschow, weil er, wie er uns sagte, noch »ein schlechter Albaner« war, nicht über unsere wirtschaftlichen Probleme sprechen wollte, sondern uns stattdessen den Vortrag über die Rolle des Ersten Sekretärs der Partei und des Ministerpräsidenten hielt.

Gegen Ende seiner Vorlesung sprach Chruschtschow dann doch — angeblich ganz allgemein, angeblich in Form von Leitlinien und Ratschlägen — auch über Wirtschaftsprobleme, insbesondere

über die Linie, die wir in unserer Wirtschaftspolitik zu verfolgen hätten.

»Achtet bei der Entwicklung eurer Wirtschaft darauf«, sagte er, »daß ihr richtig kalkuliert. Nehmen wir zum Beispiel das Erdöl. Ist es in eurem Interesse, so viel für Erdöl zu investieren?!« fragte er.

Ich begriff sofort, worauf er hinauswollte. Trotz all der »Empfehlungen«, die sie uns vorher gegeben hatten, die Finger von der Suche nach Erdöl in Albanien und seiner Förderung zu lassen, waren wir auch in dem zweiten Brief an sie nicht von unserer Auffassung abgegangen und hatten sie um Hilfe in diesem Bereich ersucht. Und nun, da er mich fragte, bot sich mir erneut die Gelegenheit, unseren Standpunkt vorzutragen.

»Wie ihr schon aus dem Brief wißt, den wir euch geschickt haben«, sagte ich »kamen unsere Regierung und das Zentralkomitee unserer Partei angesichts eines großen wirtschaftlichen und politischen Problems zu dem Schluß, daß wir die Erdölförderung und -suche unbedingt fortsetzen müssen, obwohl das eine schwere Belastung für unsere Wirtschaft ist und eine Zeitlang auch noch bleiben wird, wenn nicht die Ölförderleistung erhöht wird. Wir müssen weiter nach Erdöl suchen und es fördern«, fuhr ich fort, »weil es für unser Land und unser Lager ein strategisch und wirtschaftlich außerordentlich wichtiger Rohstoff ist. Doch die Versuchsbohrungen und die Förderung

sind gegenwärtig noch völlig unzureichend. Die Ausbeute der vorhandenen Quellen sinkt ständig, was nicht nur zu beträchtlichen Produktionsdefiziten führt und unsere Wirtschaft belastet, sondern auch erhebliche Schwankungen in unserer Exportstatistik verursacht.«

»Wißt ihr genau, daß es bei euch Erdöl gibt?« fragte Chruschtschow.

»Ich darf euch darauf hinweisen, daß die von sowjetischen Spezialisten geleitete geologische Expedition, die seit 1950 nach Erdöl sucht, optimistisch ist, daß es außer den bestehenden Feldern noch weitere Erdöllagerstätten an vielen Orten unseres Landes gibt. Doch die Erschließung neuer Reserven, ob nun in den bestehenden oder auch in den neuen Erdölfeldern, erfordert Investitionen. Wir haben in diesem Bereich große Ausgaben gehabt, bauen gerade die Raffinerie, wo sich der kämpferischste Teil unserer Arbeiterklasse befindet, und wir haben Erdölkader herangebildet. In diesem ganzen Prozeß«, fuhr ich fort, »gibt es von unserer Seite aus, das müssen wir ehrlich zugeben, noch viele Mängel und Schwächen bei der Organisation der Arbeit. Doch wir kämpfen mit ganzer Kraft, um sie zu beseitigen. Aber hier, bei den Erdölreserven, bestehen weiterhin Unsicherheiten. Unsere bisher bekannten Reserven sind minimal, und wenn wir die Suche nicht intensivieren, werden sie möglicherweise in zwei oder drei Jahren versiegen.«

»Macht euch darüber keine Sorgen«, unterbrach mich Chruschtschow, »Erdöl haben wir im Überfluß, das werden wir euch geben.«

»Ja«, antwortete ich, »wir sind gezwungen gewesen, zwischen 1948 und 1953 für Millionen Rubel raffiniertes Öl und Schmieröle zu importieren. Aber das, versteht ihr, war und bleibt für uns eine sehr große Belastung, und ihr müßt bedenken, was für Summen wir frei machen können, wenn wir unser eigenes Erdöl finden und nutzen.

Neben diesen so gewichtigen Gründen«, fuhr ich fort, »müssen wir uns noch aus einem anderen wichtigen Grund unbedingt um Erdöl bemühen: wenn unser Land in Gefahr gerät und es unseren Freunden praktisch unmöglich ist, uns mit Treibstoffen zu versorgen, sitzen wir ohne einen Tropfen Erdöl da, und alles in unserem Land liegt still.

Mit Rücksicht auf all diese Umstände«, sagte ich zu Chruschtschow, »haben wir entschieden, daß die Arbeit zur Förderung von Erdöl und zur Suche danach fortgesetzt werden muß. Doch dazu brauchen wir eure Hilfe. Nach Aussage der sowjetischen und albanischen Spezialisten werden wir die Förderung und die Suche mit den gegenwärtigen Mitteln und an den jetzigen wenigen Lagerstätten nur noch zwei oder drei Jahre fortsetzen können. Danach werden wir uns außerordentlich großen Schwierigkeiten gegenübersehen.

Vor diesem Hintergrund bitten wir deshalb

die Sowjetregierung, unser Ersuchen um einen Kredit für die nächsten drei Jahre für den Erdölbereich zu prüfen. Ich möchte ergänzen, daß die Anlagen, die wir haben bzw. erhalten werden, von unseren eigenen Kadern bedient werden sollen, sieht man von einer sehr kleinen Zahl sowjetischer Ingenieure ab.«

»Gut, gut«, ergriff Chruschtschow das Wort, »es geht aber darum, genau zu kalkulieren, mit dem Rotstift in der Hand, und darauf zu achten, ob es sich auch lohnt. Ich weiß, daß euer Erdöl nicht sehr gefragt ist, es enthält viele Verunreinigungen, vor allem Bitumen und einen hohen Schwefelanteil, und bei der Verarbeitung verliert es noch mehr an Wert. Ich möchte euch als Beispiel erzählen, was uns mit dem Erdöl von Baku passiert ist. Wir haben dort Milliarden Rubel investiert. Berija hat für die Entwicklung der Erdölwirtschaft in Baku von Josef Wissarionowitsch ständig Investitionen verlangt, weil Stalin, der früher selber in Baku gearbeitet hatte, wußte, daß es dort Erdöl gab. Doch die Funde, auf die wir inzwischen an anderen Orten unseres Vaterlandes gestoßen sind, und unsere Analysen haben ergeben, daß sich die Ausbeutung des Bakuer Erdöls nicht lohnt.«

Nachdem er mir, mit Ziffern untermalt, ausführlich Unterricht über die »Rentabilität« und »Unrentabilität« der Erdölförderung erteilt hatte, damit nicht auch ich »irre« wie Stalin(!), brachte Chruschtschow das Gespräch auf den Punkt:

»In wirtschaftlichen Fragen muß man also peinlich genau kalkulieren, bei uns wie bei euch. Sollte es bei euch rentable Erdölquellen geben, gut, dann erhaltet ihr Kredite von uns. Kalkuliert man aber so, dann stellt sich heraus, daß es rentabler ist, wenn wir euch von unserem Erdöl geben...

Bei allem muß man auf die Rentabilität achten«, fuhr Chruschtschow fort. »Nehmen wir die Industrie. Ich bin mit euch einer Meinung, daß Albanien eine eigene Industrie braucht. Aber was für eine Industrie? Ich meine, daß bei euch die Nahrungsmittelindustrie entwickelt werden muß, die Konservenindustrie, die Fisch- und Obstverarbeitung, die Speiseölindustrie usw. Ihr wollt auch die Schwerindustrie entwickeln. Das muß man sich gut überlegen«, sagte er, und nachdem er bemerkt hatte, wir könnten vielleicht den einen oder anderen mechanischen Betrieb zur Auffrischung von Ersatzteilen bauen, setzte er hinzu:

»Was die mineralverarbeitende, die metallergzeugende Industrie anbelangt, so lohnt sie sich für euch nicht. Wir haben Metalle und geben euch davon, soviel ihr wollt. Mit einer Tagesproduktion von uns könnt ihr euren ganzen Jahresbedarf decken.

Genauso in der Landwirtschaft. Bei euch«, fuhr er fort, »müssen die Kulturen entwickelt werden, die am besten wachsen und am meisten

Nutzen bringen. Auch bei uns hat es Fehler in dieser Richtung gegeben, zum Beispiel in Georgien. Wir hatten beschlossen, dort Brotgetreide anzubauen, in der Ukraine Baumwolle usw. Aber die Kalkulation ergibt, daß in Georgien Zitrusfrüchte, Weintrauben, Obst u.a. angebaut werden müssen, in der Ukraine dagegen Getreide. Wir haben jetzt neue Beschlüsse gefaßt und in Georgien und anderswo den Anbau der Kulturen, für die keine guten Aussichten bestehen, eingestellt. Genauso müssen auch in Albanien mehr jene Kulturen angebaut werden, für die sich die besten Entwicklungsmöglichkeiten bieten und bei denen die höchsten Erträge zu erzielen sind, etwa Baumwolle, Zitrusfrüchte, Oliven usw. Auf diese Weise wird Albanien zu einem schönen Garten werden, und wir werden gegenseitig unseren Bedarf decken.«

»Eine der Hauptstoßrichtungen bei der Entwicklung der Landwirtschaft in unserem Land«, entgegnete ich ihm, »ist die Erhöhung der Brotgetreideproduktion. Das Brot war und bleibt für uns immer ein großes Problem.«

»Macht euch wegen des Brotgetreides keine Sorgen«, unterbrach mich Chruschtschow sofort. »Brotgetreide könnt ihr von uns haben, soviel ihr wollt. Wenn in der Sowjetunion der Plan um einen Tag übererfüllt wird, kann Albanien drei Jahre davon leben. Wir machen schnelle Fortschritte in der Landwirtschaft«, fuhr er fort. »Ich möchte

euch einige statistische Angaben über die Planerfüllung bei der Frühjahrsaussaat bei uns vorlesen.« Die Aussaat sei zu so und so viel Prozent erfüllt worden, so und so viel Millionen Hektar mehr als im letzten Jahr seien bestellt worden, so und so viel Hektar über den Plan hinaus..., und er fuhr fort, uns mit Zahlen zu füttern, die er nur so herunter schnurrte, um durchblicken zu lassen, daß wir es nicht mit einem x-beliebigen Führer zu tun hatten, sondern mit einem Führer, der die Lage in- und auswendig kannte.

Was seine Zahlen anbetraf, so hatten wir keinen Grund, ihre Genauigkeit in Frage zu stellen; wir freuten uns also und wünschten der Sowjetunion möglichst rasche Fortschritte. Doch in bezug auf die Ansichten und »Richtlinien«, die er für unsere Wirtschaft bereithielt, konnten wir keinesfalls mit Chruschtschow einig gehen. Ich will nicht behaupten, daß uns schon bei diesem ersten offiziellen Treffen mit ihm im Juni 1954 klar geworden wäre, daß wir das künftige Oberhaupt des modernen Revisionismus vor uns hatten. Nein, das sollte uns erst später klar werden. Immerhin stellten wir jedoch bei diesem Treffen fest, daß seine Ansichten sowohl über das Erdöl als auch über die Ausrichtung der Industrie und der Landwirtschaft in unserem Land nicht richtig waren, nicht den Bedürfnissen unseres Landes entsprachen und sich weder mit den Grundprinzipien des Aufbaus des Sozialismus in einem Land

noch mit den Lehren und der Erfahrung Lenins und Stalins vereinbaren ließen. Deshalb entschieden wir uns, zu widersprechen und unsere Auffassungen zu verteidigen.

Doch Chruschtschow ließ bei diesem Treffen keinen Raum für Debatten.

»Ich habe diese Meinungen geäußert«, schloß er, »damit ihr sie euch durch den Kopf gehen laßt. Was die Diskussion der von euch aufgeworfenen konkreten Fragen der Entwicklung eurer Wirtschaft angeht, so haben wir damit eine Gruppe von Genossen mit Mikojan an der Spitze betraut. Danach kommen wir dann wieder zusammen und beschließen.«

Einige Tage lang hatten wir uns mit Mikojan herumzuschlagen, der inzwischen die große Schere zur Hand genommen hatte. Wenn es darum ging, unsere bescheidenen aber beharrlichen Forderungen hinsichtlich der Entwicklung der Industrie abzuschmettern, kamen er und seine Genossen immer mit der gleichen Leier:

»Wozu braucht ihr denn Industrie!« sagten sie uns. »Seht ihr nicht, in welchem Zustand sich das Dorf bei euch befindet?«

Wir wußten natürlich viel besser als sie, wie es bei uns auf dem Land aussah, kannten die aus der Vergangenheit ererbte Rückständigkeit unserer Landwirtschaft, und gerade, weil wir sie gut kannten, hatten wir dem Fortschritt in der Landwirtschaft, der Hebung des Lebensstandards auf

dem Dorf stets besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Wir hatten im Verhältnis zu unseren Möglichkeiten sehr große Summen für Melioration, Bewässerung, Neulanderschließung usw. investiert. Wir hatten die Bauernschaft mit Auslese-saatgut und Landmaschinen versorgt und eine Anzahl landwirtschaftlicher Staatsbetriebe geschaffen. Bei der Kollektivierung hatten wir gute Fortschritte erzielt, ständig hatten wir erleichternde und ermunternde Maßnahmen zur Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion und zur Hebung des Lebensstandards auf dem Dorf getroffen, und so fort. Doch nicht alles ließ sich sofort erreichen. Außerdem war uns die marxistische-leninistische Wahrheit geläufig, merkten wir täglich in der Praxis, daß sich die Landwirtschaft niemals würde voranführen lassen, wenn man die Industrie nicht entwickelte, wenn nicht jene Grundzweige geschaffen und gestärkt wurden, die die harmonische Entwicklung unserer gesamten Volkswirtschaft förderten. Deshalb bestanden wir auch bei diesen Treffen mit den sowjetischen Führern auf unseren Auffassungen und Forderungen.

»Trotz der Fortschritte, die unsere Industrie gemacht hat«, erklärten wir ihnen unter anderem, »produziert sie bisher nur ein begrenztes Sortiment von Erzeugnissen und kann die Bedürfnisse der Werktätigen noch nicht befriedigen. Außerdem sind wir bei der Herstellung unserer Produkte

in vielen Fällen auf die Einfuhr zahlreicher Waren aus dem Ausland angewiesen, etwa von Brennstoffen, Walz- und Profilstahl, Autoreifen, Chemikalien, Kunstdünger, von Ersatzteilen, Werkzeugen und vielem anderem.

Unser Land ist also sehr importabhängig. Unsere Industrie produziert noch außerordentlich wenig, und weil die befreundeten Länder fern sind, kommt es häufig vor, daß ganze schon bestehende Industriezweige aus Mangel an Roh- und Hilfsstoffen oder Geräten die Produktion einstellen müssen. Unser Staat hat noch niemals über irgendeine, und sei es noch so kleine, Reserve an irgendetwas verfügt, vom Brot bis hin zu Bleistiften. Wir müssen nicht nur die wichtigsten Waren importieren — Brotgetreide, Treibstoff usw. —, sondern auch Maschinen und Anlagen jeder Art, Werkzeuge, Ersatzteile, Stoffe, Schuhe, Faden, Nadeln, Nägel, Glas, Seile, Schnur, Säcke, Schreibstifte für die Schulen, Papier, Rasierklingen, Streichhölzer, Medikamente usw.

Diese schwierige Situation, Genossen«, sagten wir weiter, »macht uns nicht pessimistisch, doch so sieht die Realität aus. Wir müssen unsere ganze Kraft aufbieten und die Schwierigkeiten überwinden, wollen wir Besserung schaffen. Doch wie können wir das erreichen?

Das Zentralkomitee der Partei und unsere Regierung sind der Meinung«, sagten wir, »daß sich die bestehende Situation nur ändern kann,

wenn wir neben der Landwirtschaft auch die Industrie entwickeln. Sie wird uns Schritt für Schritt in die Lage versetzen, uns von diesen schweren Importbelastungen, mit denen wir gegenwärtig fertigwerden müssen, frei zu machen.«

Schließlich gaben Mikojan und seine Gruppe nach:

»Gut«, sagte Mikojan, »die Punkte, über die wir uns nicht einig werden konnten, werde ich der Führung vortragen, und wir beschließen dann auf dem Abschlußtreffen gemeinsam.«

Chruschtschow verhielt sich bei dem letzten Treffen während dieses Besuchs, das zwei oder drei Tage vor unserer Abreise nach Albanien stattfand, herzlicher, entgegenkommender. Angesichts unseres hartnäckigen Festhaltens an unseren Forderungen (mit Sicherheit hatte ihn Mikojan über die stattgefundenen Debatten unterrichtet), zeigte sich Chruschtschow »großzügiger«, beteuerte mehrmals: »Wir werden dem kleinen Albanien helfen«, und billigte einen Teil unserer Kredit- und Hilfsforderungen.

Bei diesem Treffen äußerte er sich wohlwollend über unsere Partei, ihr Zentralkomitee und mich und ließ, wie gewöhnlich, die »großartigen Versprechungen« nicht zu kurz kommen. Wir sollten bald begreifen, warum er das tat: er und seine Gruppe standen noch am Beginn ihres Aufstiegs und brauchten deshalb Popularität, eine günstige öffentliche Meinung. Es war ihnen in-

nerhalb und außerhalb der Sowjetunion an dem Eindruck gelegen, man habe es mit einem leutseligen und großmütigen, geschickten und klugen Führer zu tun, der sich sowohl aufs Ablehnen als auch aufs Nachgeben versteht, der nicht geizig, aber vorsichtig, ein kluger Rechner ist.

Das war also die Zeit, da Chruschtschow zugunsten seiner Geheimaktion »investierte«, und dazu mußte er von Fall zu Fall auch »großzügig«, »herzlich« und »menschlich« erscheinen. Doch hinter dieser schönen Fassade der »Freundschaft« war die Garde der Mikojan und der anderen Handelsfunktionäre intensiv am Werk. Sie benahmen sich uns und anderen gegenüber in den Verhandlungen über Wirtschaftsprobleme wie ausgemachte Feilscher. Diese Leute Chruschtschows versuchten (mit seinem Wissen und auf seine Anweisung hin) bei den »Arbeitstreffen« zur »konkreten Erörterung der Fragen« mit allen möglichen Pressionen und Winkelzügen unsere Forderungen zu stützen und die Fragen soweit zu »glätten«, daß Chruschtschow, wenn wir dann am Schluß zu ihm kamen, nur noch zu lächeln, zu schmeicheln und Trinksprüche auszubringen hatte.

Einmal gerieten wir uns mit Mikojan über die Vergabe eines Kredits für Massenbedarfsgüter in die Wolle. Hier ist nicht der richtige Platz, um darüber zu berichten, wie schwierig es damals mit diesen Waren bei uns aussah und wie groß

und kritisch die Engpässe in unserem Land dabei waren. Die Sowjetführung wußte um diese Lage, trotzdem hatten wir, um unserer Forderung nach dem erwähnten Kredit Nachdruck zu verleihen, einen Brief an sie geschrieben, in dem wir kurz darstellten, wie wir die Bedürfnisse der Bevölkerung befriedigten. Doch ehe wir noch richtig damit begonnen hatten, unsere Forderung zu erläutern, warf uns Mikojan schon eine Unterstellung an den Kopf:

»Ihr verschwendet die Kredite, die wir euch für die Entwicklung der Wirtschaft gegeben haben, in anderen Bereichen«, sagte er. »Ihr kauft damit Massenkonsumgüter.«

»Wir haben nach wie vor einen außerordentlich großen Bedarf an Konsumgütern«, entgegnete ich ihm, »doch von dem, was Sie da behaupten, ist mir nichts bekannt. Wir haben niemals zugelassen, daß Kredite zur Entwicklung der Industrie oder der Landwirtschaft für den Einkauf von Konsumwaren verwendet werden.«

»Doch, doch!« wiederholte Mikojan, und er warf uns vor, wir hätten so und so viel Millionen Rubel verschleudert, wobei er eine Zahl nannte, an die ich mich nicht genau erinnere, die aber über zehn Millionen lag.

»Davon höre ich zum ersten Mal«, sagte ich zu ihm. »Trotzdem, wir werden es nachprüfen.«

»Ich werde es euch beweisen!« sagte Mikojan in scharfem, zorngefülltem Ton und trug einem

der ihn begleitenden Funktionäre auf, die entsprechenden Unterlagen herbeizuschaffen.

Kurz darauf kam dieser mit blassem Gesicht zurück und legte die Ordner vor Mikojan auf den Tisch.

»Es liegen keine Verstöße vor«, sagte er zu ihm. »Die albanische Seite hat die von Ihnen erwähnten Waren mit einem von unserer Seite speziell für Konsumwaren bewilligten Kredit gekauft.«

Mikojan, in eine peinliche Lage geraten, murmelte etwas in seinen Bart und beschied dann unser Ersuchen um einen weiteren Kredit für den Kauf von Konsumwaren folgendermaßen:

»Wir können keine solchen Kredite mehr vergeben, weshalb treiben wir denn sonst Handel. Gebt ihr uns, dann geben wir euch.«

»Ich finde es bedauerlich«, erwiderte ich ihm, »daß Sie so an die Frage herangehen, obwohl Sie genau wissen, daß sich unser Land in Schwierigkeiten befindet, daß die italienischen, jugoslawischen und griechischen Feinde uns eingekreist und sich gegen uns verschworen haben. Was sollen wir euch denn noch geben? Das Chrom, das Erdöl und das Kupfer, das wir fördern, liefern wir an euch und an die volksdemokratischen Länder. Sollen wir euch etwa auch noch das tägliche Brot geben, von dem unser Volk noch immer nicht genug hat? Ich finde Ihre Begründung nicht angebracht«,

sagte ich zu dem Armenier, »und verlange, daß Sie die Sache noch einmal prüfen.«

Sie prüften sie noch einmal, akzeptierten unsere Forderungen aber nur mit starken Kürzungen. Sie gaben uns ein paar dürftige Kredite, dafür aber reichlich herablassende Kritik sowie »Ratschläge« im Überfluß.

So und ähnlich verhielten sie sich in den Beziehungen zwischen uns bis zur Beratung der 81 Parteien in Moskau im November 1960.

Während dieser Zeit hatten wir zahlreiche bilaterale Treffen mit den sowjetischen Führern, bei denen wir mit ihnen über Wirtschaftsprobleme diskutierten oder sie um irgendeine Hilfeleistung, irgendeinen Kredit ersuchten. Außerdem kamen wir häufig auf Beratungen, Treffen und Konsultationen im Rahmen des Rats für Gegenseitige Wirtschaftshilfe mit ihnen in Berührung.

Die Art und Weise, wie diese Treffen verliefen und wie sich die Freunde uns gegenüber benahmen, wie sie sich zu den von uns aufgeworfenen Problemen, zu unseren Sorgen stellten, bewirkte, daß wir uns immer mehr die Frage stellten: Haben wir es eigentlich mit Marxisten-Leninisten zu tun oder mit feilschenden Krämern? Ulbricht, Novotny, Ochab, Dej, Kadar, Gomulka, Cyrankiewicz, Schiwkoff und andere lagen sich in den Haaren, jeder jammerte darüber, wie schlecht es ihm gehe, und verlangte »mehr Hilfe« von den Freunden, weil »wir Druck von unten erhalten«.

Sie drängelten sich vor, brachten alle möglichen »Argumente« und Zahlen, versuchten, ihrer Verpflichtungen entbunden zu werden und auf Kosten der anderen, soviel wie möglich an sich zu reißen. Dann erhoben sich Chruschtschow oder seine Abgesandten, hielten Vorlesungen über die »sozialistische Arbeitsteilung«, unterstützten den einen oder den anderen, je nach Lage und Interesse, und verlangten »Einheit« und »gutes Einvernehmen« in der »sozialistischen Familie«. Und bei all dem wurde Albanien fast gar nicht erwähnt, so als existiere es für sie überhaupt nicht.

Zwei, drei oder vier Tage lang dauerten die Versammlungen und Konsultationen, ganze Aktenordner wurden mit Reden, Forderungen, Beschlüssen und Bilanzen gefüllt, doch das sozialistische Albanien wurde von den anderen mit Geringschätzung behandelt, als ob wir ihnen lästig seien. Wir waren uns über unsere Lage im klaren, wußten, daß wir mit unserem Wirtschaftspotential an die anderen Länder keinesfalls heranreichen. Wir wußten außerdem, daß auch diese Länder selbst große Sorgen und Probleme hatten, doch das durfte kein Anlaß sein, sich uns gegenüber geringschätzig zu verhalten und uns zu ignorieren. Nach vielen Bemühungen, Treffen und Verhandlungen gelang es uns ab und zu einmal, ihnen irgendeinen Kredit oder eine gewisse Hilfe zu entlocken. Wir bedankten uns bei ihnen von ganzem Herzen für das, was sie uns gaben, dankten

vor allem den Brudervölkern. Doch auch wir tilgten nicht nur peinlich genau und bis aufs letzte die Kredite, sondern kamen auch, soweit wir konnten, ehrlich jeder anderen Verpflichtung gegenüber den Freunden nach. Genau die Aufrichtigkeit, der wirklich internationalistische Geist fehlte bei ihnen. Wenn es darum ging, den entsprechenden Verpflichtungen zur Hilfe für unser Land praktisch nachzukommen, wich jeder aus:

»Wir haben selbst Engpässe, ungedeckten Bedarf«, sagte Ulbricht. »Bundesdeutschland übt Druck auf uns aus, deshalb können wir Albanien nicht helfen.«

»Die Konterrevolution hat uns Schaden zugefügt«, rechtfertigte sich Kadar. »Wir können unserer Hilfsverpflichtung nicht nachkommen.«

So handelten sie alle, einer wie der andere. Und am Schluß fand sich dann die »Lösung«:

»Der Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe empfiehlt den albanischen Genossen, die an diesem Ort von ihnen aufgeworfenen Probleme in zweiseitigen Verhandlungen mit der Sowjetregierung zu lösen.«

Unter vielen solchen Versammlungen der RGW-Länder ist mir besonders eine in Erinnerung geblieben. Sie fand im Juni 1956 in Moskau statt. Chruschtschow hatte inzwischen auf seinem Weg des Verrats eine raschere Gangart angeschlagen, doch auch die anderen waren mitgezogen. Der

20. Parteitag der KPdSU, über den ich später berichten werde, tat seine Wirkung. Doch der Revisionismus hat als Weggefährten seine eigene natürliche Ausgeburt — Uneinigkeit, Spaltung, Widersprüche.

Dies zeigte sich schon auf dieser Versammlung, drei oder vier Monate nach dem 20. Parteitag.

Ochab, inzwischen Erster Sekretär der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei, stand auf und erklärte:

»Wir haben die uns auferlegten Verpflichtungen in der Kohleförderung nicht erfüllt und werden sie auch nicht erfüllen. Wir können den Plan nicht erfüllen, er ist zu hoch gegriffen, wir müssen daran Abstriche machen. Die Bergarbeiter leben schlecht und haben eine schwere Arbeit.«

Kaum war er fertig, erhoben sich der Reihe nach Gerö, Ulbricht und Dej und überschütteten die Polen mit Vorwürfen. Die Atmosphäre erhitze sich außerordentlich.

»Wenn ihr Koks wollt, dann müßt ihr in Polen investieren«, wehrte sich Ochab. »Wir müssen den Lebensstandard heben. Wir sind inzwischen so weit, daß die polnischen Arbeiter streiken und die Bergwerke verlassen...«

»Wo sollen wir zuerst investieren?!« entgegneten die anderen. »In den Stahlwerken in der Sowjetunion oder bei eurer Kohle?!«

»Wir müssen uns diese Probleme durch den

Kopf gehen lassen«, versuchte Chruschtschow die Gemüter zu beschwichtigen. »Was die Arbeitskräfte betrifft, so können wir aus den anderen Ländern Arbeiter schicken, wenn ihr Polen nicht genug habt oder wenn sie euch davonlaufen.«

Da sprang Ochab auf.

»Das ist nicht richtig!« schrie er. »Ihr müßt uns helfen. Wir reisen nicht nach Polen ab, ehe diese Sache nicht geregelt ist. Entweder ihr senkt den Plan, oder ihr erhöht die Investitionen...«

»Die Beschlüsse müssen eingehalten werden«, warf Dej ein.

»Man hält sich nicht an die Beschlüsse«, goß Gerö Öl ins Feuer. »Wir haben einige Fabriken, in denen wir den Anweisungen entsprechend Waffen und Spezialausrüstungen produzieren, aber niemand kauft uns die Erzeugnisse ab.«

»Uns nimmt man sie auch nicht ab«, sprang Ochab wieder auf. »Was sollen wir denn nun damit anfangen?!«

»Wir sollten hier nicht reden wie ein Fabrikdirektor«, fuhr Chruschtschow Ochab an. »So diskutiert man nicht. Ihr müßt auf die Rentabilität achten. Auch wir haben in vielen Fabriken die Produktion umgestellt. Einige Waffenfabriken zum Beispiel haben wir auf Wasserpumpen umgestellt. Ich habe mir zu diesen Problemen Gedanken gemacht«, fuhr Chruschtschow fort und fing an, einige der »Kostbarkeiten« von sich zu geben, die ihm so leicht von den Lippen kamen:

»Bei einzelnen Industrieprodukten«, sagte er unter anderem, »müssen wir es machen wie Hitler. Deutschland stand damals allein, und doch produzierte er all diese Dinge. Wir müssen diese Erfahrung studieren und gemeinsame Unternehmen für besondere Produkte, z.B. Waffen, aufbauen.«

Wir trauten unseren Ohren nicht! Da wollte doch wahrhaftig der Erste Sekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion von der Erfahrung Hitlers lernen und empfahl dies auch den anderen! Doch so war es. Die anderen hörten zu und nickten beifällig.

»Ihr müßt uns Pläne geben«, wandte sich Ochab an ihn.

»Ihr habt es nicht verdient, daß man euch Pläne gibt«, rief Chruschtschow aufgebracht. »Ihr laßt sie euch vom Westen stehlen. Wir haben euch die Patente für ein Flugzeug gegeben, die Kapitalisten haben sie euch gestohlen.«

»Das ist passiert«, gab Ochab zu und senkte ein wenig den Kopf.

»Wir haben euch den Geheimbericht des 20. Parteitags gegeben, und ihr habt ihn gedruckt und für 20 Zloty das Stück verkauft. Ihr habt keine Ahnung, wie man Geheimnisse hütet.«

»Stimmt«, flüsterte Ochab und senkte den Kopf noch tiefer.

»Wir haben euch auch noch vier andere streng geheime Dokumente gegeben, und euch

sind sie davongeflattert«, rechnete ihm jetzt auch Bulganin vor.

»Ja«, sagte Ochab, nun ganz kleinlaut. »Einer hat sie uns gestohlen und ist damit in den Westen geflüchtet.«

»Bei euch in Polen sieht es nicht gut aus«, fuhr Chruschtschow fort. »Ihr betreibt eine opportunistische Politik gegenüber der Sowjetunion und den volksdemokratischen Ländern, und innerhalb des Landes erst recht.«

»Im Rahmen der Zusammenarbeit«, mischte sich Ulbricht ein, »müssen wir mit allen zusammenarbeiten, besonders mit den Sozialdemokraten.«

Chruschtschow verschlug es für einen Augenblick die Sprache. Die »Zusammenarbeit mit allen«, die Rehabilitierungen, die schonende Politik gegenüber den Feinden waren seine Ideen, waren Ausfluß der opportunistischen und pazifistischen Politik, die er in der Sowjetunion verfolgte. Die anderen standen nicht hinter ihm zurück, einige versuchten sogar, ihn zu überholen.

»Zusammenarbeit, einverstanden!« schrie Chruschtschow. »Aber sie sollen nicht gegen die Sowjetunion und unser Lager meutern. Genau das passiert in Polen. Ihr«, wandte er sich an Ochab und Cyrankiewicz, der die ganze Zeit wortlos dasaß und französische Gauloise-Zigaretten rauchte, »müßt für eine Verbesserung der Lage sorgen, beim Volk die Zuversicht festigen.«

»Wir haben alle inhaftierten Sozialdemokraten freigelassen«, sagte Ochab zu ihm.

»Ihr hättet ein paar im Gefängnis behalten sollen«, unterbrach ihn Saburow ironisch. »Auf wen sollen wir denn heute das Glas erheben, auf die Sozialdemokraten womöglich?!«

Die Antwort gab Chruschtschow:

»Trinken wir auf die Zusammenarbeit!«

Es zeigte sich deutlich, daß die Dinge im Lager falsch liefen. Die »Geister«, die Chruschtschow aus der Flasche gelassen hatte, lebten auf und streckten ihrem Retter die Zunge heraus. Er versuchte zu lavieren, sie zu besänftigen, alle gegen einen aufzuhetzen (dieses Mal mußte Ochab herhalten). Und wenn er dennoch dann sah, daß sich die Streitigkeiten nicht schlichten ließen, überschüttete er alle mit Drohungen und Warnungen. Und als durchtriebener Intrigant verstand er sich darauf, das richtige Druckmittel zu finden. Diesmal griff er zur Waffe des Brots. Einer der sowjetischen *Tschinowniks** im RGW berichtete kurz über die Lage der Landwirtschaft im Lager und schlug Alarm wegen des Defizits an Brotgetreide.

Sofort erhob sich Chruschtschow und nutzte die Gelegenheit:

»Das Brot ist ein lebenswichtiges Problem«,

* Russisch im Original: ursprünglich bürokratischer Beamter des zaristischen Rußland.

sagte er barsch, und in seinem Ton schwangen, deutlich hörbar, Druck und Drohung mit. »Was wir herzugeben hatten, haben wir hergegeben. Mehr können wir nicht herbeischaffen. Macht euch deshalb gründlich Gedanken über das Brotgetreide, einen anderen Weg gibt es nicht...«

Er fuhr dann minutenlang fort, heftig den Knüppel des Brotgetreides zu schwingen, bis sich dann sein Gesicht plötzlich aufhellte und er strahlend zu seinem Lieblingsthema überging, dem Mais! Ich kann mich an kein Treffen mit Chruschtschow erinnern, auch wenn es dabei um rein politische oder ideologische Probleme ging, bei dem er seiner Herzenspflanze nicht Lobgesänge dargebracht hätte.

»In den letzten Jahren«, sagte er unter anderem, »haben wir uns mehr um den Mais gekümmert und geradezu wunderbare Ergebnisse erzielt. Durch den Mais«, fuhr er fort, »haben wir das Fleisch-, Milch- und Butterproblem gelöst.«

»Ohne Fleisch, Milch und Butter gibt es keinen Sozialismus«, schmeichelte Mikojan seinem »Chef«.

»Nein, gibt es nicht«, fiel Chruschtschow ein und fuhr fort: »Jeder Führer muß sich um den Mais kümmern! Seht her, ich habe die Patenschaft über mein Geburtsdorf übernommen, und wenn ihr erlaubt, werde ich euch von den Ergebnissen berichten: im ersten Jahr waren es 60

Schweine, 250 mehr hatte ich vor zwei Jahren daraus gemacht, und inzwischen sind es 600.«

Und nach diesem »überwältigenden« Bericht, von dem man sich vorstellen kann, wie eindrucksvoll er sich im Mund des Führers Nr. 1 der Sowjetunion ausmachte, fuhr er auf alle mit Kritiken los — auf Ulbricht, Hegedüs, Cyrankiewicz und so weiter.

»Was Albanien betrifft«, fügte er hinzu, »habe ich nichts zu sagen, weil ich es nicht kenne.«

Ich ergriff die Gelegenheit und unterbrach ihn:

»Bitte, kommen Sie doch und lernen Sie es kennen«, sagte ich zu ihm.

»Darauf kann ich Ihnen jetzt nicht antworten, wir treffen uns noch extra«, erwiderte er mir und fuhr eiligst in seinem Vortrag fort, aus Angst, ihm könne vielleicht die Inspiration versiegen. Er trat das Problem gründlich breit, führte Beispiele an, brachte Kritiken vor und setzte schließlich hinzu:

»Über Bulgarien und Albanien, Länder mit einer großen Bauernschaft, besonders aber über Albanien, müssen wir ein bißchen gründlicher nachdenken, und wir müssen ihnen helfen.«

Wie üblich beschloß der Rat, die Probleme, die wir dort aufgeworfen hatten, sollten wir zusammen mit den Sowjets lösen. Ein paar Tage darauf hatten wir eine Zusammenkunft mit Chru-

schtschow und unterhielten uns rund eine Stunde lang mit ihm.

»Zunächst«, sagte ich zu ihm, »hätten wir den Wunsch, daß Sie Albanien besuchen. Ihrem Besuch wird große Bedeutung für die Hebung der Autorität und des Ansehens unseres Landes zukommen.«

»Auch ich möchte gerne kommen«, erwiderte er. »Aber da gibt es ein paar Schwierigkeiten. Wie weit ist es von Moskau nach Albanien?«

Er hätte es verdient gehabt, daß ich ihm sagte: »Zwanzig Minuten hinter Belgrad«, denn diese Flugrichtung kannte er schon von früher. Doch ich verkniff es mir. Ich erklärte ihm, mit einer TU-104 lasse sich die Distanz Moskau-Tirana in rund drei Stunden zurücklegen, und setzte hinzu:

»Wir sollten diese Fluglinie einrichten.«

»Aber die TU-104 hat viele Plätze. Ist das Flugzeug dann auch vollbesetzt?« fragte er mich in seinem »Rentabilitäts«fimmel.

»Dauernd sind Genossen von uns und von euch zwischen Moskau und Tirana unterwegs«, sagte ich. »Ich sehe keinen Grund, wieso das Flugzeug leer sein sollte.«

»Ich würde schon gerne kommen«, wiederholte er entschuldigend. »Ich habe sogar zu Tito gesagt, daß ich gerne Albanien besuchen möchte, aber zuerst will ich mich erholen.«

»Sie können sich bei uns erholen«, entgeg-

nete ich. »Bei uns gibt es Meer und auch sehr schöne Berge.«

»Ah, wenn ich komme, dann werde ich mich doch nicht erholen können!« sagte er, um dieses Thema abzuschließen.

Ich sah keinen Grund, noch länger darauf zu beharren.

»Wie Sie wollen«, sagte ich und ging zu den Wirtschaftsfragen über. Ich schilderte kurz die Lage und einige der Probleme, die uns am meisten zu schaffen machten.

»Es geht darum«, ergriff Chruschtschow das Wort, »daß wir langsam darüber nachdenken müssen, wie wir Einnahmequellen ausfindig machen können, damit Albanien vorankommt. So sollten auch die Freunde das Problem sehen. Die Frage Albanien ist sehr wichtig«, fuhr er fort, »denn mit eurem Land wollen wir die Aufmerksamkeit der Türkei, Griechenlands und Italiens wecken, das heißt, sie sollen sich ein Beispiel an euch nehmen. Über diese Frage muß jetzt gründlich nachgedacht werden, und wir müssen die geeigneten Wege finden.«

Er schwieg ein Weilchen; anscheinend suchte er nach einem dieser Wege, und ich dachte, er werde beim Mais landen. Doch ich irrte mich.

»Baut ihr Baumwolle an?« fragte er mich. »Wieviel Anbaufläche verwendet ihr dafür? Welche Erträge erzielt ihr?«

Ich beantwortete seine Fragen.

»Das ist gar nichts«, gab er zurück und fuhr fort: »Wir meinen, daß ihr den Baumwollanbau vorantreiben solltet, und zwar so, daß die Baumwolle zu einem großen Reichtum wird, denn sie bringt euch und den Freunden, den Volksdemokratien, die keine Baumwolle haben, saftige Einnahmen. An der Baumwolle könnt ihr also gut verdienen. Das ist das eine«, sagte er und hob den Finger.

»Zweitens«, fuhr er fort, »ist für euch die Schafzucht ein Problem.« Und er fragte mich nach der Zahl der Schafe, nach den Erträgen an Wolle, Milch, Fleisch usw. Nachdem ich geantwortet hatte, fuhr er fort:

»Die Schafe müssen für euch ebenfalls ein großer Reichtum werden. Züchtet Schafe mit weicher Wolle. Ihr habt Weiden«, sagte er, »und die Schafzucht hat Entwicklungsmöglichkeiten. Sucht deshalb nach der geeignetsten Rasse, fangt in großem Stil mit künstlicher Besamung an und vermehrt sie so.«

Nach diesem »zweiten Entwicklungsweg« wartete Chruschtschow mit dem »dritten Weg« auf, der uns zum Wohlstand führen sollte. Es ging um Fische.

»Am Fisch« sagte er, »habt ihr einen weiteren großen Reichtum. In den skandinavischen Ländern, in Norwegen beispielsweise, werden so viele Fische gefangen, daß nicht nur das Volk im Überfluß davon hat, sondern auch noch große

Mengen exportiert werden können. Sie fischen dort nicht nur in den Hoheitsgewässern, sondern auch im offenen Meer. Das solltet ihr ebenfalls tun«, empfahl Chruschtschow, »damit die Fische zu einem großen Reichtum für Albanien werden. Unbedingt müßt ihr das tun; wir werden euch dabei helfen, Spezialisten, Schiffe usw. schicken.«

Nachdem mir schon die ersten drei »Wege« die Sprache verschlagen hatten, wartete ich voller Neugier auf den vierten »Weg«. Er wurde mir ebenfalls erläutert:

»Wichtig für euch«, sagte Chruschtschow, »ist auch die Frage der Zitrusfrüchte. Sie müssen ein weiterer großer Reichtum werden, denn Limonen, Zitronen, Orangen usw. sind sehr gefragt.«

Das waren seine Leitlinien für den »Aufbau des Sozialismus« in Albanien! Abschließend setzte er noch hinzu:

»Man muß auch noch über andere Reichtümer nachdenken, zum Beispiel über die Mineralien, aber am wichtigsten sind die von mir genannten.

Wir werden euch helfen, den Baumwollanbau, die Fischerei, den Zitrusfrüchteanbau und die Schafzucht zu entwickeln. Diese Fragen«, schloß er, »müssen sowohl ihr als auch wir studieren. Und wir sind davon überzeugt, daß Albanien auf diese Weise rasch zum Vorbild für die Türkei, für Griechenland und Italien werden wird.«

Es wäre sinnlos gewesen, mich auf eine Diskussion über diese seine »Kostbarkeiten« einzulassen. So bedankte ich mich für die »Ratschläge«, und wir gingen auseinander.

Nun klärte sich alles immer mehr. Der Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe empfiehlt uns, die Wirtschaftsprobleme mit Chruschtschow zu lösen, Chruschtschow empfiehlt uns, sie mit Baumwolle, Schafen und mit... wundertätigen Fischen zu lösen.

All diese Auffassungen und Handlungen bestärkten uns, wenn wir sie im Zusammenhang mit den sonstigen politischen, ideologischen, militärischen und anderen Problemen betrachteten, noch mehr in der Überzeugung, daß es in unserem Lager, in erster Linie in der Sowjetunion, abwärts ging. Weitere Ereignisse sollten sich anschließen, und wir, die sie intensiv miterlebten, lernten und bereiteten uns noch gründlicher auf die künftigen Schlachten vor.

4. DER PRÜFSTEIN

Chruschtschow wendet sich Jugoslawien zu. Das erste Signal des Flirts: Der sowjetische Brief vom Juni 1954. Chruschtschow gibt dem Informbüro die Schuld am Verrat der jugoslawischen Führung. Intensiver und herzlicher Briefwechsel Chruschtschow-Tito. Chruschtschow beschließt, die Renegaten zu rehabilitieren. Unser entschiedener Widerstand: die Briefe vom Mai und Juni 1955. Unterredung mit Botschafter Lewitschkin: »Wie können nur derart unbekümmert solche einseitigen Entscheidungen getroffen werden?« Drängende Einladung zum »Urlaub« in die Sowjetunion! Treffen mit Suslow. Mikojans Anruf um Mitternacht: »Treffen Sie sich mit Tempo, legen Sie die Meinungsverschiedenheiten bei.« Treffen mit S. V. Tempo.

Unsere Partei und ihre Führung waren beunruhigt über all die Vorgänge in der Sowjetunion nach Stalins Tod. Gewiß stützten sich unsere Zweifel damals, vor allem vor dem 20. Parteitag,

nur auf einzelne Fakten, die von den Sowjetführern mit einer Flut von Demagogie überdeckt wurden. Dennoch erweckten ihr Verhalten bei den Treffen mit uns, ihr Vorgehen innerhalb und außerhalb des Landes, unseren Argwohn. Als besonders unerquicklich empfanden wir Chruschtschows Flirts mit Tito. Wir selbst hörten nicht auf, den jugoslawischen Titorevisionismus erbittert zu bekämpfen, und verteidigten die korrekte marxistisch-leninistische Haltung Stalins und des Informbüros gegenüber den jugoslawischen Revisionisten. Das taten wir nicht nur, solange Stalin noch lebte, sondern auch in der Übergangsperiode, die die Sowjetunion nach Stalins Tod durchmachte, ebenso nach Chruschtschows siegreichem Putsch, als er den Ton angab, und auch nach seinem Sturz. Und diese Haltung werden wir dem jugoslawischen Revisionismus gegenüber so lange einnehmen, bis er ideologisch und politisch vollständig zerschlagen ist.

Sehr wachsam und aufmerksam verfolgten wir jeden Schritt Chruschtschows. Einerseits stellten wir fest, daß im großen ganzen nichts gegen Stalin gesagt wurde, daß man von der Einheit des sozialistischen Lagers mit der Sowjetunion an der Spitze sprach, daß Chruschtschow »Bomben« gegen den amerikanischen Imperialismus schleuderte, beiläufig auch einmal den Titoismus kritisierte; auf der anderen Seite aber schwenkten

sie ihnen gegenüber die weiße Fahne der Versöhnung und der Unterwerfung. In dieser Situation verfolgten wir den Weg der Freundschaft mit der Sowjetunion, waren bestrebt, diese Freundschaft zu bewahren und zu festigen. Das war für uns nicht eine Taktik, sondern eine Grundsatzfrage. Dennoch verzichteten wir nicht darauf, wenn bei ihnen falsche Handlungen und Abweichungen von der Linie festzustellen waren, entsprechend zu antworten.

Für uns war der Kampf gegen den amerikanischen Imperialismus und den jugoslawischen Titoismus der Prüfstein, an dem wir vom marxistischen Standpunkt aus das Verhalten Chruschtschows und der Chruschtschowianer maßen. Zwar zog Chruschtschow wortreich über den Kapitalismus und den amerikanischen Imperialismus her, doch uns mißfielen seine drei bis fünf Begegnungen und Audienzen täglich mit allen möglichen amerikanischen Senatoren, Milliardären und Geschäftsleuten. Chruschtschow entwickelte sich zum Clown, der jeden Tag von früh bis spät Vorstellungen gab, was der Würde der Sowjetunion sehr abträglich war.

»Den äußeren Feind«, schrie er vom frühen Morgen bis spät in die Nacht in seinen Reden, »haben wir uns gefügig gemacht, haben wir an die Kandare genommen, mit unseren Atombomben können wir ihn zu Staub machen.« Die Taktik war folgende: im Land Euphorie hervorrufen, das

Ansehen der Clique in den volksdemokratischen Ländern heben und, unabhängig von den bombastischen Worten, den Amerikanern und der Weltreaktion zu verstehen geben: »Wir sind nicht mehr für die proletarische Weltrevolution, wir wünschen eine enge Zusammenarbeit mit euch, wir brauchen euch, und ihr müßt begreifen, daß wir dabei sind, die Farbe zu wechseln, einen großen Umschwung herbeizuführen. Bei diesem Umschwung werden wir auf Schwierigkeiten stoßen, deshalb müßt ihr uns auf die eine oder andere Art helfen.«

In der Jugoslawienfrage, die für uns klar war und in der wir daher auch nicht von unserem Standpunkt abrückten, gab es bei den Chruschtschowianern Wellen, Ebbe und Flut. Einmal zankten sich die Chruschtschowianer mit den jugoslawischen Führern, dann vertrugen sie sich wieder mit ihnen. Wenn sich die Sowjetrevisionisten mit den Titoisten gerade zankten, gaben sie uns recht, wenn sie sich mit ihnen vertrugen, versuchten sie auch uns dazu zu bewegen, eine nachgiebigere Haltung gegenüber den Titorevisionisten einzunehmen.

Chruschtschow hatte ein Auge auf die Führung in Jugoslawien geworfen, und wenn er sie sich schon nicht gefügig machen konnte, so wollte er sie doch unter allen Umständen auf seine Seite ziehen. Gewiß suchte er in Tito sowohl den ideologischen Verbündeten als auch den Führer, den

er als »großer Bruder« unter seine Fittiche nehmen konnte. Anders ausgedrückt, Chruschtschow hatte eine große Schwäche für Tito, hatte dieser doch als erster Stalin angegriffen und den Marxismus-Leninismus über Bord geworfen. In dieser Beziehung stimmten sie vollständig überein, doch während das Belgrader Oberhaupt ganz unverhüllt am Werk war, wollte Chruschtschow den Schein wahren. International gesehen war Tito zum Lieblings»kommunisten« des amerikanischen Imperialismus und des Weltkapitalismus geworden, die ihn mit Hilfen und Krediten fütterten, damit er gegen den Sowjetstaat und das Sowjetregime kläffte und zugleich Jugoslawien an das ausländische Kapital verschacherte.

Chruschtschow wollte Tito in seinem Sinne beeinflussen, damit er sich über das Sowjetregime etwas zurückhaltender äußerte. Der amerikanische Agent in Belgrad sollte dazu veranlaßt werden, in seinem emsigen Streben, den sowjetischen Einfluß in den volksdemokratischen Ländern zu untergraben, zurückzustecken. Jugoslawien sollte dem Einfluß der chruschtschowrevisionistischen Anschauungen geöffnet, die direkte Ausrichtung der Belgrader Führung auf die westliche Lebensweise, auf das amerikanische Kapital sollte gebremst werden.

Tito wiederum träumte seit langem davon, daß sich das Führungszentrum des angeblichen Kommunismus von Moskau nach Belgrad verla-

gerte, daß Belgrad in Ost- und Südosteuropa an Moskaus Stelle trat. Titos Plan war fürs erste vom Tisch, als er mit Stalin brach, der das teuflische Handeln dieses Renegaten durchschaute und scharf dagegen vorging. Als Tito nun sah, daß Nikita Chruschtschow und seine Gruppe daran gingen, Lenins und Stalins Werk zu zerstören, holte er mit Hilfe der Amerikaner diesen Plan wieder aus der Schublade.

Zwischen diesen beiden Häuptern des modernen Revisionismus, Chruschtschow und Tito, entwickelte sich eine lange und vielschichtige Auseinandersetzung, einmal schonender und einmal scharf, einmal mit Angriffen und Beschimpfungen, dann wieder mit Schmeicheleien und Lächeln. Doch niemals, ob sie sich nun in der Wolle lagen oder umarmten, handelte irgendeine der beiden Seiten auf der Grundlage und im Interesse des Marxismus-Leninismus, trotz der vorgeblich marxistischen Worte und Parolen, trotz Chruschtschows Beteuerung, er kämpfe darum, Tito auf die Positionen des Marxismus-Leninismus zurückzubringen. Antikommunismus lag ihren Beziehungen zugrunde; von der Position des Antikommunismus aus ließen die beiden Taschenspieler nichts unversucht, sich den andern gefügig zu machen, jeder im eigenen Interesse.

Unsere Partei verfolgte jeden Entwicklungsschritt dieses Prozesses mit größter Aufmerksamkeit. In seinem Verlauf gewann sie eine noch kla-

rere Vorstellung davon, mit wem sie es bei Chruschtschow und den Chruschtschowianern zu tun hatte, was sie in der Sowjetunion und in der internationalen kommunistischen und Arbeiterbewegung repräsentierten.

Das erste Signal, daß die neue Sowjetführung dabei war, ihren bisherigen Kurs gegenüber dem jugoslawischen Revisionismus zu ändern, empfangen wir bereits im Juni 1954.

Während unseres Aufenthalts in Moskau händigte uns die sowjetische Führung einen langen, von Chruschtschow unterzeichneten Brief an die Zentralkomitees der Bruderparteien aus, in dem wir über die Schlußfolgerungen informiert wurden, zu denen die Sowjetführung in der Jugoslawienfrage gekommen war. Obwohl der Brief vom 4. Juni datiert war und wir uns schon tagelang in Moskau aufhielten, uns am 8. Juni sogar zu offiziellen Gesprächen mit den wichtigsten sowjetischen Führern getroffen hatten, hatten sie das außerordentlich wichtige Problem, auf das sie in diesem Brief eingingen, mit keinem Wort erwähnt. Anscheinend wollte Chruschtschow, der unsere entschiedene und unverrückbare Haltung den Belgrader Verrätern gegenüber genau kannte, bei uns vorsichtig und schrittweise zu Werke gehen.

In Verdrehung der historischen Wahrheit waren Chruschtschow und Konsorten zur Schluß-

folgerung gelangt, schuld an Jugoslawiens Loslösung vom sozialistischen Lager und am »Ausschluß der jugoslawischen Arbeiterklasse aus der internationalen Arbeiterbewegung« sei nichts anderes als »der Abbruch der Beziehungen zwischen der KPJ und der internationalen kommunistischen Bewegung« im Jahr 1948. Sie behaupteten, die 1948 und 1949 der jugoslawischen Partei gegenüber bezogene Haltung sei falsch gewesen, habe sie doch »die führenden Kreise Jugoslawiens« dazu getrieben, »sich den USA und England anzunähern« (!), das »militärische und politische Abkommen mit Griechenland und der Türkei« (Balkanpakt) abzuschließen, »dem Kapitalismus eine Reihe ernsthafter Zugeständnisse« zu machen, »die Wiederherstellung des Kapitalismus anzusteuern« usw. Kurz, weil das Informbüro Jugoslawien gegenüber eine strikte Haltung eingenommen hatte, so Chruschtschow, ging dieses aus Trotz oder zum Spaß hin und verkaufte sich an den Imperialismus, wie jene junge Frau, die aus Trotz gegen ihre Schwiegermutter mit dem Müller ins Bett ging.

Dieser Logik Chruschtschows gemäß hätte auch unsere Partei der Arbeit, als sie sich dem Chruschtschowrevisionismus frontal entgegenstellte und alle Brücken zu ihm abbrach, sich selbst und das Land an den Imperialismus verkaufen müssen, weil es sonst nicht lebensfähig gewesen wäre! Das bekamen wir später aus Chruschtschows

Mund auch zu hören, als er uns bezichtigte, wir würden uns »für 30 Silberlinge an den Imperialismus« verkaufen!

Doch das war eben nur eine antimarxistische und kapitalistische Logik. Unsere Partei wider setzte sich dem Chruschtschowrevisionismus heldenmütig, so wie sie zuvor auch gegen den jugoslawischen Revisionismus aufgetreten war, wie sie entschlossen auch gegen jede andere Variante des Revisionismus kämpfte. Doch an den Imperialismus oder sonst irgend jemand verkaufte sie sich nicht und wird sie sich auch niemals verkaufen, denn solange eine Partei ihrem Verständnis und ihrer Selbstachtung nach eine wirklich marxistisch-leninistische Partei ist, wird sie sich niemals, unter keinen Umständen und in keiner Situation, verkaufen oder kaufen lassen, sondern entschlossen ihren Weg beschreiten, den Weg des kompromißlosen Kampfes gegen Imperialismus, Revisionismus und Reaktion.

Wäre die jugoslawische Führung 1949 auch zu Unrecht verurteilt worden, wie Chruschtschow behauptete, so wäre es deshalb dennoch keinesfalls zulässig und durch nichts zu rechtfertigen gewesen, daß sie sich dem Imperialismus an den Hals warf. Ganz im Gegenteil, daß sie ihre Verbindungen zum Imperialismus und zur Weltreaktion noch mehr ausbaute, war die beste Bestätigung dafür, wie recht Stalin, die Kommunistische Partei der Sowjetunion, das Informbüro, unsere

Partei und alle anderen Parteien gehabt hatten, als sie sie entlarvten und verurteilten.

Nikita Chruschtschow aber, konsequent in seiner Entscheidung, die Belgrader Revisionisten zu rehabilitieren, bezichtigte in seinem Brief das Informbüro, natürlich ohne es beim Namen zu nennen, es habe 1948 und 1949 »nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft, ... keine Anstrengungen unternommen, die ungelösten Fragen und die Meinungsverschiedenheiten aus der Welt zu schaffen«, wodurch seiner Meinung nach »Jugoslawiens Übergang ins feindliche Lager vermieden worden wäre«. In dem Brief, den er uns aushändigen ließ, verstieg sich Nikita Chruschtschow sogar zu der Behauptung: »Viele der Fragen, die Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten zwischen der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und der Kommunistischen Partei Jugoslawiens gaben, ... stellten keinen ernststen Diskussionsgrund dar, und auch die Mißverständnisse, die entstanden waren, hätten geklärt werden können.« Eine größere Genugtuung für Tito und die jugoslawische Führung konnte es gar nicht geben! Mit einem einzigen Federstrich erklärte Chruschtschow die großen Grundsatzprobleme, die dem Kampf gegen den jugoslawischen Revisionismus zugrunde gelegen hatten, für null und nichtig, nannte sie »keine ernsthaften Gründe« und »Mißverständnisse«, bat also die Verräter um Verzeihung, weil man sie

angeblich wegen nichts und wieder nichts angegriffen hatte!

Doch wer trug die Schuld an diesen »Mißverständnissen«? Chruschtschow griff in seinem Brief weder das Informbüro noch Stalin, noch die Kommunistische Partei der Sowjetunion, noch die anderen Parteien, die mit den Beschlüssen des Informbüros von 1949 solidarisch gewesen waren, namentlich an. Offensichtlich hielt er solche Angriffe noch für verfrüht. Also fand man die »Schuldigen«: bei den Sowjets Berija, der durch sein Vorgehen »bei der jugoslawischen Führung berechnete Unzufriedenheit« hervorgehoben habe, und bei den Jugoslawen Djilas (den Tito in der Zwischenzeit verurteilt hatte), der »offen Propaganda für liquidatorische Auffassungen betrieben« habe, ein »aktiver Vorkämpfer der Orientierung Jugoslawiens auf die Länder des Westens« gewesen sei usw.!

So hatte Chruschtschow also eine ganz einfache Lösung gefunden: für den Bruch mit Jugoslawien gab es keine Ursachen, sondern nur Vorwände; »grundlos sind wir über sie hergefallen, die Schuldigen sind gefunden: Berija bei uns, Djilas bei euch. Inzwischen haben beide Seiten diese Feinde verurteilt, also brauchen wir uns nur noch zu küssen, zu versöhnen und über das vergangene Gras wachsen zu lassen.«

Mit welcher leichter Hand behandelte und löste dieser Falschspieler doch die Probleme. Aber wir

albanischen Kommunisten hatten zehn Jahre lang erbittert gegen die Belgrader Verräterclique gekämpft, hatten ihre Schandtaten erfahren und mutig bestanden, und wir waren mit dieser Lösung des Jugoslawienproblems nicht einverstanden, konnten es auf gar keinen Fall sein. Doch wir schrieben erst das Jahr 1954. Der Angriff auf Stalin war noch nicht offen entfesselt worden, noch wurde offen kein schlechtes Wort über ihn gesagt, noch bediente sich Chruschtschow einer äußerst raffinierten und meisterhaft getarnten Demagogie, noch trug die Sowjetunion in unseren Augen die Farbe der Zeit Stalins, auch wenn sie dabei war zu verblassen. Überdies beteuerte Chruschtschow in diesem Brief, der uns tief erschütterte, er tue alles »im Interesse des Marxismus-Leninismus und des Sozialismus«, die sowjetische Partei und die anderen Bruderparteien gingen bei der Neubewertung der Jugoslawienfrage von keinem anderen Ziel aus, als »die Pläne der anglo-amerikanischen Imperialisten zu durchkreuzen und alle Möglichkeiten auszunutzen, den eigenen Einfluß auf das jugoslawische Volk zu verstärken«, »positiv auf die jugoslawische Arbeiterklasse einzuwirken« usw. Außerdem fügte er hinzu, die Bemühungen der sowjetischen Seite und der sonstigen Parteien der volksdemokratischen Länder seien ein neuer Vorstoß, um zu testen, »wie bereit und entschlossen die jugoslawischen Führer sind, den Weg des Sozialismus zu beschreiten«.

All das veranlaßte uns dazu, unsere Antwort so ausgewogen und vorsichtig wie möglich zu halten. Während der Tage, die wir in Moskau waren, diskutierte ich mit Hysni und den anderen Genossen der Delegation lange über dieses Problem, und schließlich ließen wir der sowjetischen Führung schriftlich unsere Antwort zukommen.

Darin betonten wir, ohne uns offen gegen Chruschtschow zu stellen, unsere unveränderliche Haltung gegenüber der revisionistischen Belgrader Führung, würdigten die Bedeutung der Beschlüsse des Informbüros von 1948 und 1949 und wiesen jede Anspielung auf eine Überprüfung der bisherigen Haltung gegenüber den Linienabweichungen der jugoslawischen Führung zurück.

Chruschtschows Ansicht, der Abbruch der Beziehungen habe die jugoslawische Führung in die Arme des Imperialismus getrieben, stellten wir in unserem Antwortbrief die These entgegen, daß die jugoslawischen Führer von sich aus den Marxismus-Leninismus verraten und ihr Volk und ihr Vaterland auf den Weg der Knechtung und der Gängelung durch die anglo-amerikanischen Imperialisten geführt hatten, daß ihre antimarxistische Linie die Ursache für den schweren Schaden war, den die Lebensinteressen der Völker Jugoslawiens erlitten hatten, daß sie es waren, die Jugoslawien vom Lager des Sozialismus getrennt hatten, daß sie die jugoslawische Partei in eine bürgerliche

Partei verwandelt und von der internationalen Bewegung des Proletariats losgerissen hatten.

Nachdem wir diese Tatsachen gebührend herausgestellt hatten, betonten wir, wir seien wohl damit einverstanden, daß die kommunistischen Parteien den Völkern Jugoslawiens zu helfen versuchten, sich von Knechtung und Elend zu befreien, wollten aber noch einmal unterstreichen, daß sich die jugoslawischen Führer unserer Meinung nach bereits tief im Antimarxismus verrannt, es bei der Unterwerfung unter die amerikanischen und englischen Imperialisten schon sehr weit gebracht hatten.

Damit gaben wir Chruschtschow indirekt zu verstehen, daß wir seine Hoffnungen und Illusionen in bezug auf die jugoslawischen Führer, besonders »Genossen Tito«, wie er ihn zu nennen begann, nicht teilten. Diesen Standpunkt äußerte ich Chruschtschow gegenüber auch bei einem weiteren Gespräch, das ich am 23. Juni 1954 mit ihm hatte. Doch er tat so, als bemerke er die Unterschiede in unseren Auffassungen zur Jugoslawienfrage nicht. Vielleicht wollte er es nicht schon bei unseren ersten offiziellen Begegnungen mit ihm zum Konflikt kommen lassen. Vielleicht unterschätzte er uns und nahm unsere Einwände einfach nicht zur Kenntnis. Ich erinnere mich, daß er sich in heller Euphorie befand und mit der Selbstsicherheit eines Mannes sprach, bei dem alles in schönster Ordnung ist. Er war gerade von einem

Blitzbesuch in der Tschechoslowakei zurückgekehrt (er war ein Meister aller Arten von Besuchen: Blitz-, inkognito, offiziellen, Freundschafts-, spektakulären, leisen, am Tag, bei Nacht, bekanntgegebenen, geheimgehaltenen, kurzen, langen, mit Anhang, ganz allein usw.).

»In Prag«, sagte er zu mir, »habe ich mich mit den dort befindlichen Vertretern einiger Bruderparteien noch einmal über das Jugoslawienproblem unterhalten. Alle waren völlig meiner Meinung und sahen die Bemühungen unserer Partei als sehr wichtig an.«

Dann blickte er mir unverwandt in die Augen und setzte hinzu:

»Wir, die Ungarn, die Bulgaren, die Rumänen und andere sind in letzter Zeit bei der Normalisierung der Beziehungen mit Jugoslawien einen guten Schritt vorangekommen...«

Ich merkte, warum er das betonte. Er wollte mir sagen: Sieh her, alle sind wir uns einig, also müßt auch ihr Albaner mitziehen.

Ich erklärte ihm knapp, die Geschichte unserer Beziehungen zur jugoslawischen Partei und zum jugoslawischen Staat sei sehr lang, schuld am Abbruch der Beziehungen sei die jugoslawische Führung selbst, und wenn die staatlichen Beziehungen zwischen Albanien und Jugoslawien noch immer sehr schwach entwickelt seien, so könne das nicht uns angelastet werden, sondern sei auf

die unverändert antimarxistische und albanienfeindliche Einstellung und Handlungsweise der Belgrader Führer zurückzuführen.

«*Konečno, konečno!*»* fuhr Chruschtschow hoch, und ich begriff, daß er eine weitere Diskussion dieses Problems vermeiden wollte.

»Wir«, sagte er, »haben alle Maßnahmen getroffen. Morgen fährt unser Botschafter in Jugoslawien nach Brioni, wo er mit Tito zusammentreffen wird. Unserer Meinung nach ist es gut möglich, daß das Ziel erreicht wird. Wenn sich nichts tut«, schloß er, »dann gibt es auch noch andere Wege.«

So begann die Liebesromanze Chruschtschow-Tito. Chruschtschow ließ Tito seine Meinung bzw. seine »Schlüsse« aus der »erneuten Analyse« der Jugoslawienfrage einige Tage darauf schriftlich zukommen. Tito lachte natürlich das Herz im Leibe, daß Chruschtschow genauso verfuhr, wie er es vorausgesehen hatte, doch als der alte Fuchs, der er war, stellte er sich nicht so tölpelhaft an, daß er sich Chruschtschow gleich in die Arme warf. Im Gegenteil, Tito war der Meinung, Chruschtschow müsse, so wie er den ersten Schritt getan und sich bußfertig gezeigt hatte, nun auch zuerst nach Belgrad kommen und ganz offen um Verzeihung bitten. Dafür sorgte er dann auch.

* Russisch im Original: Natürlich, natürlich.

Überdies steckte Tito bis zum Hals im Sumpf des Imperialismus, war an Händen und Füßen gebunden und mußte sich deshalb, wenn er irgend etwas über den »Sozialismus« und den »Marxismus« sagen wollte, an die von seinen westlichen Oberherren und in erster Linie den amerikanischen Imperialisten verordnete Dosierung halten. Nachdem Tito Chruschtschow eine Zeitlang schmoren gelassen hatte, damit ihm die wunde Stelle ordentlich brannte, gab er ihm schließlich gegen Mitte August 1954 gleichfalls schriftlich Antwort.

Im Kern enthielt der Brief des Belgrader Revisionisten mehr oder weniger folgende Aussage: Ich freue mich, Nikita Sergejewitsch, daß du dich als vernünftiger und toleranter Mann erweist, doch du mußt noch klarer mit der Sprache herausrücken, dich deutlicher zum neuen Kurs der Versöhnung und der Umarmung bekennen. Wir Jugoslawen, erklärte Tito Chruschtschow, sind nicht gegen eine Versöhnung, doch haben wir, wie ihr wißt, inzwischen neue Freunde, mit denen wir eine feste und enge Verbindung eingegangen sind. Die Versöhnung mit euch muß deshalb »eine Richtung nehmen, die unserer Politik der internationalen Zusammenarbeit entspricht«, das heißt, die Bindungen der Jugoslawen an den Imperialismus dürfen nicht zerstört, sie müssen vielmehr weiter gefestigt werden.

Ebenso versäumte es Tito nicht, Chruschtschow in gebieterischem Ton eine Reihe weite-

rer Bedingungen für die künftigen Beziehungen zu stellen:

Erstens verlangte Tito von der sowjetischen Seite, sich mehr um die Beseitigung der »negativen Elemente« zu kümmern und die »Hindernisse« aus dem Weg zu räumen, die damals, im Jahr 1948, ihren Anteil am Bruch gehabt hatten. Damit verlangte der »Meister« aus Belgrad natürlich unverblümt die Revidierung der ganzen richtigen und prinzipienfesten Linie, die das Informbüro, Stalin und die anderen kommunistischen Parteien 1948 verfolgt hatten.

Zweitens, so diktierte Tito, darf die künftige Versöhnung nicht als »volle Übereinstimmung in der Einschätzung der Ereignisse und in der Haltung zu ihnen« verstanden werden. Also: versöhnen wir uns, aber jeder soll nach eigenem Ermessen und auf eigene Rechnung handeln.

Drittens, welchen Weg wir jeweils beim Aufbau des »Sozialismus« verfolgen, das hat jeder selbst zu entscheiden und darf keinen Einfluß auf die Normalisierung der Beziehungen haben. Ich werde also meinen »spezifischen Sozialismus« aufbauen, und du wirst es ohne Widerrede akzeptieren.

Viertens, sagte Tito, sind weder Berija noch Djilas für den Konflikt verantwortlich, die Ursachen liegen tiefer. Deshalb müßt ihr Sowjets und die anderen endgültig mit der Linie der Stalinzeit brechen, die früheren Grundsätze aufgeben,

denn dann werden die wahren Ursachen des Konflikts von selbst in sich zusammenstürzen.

Und schließlich lehnte Tito Chruschtschows Vorschlag zu einem bilateralen Gipfeltreffen ab, indem er als Vorbedingung dafür »vorhergehende Erfolge bei der Normalisierung« stellte. Daraus ließ sich ganz unmißverständlich entnehmen: Wenn du dich mit mir treffen und versöhnen willst, dann gehe auf dem eingeschlagenen Weg noch weiter, bemühe dich innerhalb der Sowjetunion sowie in den anderen Ländern und Parteien rascher und beherzter um die Durchsetzung und Verbreitung dieses »neuen« Wegs, der mein alter Weg ist.

Und Chruschtschow — einmal verdrossen, wie es schien, dann wieder begeistert — begann einzulenken und den Bedingungen und Anweisungen Titos eifrig nachzukommen.

Wir verfolgten diesen Prozeß aufmerksam und beunruhigt, und in uns wurde der Verdacht bestärkt, daß die Sowjetunion dadurch auf einen antimarxistischen Weg gebracht wurde. Täglich festigte sich in uns die Überzeugung, daß sich hinter Chruschtschows Clownereien ein teuflisches Spiel verbarg. Wir sahen, daß er durch seinen Kniefall vor Tito dem Ansehen der sowjetischen Kommunistischen Partei und des Sowjetstaats schadete. Das mißfiel uns, aber letzten Endes war die Verbesserung der sowjetisch-jugoslawischen Beziehungen ihr eigenes, internes Problem, und

wir hatten da nichts hineinzureden. Doch wir waren nicht einverstanden und konnten niemals einverstanden sein mit Chruschtschows Versuchen, die Vergangenheit einfach unter den Tisch zu wischen und die Ursachen und Gründe für die Verurteilung der jugoslawischen Revisionisten ganz anders darzustellen, als sie wirklich gewesen waren. Ebensovienig konnten wir uns darauf einlassen, in diesem gefährlichen und anrühigen ideologischen und politischen Spiel Chruschtschows Partner zu werden. Was die Rumänen, die Ungarn oder die Bulgaren taten, das war ihre Sache. Küsse und Versöhnung mit den Titoisten würde es von unserer Seite aus nicht geben.

Außer durch seine revisionistischen Anschauungen wurde Chruschtschow zu diesem antimarxistischen Schritt zweifellos auch durch Tito getrieben. Dieser wollte vor Chruschtschow nicht zu Kreuze kriechen, deshalb verlangte er hartnäckig, daß Chruschtschow nach Belgrad kam und vor ihm zu Kreuze kroch, in Canossa (Belgrad) Selbstkritik übte. Und so geschah es. Nach etwas mehr als einem Jahr geheimer und offener Kontakte von Sonderbeauftragten, nach einem intensiven und sehr intimen Briefwechsel des »Genossen Chruschtschow« mit dem »Genossen Tito« ließ Tito schließlich im April 1955 seinem neuen Geliebten Nachricht zukommen, er willige in die Ehe ein, und lud ihn zur »Vermählung« ein, entweder »auf einem Donauschiff oder, falls Sie einver-

standen sind, in Belgrad. Unserer Meinung nach«, fuhr der Belgrader *Krail** fort, »sollte die Begegnung öffentlich sein und bekanntgegeben werden.« Chruschtschow, der es kaum erwarten konnte, fuhr nach Belgrad, tauschte Küsse und Umarmungen mit Tito, übte Selbstkritik, fegte »entschlossen den Rost der Vergangenheit« hinweg und leitete die »Epoche der Freundschaft zwischen den beiden Völkern und Parteien« ein.

Unsere Partei verurteilte Chruschtschows Belgradreise und insbesondere seine Entscheidung, den Schmutzfinken Tito reinzuwaschen. Erst zwei oder drei Tage vor seinem Aufbruch nach »Canossa« unterrichtete uns Chruschtschow über seinen bevorstehenden Schritt, doch wir hatten schon damit gerechnet, denn der Bach, in den sich Chruschtschow gestürzt hatte, floß zu dieser Mühle. Ob er nun nach Belgrad fuhr oder nicht, das war seine Sache, sollte er es machen, wie er wollte. Was uns empörte und zutiefst betroffen machte, war die Mitteilung im gleichen Brief, er habe sich entschieden, den Beschluß des Informbüros vom November 1949, in dem die jugoslawische Führung verurteilt wurde, als ungerecht aufzuheben, wolle diesen von ihm gefaßten neuen Beschluß Tito mitteilen und im Organ »Für einen dauerhaften Frieden, für eine Volksdemokratie!« ein Kommuniqué veröffentlichen. In diesem Kom-

* König.

munique behauptete Chruschtschow, die kommunistischen und Arbeiterparteien, die Mitglied des Informbüros gewesen waren, hätten die Frage der im November 1949 verabschiedeten dritten Resolution des Informbüros über das Jugoslawienproblem noch einmal erörtert und beschlossen, die darin enthaltenen Vorwürfe gegen die Führung der Kommunistischen Partei Jugoslawiens als unbegründet zu betrachten und die Resolution des Informbüros über die Jugoslawienfrage aufzuheben.

Wir sandten dem Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion dazu einen scharfen Protestbrief. Ein solcher Beschluß, der einen von allen Parteien gemeinsam verurteilten Feind des internationalen Kommunismus betraf, konnte nicht einseitig von der Kommunistischen Partei der Sowjetunion gefaßt werden, ohne daß die anderen Parteien, darunter auch wir, überhaupt gefragt worden waren. Die anderen Parteien fügten sich Chruschtschows Beschluß und Titos Begehren, nach Chruschtschow sollten auch die Führer der anderen Parteien des sozialistischen Lagers in Belgrad vorsprechen, Tito die Hand küssen und ihn um Verzeihung bitten. Die Dejs und Co. fuhren hin, wir nicht. Wir setzten den Kampf gegen die Revisionisten fort. Vergeblich suchte uns Lewitschkin, der sowjetische Botschafter in Tirana, auf und wollte uns dazu bewegen, unseren Widerstand aufzugeben.

Ich empfing Lewitschkin und legte ihm im Prinzip noch einmal dar, was wir der sowjetischen Führung schon im Brief geschrieben hatten.

»Die Kommunistische Partei der Sowjetunion«, sagte ich unter anderem zu ihm, »hat uns gelehrt, zu jeder Frage, die mit der Linie der Partei zu tun hat, offen und aufrichtig, als Internationalisten unsere Meinung zu äußern. Das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion hat uns früher über alle die gemeinsame Politik gegenüber Jugoslawien betreffenden Fragen informiert und unsere Meinung dazu eingeholt. Wir haben die Auffassungen der sowjetischen Führung sorgfältig studiert, unsere Meinung zu diesen Problemen gesagt und sind, wie ihr wißt, einverstanden, uns um eine Verbesserung der Beziehungen zu Jugoslawien zu bemühen.«

»Aber ihr habt doch in eurer gestrigen Antwort Einwände gegen den jüngsten Schritt des Genossen Chruschtschow erhoben«, sagte Lewitschkin zu mir.

»Ja«, bestätigte ich, »und dafür haben wir unsere Gründe. Wir meinen, daß es zwischen dem Inhalt der früheren Briefe der Sowjetführung zur Jugoslawienfrage und dem letzten Brief große Unterschiede gibt.«

»Von was für Unterschieden sprechen Sie?« fragte Lewitschkin. »Ich meine, daß sich der Standpunkt unserer Partei nicht geändert hat.«

»Sehen wir uns das doch einmal an«, sagte

ich zu ihm und nahm die Briefe der Sowjetführung zur Hand. »Hier zum Beispiel, im Brief vom 4. Juni 1954, schreibt Ihre Führung: 'Nach einer erneuten Durchsicht der Materialien zur Geschichte des Abbruchs der Beziehungen zwischen der Kommunistischen Partei Jugoslawiens und den kommunistischen und Arbeiterparteien sowie zum späteren Austritt Jugoslawiens aus dem demokratischen Lager ist das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion der Ansicht, daß der führende Kern der Kommunistischen Partei Jugoslawiens zweifellos ernste Abweichungen vom Marxismus-Leninismus begangen hat, daß er auf die Positionen des bürgerlichen Nationalismus abgeglitten und zu Angriffen auf den Sowjetstaat übergegangen ist. Ihre feindselige Politik hinsichtlich der Sowjetunion dehnten die Führer der Kommunistischen Partei Jugoslawiens auch auf die volksdemokratischen Länder aus, denen gegenüber sie schon vor dem Abbruch der Beziehungen eine dünnkelhafte und verächtliche Haltung einnahmen, von denen sie die Anerkennung von Prioritäten und besonderen Verdiensten verlangten, die ihnen nicht zustanden.'

Weiter«, sagte ich zu Lewitschkin, »wird in diesem Brief betont: 'Die Kritik der kommunistischen und Arbeiterparteien an den nationalistischen Abweichungen der Führer der Kommunistischen Partei Jugoslawiens und ihren anderen Abweichungen vom Marxismus-Leninismus war

notwendig und vollauf berechtigt. Sie trug zur marxistischen Stählung der kommunistischen und Arbeiterparteien, zur Schärfung der Wachsamkeit der Kommunisten und zu ihrer Erziehung im Geist des proletarischen Internationalismus bei.'«

»Das stimmt«, murmelte Lewitschkin.

»Auch nach den ersten Bemühungen der Sowjetführung um eine Verbesserung der Beziehungen zu Jugoslawien«, erklärte ich dem Botschafter weiter, »ging die jugoslawische Führung nicht von ihrem früheren Weg und ihren bisherigen Auffassungen ab, und es ist noch nicht lange her, erst zwei oder drei Monate, im Februar dieses Jahres, da schrieben uns die sowjetischen Genossen, daß 'in den politischen und wirtschaftlichen Beziehungen der Führung der jugoslawischen Partei ernste Bindungen an die kapitalistische Welt bestehen'.«

»Ja, das stimmt!« wiederholte Lewitschkin gepreßt.

»Wie ist es dann möglich«, fragte ich, »daß sich die Meinung und die Haltung der Sowjetführung zu diesen außerordentlich wichtigen Problemen so schnell und überraschend geändert haben?! Wie können nur derart unbekümmert solche einseitigen Entscheidungen getroffen werden wie die über die Aufhebung des Beschlusses des Informationsbüros von 1949?!

Unser Politbüro hat die Probleme, die in eurem Brief vom 23. Mai behandelt werden, sehr gewis-

senhaft und besorgt diskutiert, und in unserer Antwort haben wir Genossen Chruschtschow offen und aufrichtig eine Reihe von Einwänden vorgebracht.

Erstens meinen wir, daß die allgemeine Linie, der wesentliche, prinzipielle Inhalt der Resolution der Beratung des Informbüros vom November 1949 richtig ist und zudem nicht losgelöst betrachtet werden darf von der Resolution vom Juli 1948. Wie richtig er ist, wird auch durch die tägliche Erfahrung unserer Partei in den Beziehungen zu den Jugoslawen schon vor dem Bruch mit ihnen im Jahr 1948, aber auch danach, bis heute, bestätigt.

Zweitens, die Verfahrensweise, die für die Aufhebung der Resolution der Beratung des Informbüros vom November 1949 vorgeschlagen wird, erscheint uns nicht richtig. Die ungemein kurze Zeit, die den kommunistischen und Arbeiterparteien, die Mitglied des Informbüros waren, zugestanden wird, um ihren Standpunkt zum Inhalt eures Briefes vorzutragen, dünkt uns nicht ausreichend, um über eine so wichtige Frage wie die im Brief aufgeworfene zu entscheiden. Unserer Meinung nach war ein so rascher Beschluß in einer Frage von großer, grundsätzlicher Bedeutung, ohne vorher gemeinsam mit den anderen an dieser Frage interessierten Parteien eine gründliche Analyse vorzunehmen, und erst recht die Veröffentlichung dieses Beschlusses in der Presse und

seine Bekanntgabe bei den Belgrader Gesprächen verfrüht und mußte darüber hinaus die allgemeine Ausrichtung in bezug auf Jugoslawien ernstlich beeinträchtigen.

Was unsere Partei der Arbeit anbelangt, so kämpft sie schon seit sieben Jahren für die Durchführung ihrer Generallinie gegenüber Jugoslawien, einer Linie, die sich auf die Resolutionen des Informbüros stützt und vom 1. Parteitag unserer Partei gebilligt wurde. Wir sind davon überzeugt, daß diese Generallinie unserer Partei für die Beziehungen zu Jugoslawien richtig ist. Aber selbst wenn wir einen Moment annehmen wollten, an dieser Linie gebe es etwas zu ändern, so müßte dazu ein Parteitag oder mindestens eine Parteikonferenz einberufen werden, und das auch erst nach einer vorangegangenen gründlichen Analyse der Generallinie aller kommunistischen und Arbeiterparteien im Hinblick auf Jugoslawien sowie der Beschlüsse und Schlußfolgerungen des Informbüros.

»Deshalb schlagen wir vor«, sagte ich abschließend zu Lewitschkin, »daß die im jüngsten Brief der sowjetischen Führung angeschnittenen Fragen auf einer Beratung der Mitgliedsparteien des Informbüros analysiert werden, an der nach Möglichkeit auch unsere Partei teilnehmen sollte, um ihre Meinung einzubringen. Nur dort dürfte ein gemeinsamer Beschluß zu dieser Frage gefaßt werden.«

Der bleich dasitzende und zuhörende Le-witschkin versuchte, mich umzustimmen, gab aber, als er meine Unnachgiebigkeit sah, schließlich auf:

»Ich werde die Parteiführung über das informieren, was Sie mir mitgeteilt haben«, sagte er.

»In unserem Brief an Genossen Chruschtschow«, schloß ich, »haben wir schon alles geschrieben, was ich Ihnen eben sagte. Ich habe es Ihnen gegenüber nur wiederholt, um zu erklären, was uns zu dieser Haltung veranlaßt hat.«

Unsere Ablehnung war völlig korrekt und im Einklang mit den in den zwischenparteilichen Beziehungen gültigen marxistisch-leninistischen Normen. Wir wußten genau, daß die Analysen und Beschlüsse des Informbüros und des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion von 1948 und 1949 zur Jugoslawienfrage richtig, belegt und völlig begründet waren. Als der Beschluß über die Verurteilung der antimarxistischen Tätigkeit der jugoslawischen Führung gefaßt wurde, waren wir nicht Mitglied des Informbüros. Aber Stalin, die KPdSU und die anderen Mitgliedsparteien des Informbüros hatten sich damals häufig auch mit uns beraten, sich sehr aufmerksam auch unsere Meinung über unsere Beziehungen zu der jugoslawischen Führung angehört. Stalin und Genossen taten das nicht nur, weil wir Bruderparteien waren und die leninistischen Normen verlangten, daß wir einen umfangreichen Meinungs-austausch pflegten, sondern

auch wegen der wichtigen Tatsache, daß wir aufgrund der besonderen Verbindungen, die wir schon in den Kriegsjahren zu der jugoslawischen Führung unterhalten hatten, einiges über sie zu sagen hatten.

Zu den zahlreichen Treffen und Konsultationen zu diesem Problem gehörte auch mein vertrauliches Gespräch mit Wyschinski in Bukarest, an dem auch Dej teilnahm. Wir tauschten dabei Meinungen über die unumgängliche gemeinsame Haltung gegenüber der verräterischen Tätigkeit der jugoslawischen Führung aus. Wyschinski und Dej hielten die zahlreichen unwiderlegbaren Argumente und Fakten, die ich auf diesem Treffen vorbrachte, für sehr wichtig und würdigten sie als wertvollen Beitrag unserer Partei, um die feindliche und antimarxistische Tätigkeit der Belgrader Führer besser durchschauen zu können. Hier ist nicht der richtige Platz, ausführlich über dieses Treffen zu berichten, an das ich zahlreiche Erinnerungen bewahrt habe, ich führe es nur an, um zu zeigen, wie sorgfältig und überlegt Stalin und das Informbüro damals bei ihren Analysen und Beschlüssen vorgingen.

Gerade umgekehrt verhielt es sich nun mit Chruschtschow und den anderen sowjetischen Führern. Genau die gleichen, die das Informbüro und Stalin verdammten, weil sie angeblich nicht richtig gehandelt und geurteilt hatten, traten die elementarsten Regeln der zwischenparteilichen

Beziehungen mit beiden Füßen, spielten sich als über jede Diskussion erhabene Herren auf, die sich um die Meinung der anderen kein bißchen zu scheeren brauchten. Das mußte uns natürlich enttäuschen und beunruhigen.

Lewitschkin ersuchte in diesen Tagen noch mehrmals um Treffen mit uns. Offenbar verlangten sie im Zentrum dringend von ihm, daß er uns dazu brachte, unsere Meinung aufzugeben und uns Chruschtschows Standpunkt anzuschließen. Das war eine ziemlich schwierige und harte Zeit. Soweit wir sehen konnten, hatte sich Chruschtschow mit den Führungen der anderen Parteien schon vorher über sein Vorgehen in Belgrad verständigt. So mußte unser Vorschlag, das Informationsbüro einzuberufen, um dort das Problem eingehend zu erörtern, auf taube Ohren stoßen. Wir diskutierten lange im Politbüro und beschlossen dann, daß ich noch einmal Lewitschkin rufen sollte, um ihm unsere Haltung zu erläutern. Ich traf mit ihm am 27. Mai zusammen, als sich Chruschtschow schon in Belgrad befand, und wir schickten zu dem, was wir mit Lewitschkin besprachen, auch noch einen zweiten Brief an die sowjetische Führung. Später benutzte Chruschtschow diesen Brief von uns als »Argument«, mit dem er beweisen wollte, wir hätten uns im ersten Brief vom 25. Mai geirrt und dann zwei Tage darauf »Selbstkritik« geübt, uns von unserer ursprünglichen Meinung »distanziert«. Doch was

Chruschtschow und Konsorten behaupteten, war nicht der Kern der Wahrheit.

Sowohl in der Unterredung mit Lewitschkin am 27. Mai als auch im zweiten Brief an die sowjetische Führung erläuterten wir erneut, warum wir in diesem Fall in offenem Gegensatz zu ihnen standen.

Wir betonten in diesem Brief der sowjetischen Führung gegenüber noch einmal, wir hielten, obwohl wir nach wie vor damit einverstanden seien, alle Anstrengungen zu unternehmen, um die prinzipiellen Meinungsverschiedenheiten mit Jugoslawien auf marxistisch-leninistische Weise beizulegen, dennoch an der Überzeugung fest, daß die jugoslawischen Führer nicht von ihrem Weg abgehen, ihre schweren Fehler nicht zugeben würden.

»In bezug auf die Jugoslawienfrage und vor allem die antimarxistische Tätigkeit der Führung der Kommunistischen Partei Jugoslawiens«, schrieben wir in dem Brief, »waren und sind wir ausgesprochen empfindlich, weil sie diese feindliche Tätigkeit gegen die Sowjetunion, die volkdemokratischen Länder und die gesamte proletarische Bewegung ganz besonders brutal gegen unsere Partei und die Souveränität unseres Vaterlands betrieben haben.

Weil sich für uns das Problem so darstellt«, schrieben wir weiter, »bestürzte uns der Teil Eures Briefes, in dem es heißt, man könne den Jugosla-

wen eventuell mitteilen, die Resolution des Informationsbüros vom November 1949 werde zurückgenommen und im Organ 'Für einen dauerhaften Frieden, für eine Volksdemokratie!' werde dazu ein Communiqué erscheinen, und wir sagten uns, daß dies, sollte es geschehen, ein sehr schwerer Fehler wäre. Wir waren der Meinung, daß diese Resolution nicht zurückgezogen werden darf, weil sie ein Bild von der logischen Entwicklung der feindlichen und antimarxistischen Tätigkeit der Führung der Kommunistischen Partei Jugoslawiens in der Praxis gibt.

Unsere Beweggründe sind folgende: wenn die betreffende Resolution fällt, fällt alles, was dort verzeichnet ist, fällt also zum Beispiel auch der Prozeß gegen Rajk in Ungarn, gegen Kostoff in Bulgarien usw. Dementsprechend müßte auch der Prozeß gegen die von Koçi Xoxe und Konsorten geführte Verräterbande fallen. Die feindliche Tätigkeit der Verräterbande Koçi Xoxes war auf die antimarxistische, liquidatorische und bürgerlich-nationalistische Arbeit der Führung der Kommunistischen Partei Jugoslawiens zurückzuführen und mit ihr verknüpft. Der gerechte, prinzipienfeste Kampf gegen diese feindliche Tätigkeit war eine der Stoßrichtungen unserer Parteilinie auf dem 1. Parteitag. Von dieser korrekten Linie«, betonten wir im Brief, »werden wir niemals abgehen. Wir waren also der Ansicht, daß, sollte die betreffende Resolution für falsch erklärt und auf-

gehoben werden, damit nicht nur die Wahrheit verfälscht werden, sondern auch unsere Partei in eine schwierige Situation geraten, sich Verwirrung breitmachen würde und die Parteifeinde, die feindlichen Elemente überhaupt ermuntert würden, sowohl gegen unsere Staatsmacht und unsere Partei als auch gegen die Sowjetunion aktiv zu werden. Eine solche Situation dürfen wir niemals zulassen.«

Weiter schrieben wir den Sowjetführern: »Wir waren in einer schwierigen Situation, und es tat und tut uns leid, daß wir in diesem Punkt mit Euch nicht einer Meinung sein können.«

Das war im wesentlichen der Inhalt unseres zweiten Briefs an die Sowjetführung.

Wenn hier überhaupt von einer »Distanzierung« unsererseites die Rede sein kann, dann nur insoweit, als wir den Vorschlag, zunächst eine Beratung des Informationsbüros einzuberufen, nicht erneuerten. Dieser Vorschlag wäre inzwischen sinnlos gewesen, hatte doch Chruschtschow mit seiner Abreise nach Belgrad schon vollendete Tatsachen geschaffen. Andererseits konnten wir — obwohl wir unsere Meinung sagten und die Prinzipien verteidigten — nicht offen gegen die Sowjetführung und die anderen auftreten, als das Problem noch im Fluß war. Jedenfalls schärften wir weiter unsere Wachsamkeit, hielten die Augen offen. Für uns blieb wie schon vorher die Haltung einer Partei zu den Belgrader Revisionisten der

Prüfstein dafür, ob sie eine beständige marxistische oder eine falsche, antimarxistische Linie verfolgte. Daran sollten wir später auch Chruschtschow und die Chruschtschowianer messen.

Nicht lange nach diesen Ereignissen, im Sommer des Jahres 1955, wurde ich eingeladen, »unbedingt zum Urlaub in die Sowjetunion« zu kommen.

Zur Zeit Stalins war ich mehr zur Arbeit und sehr selten zum Urlaub dorthingefahren. Zur Zeit Chruschtschows fingen sie an, einen so nachdrücklich dazu bewegen zu wollen, die Ferien dort zu verbringen, daß man kaum ablehnen konnte, weil die Sowjets die Sache auf die politische Ebene hoben. Ich hatte jedoch keine Lust zu fahren, weil ich mich dort nicht wirklich erholen konnte und viel Zeit verlor. Bis Moskau waren wir zuerst acht Tage mit dem Schiff von Durrës nach Odessa unterwegs, und zwar mit nicht gerade großen Schiffen (etwa der Kotowski oder der Tschiaturi), die kräftig schaukelten. Zwei weitere Tage brauchte man mit dem Zug von Odessa nach Moskau, einen Tag mit dem Flugzeug von Moskau zu unserem Reiseziel im Kaukasus, etwa Kislowodsk — also 11 Tage für die Anreise und 11 Tage für die Rückreise plus einige Tage Besprechungen. Man kann sich vorstellen, was das für ein Urlaub war.

Kaum in Moskau angekommen, begannen dann die Gespräche mit den sowjetischen Führern, aber Gespräche, die nicht mehr angenehm waren

wie die Begegnungen mit Stalin. Jetzt wurden sie teils mit verhaltenem Groll geführt, teils war die Zuspitzung offensichtlich.

So war es auch diesmal wieder. Kaum war ich in Moskau eingetroffen, hatte ich auch schon zwei Zusammenkünfte mit Suslow.

Gleich seine ersten Worte waren, wir müßten uns über die Jugoslawienfrage unterhalten. In gebieterischem Ton erklärte er:

»Die Führung eurer Partei muß sich diese Frage gründlich durch den Kopf gehen lassen, ihr dürft das Jugoslawienproblem nicht starr sehen.«

Ich hörte zu, ohne den Blick von ihm zu wenden, und er spürte wohl meinen Unwillen, denn er machte einen gewissen Rückzieher:

»Ihre Fehler bleiben Fehler«, sagte er, »unser Ziel ist jedoch, mit Jugoslawien Freundschaft zu schließen und diese Freundschaft voranzubringen. Unser Zentralkomitee«, fuhr er fort, »hat auf seiner jüngsten Sitzung unsere Beziehungen zu Jugoslawien erneut analysiert. Den Bericht, der dort gehalten wurde, wird man Ihnen persönlich aushändigen, denn er ist streng geheim.«

Er schwieg einen Moment, wobei er mich musterte, um herauszufinden, welchen Eindruck seine Worte auf mich machten. Dann fuhr er fort:

»Das Hauptproblem ist, daß das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion an die Jugoslawienfrage realistisch herangegangen

ist. Es hat die verräterische Tätigkeit Berijas mitberücksichtigt, und dafür haben wir Selbstkritik geübt. Unser Zentralkomitee ist zur Schlußfolgerung gelangt, daß der Abbruch der Beziehungen zu Jugoslawien ein Fehler war, d.h., daß wir voreilig waren.«

»Was, voreilig?!« erwiderte ich. »Damals wurden lange, gründliche Analysen angestellt und Diskussionen geführt, und die tatsächlichen ideologischen und politischen Ursachen der bestehenden Meinungsverschiedenheiten wurden aufgedeckt.«

»Die Hauptursache für diesen Bruch«, fuhr Suslow fort, »waren keine ideologischen Fragen, obwohl bei den Jugoslawen Fehler bestanden haben, die ihnen auch offen genannt worden sind. Die Hauptursache waren die Verleumdungen gegen die jugoslawischen Führer, unser Mangel an Geduld. Die Grundsatzfehler der Jugoslawen hätten diskutiert, bewiesen und bereinigt werden müssen. Das geschah nicht.

Aus all den Fakten, die erörtert wurden«, fuhr er fort, »ergibt sich kein einziger handfester Beweis für die Behauptung, die jugoslawischen Genossen seien abgeirrt und hätten Jugoslawien verkauft. Auch geht daraus nicht hervor, daß die jugoslawische Wirtschaft vom Ausland abhängt.«

»Entschuldigung«, warf ich ein, »lassen wir für einen Augenblick ruhig einmal außer acht, was wir 1948 und 1949 analysiert und beschlossen

haben. Nehmen wir nur euren Briefwechsel mit der jugoslawischen Führung in den letzten beiden Jahren. Da schreibt nicht nur ihr in einigen eurer Briefe, daß die Jugoslawen enge Verbindungen mit dem Westen hergestellt haben, auch die Jugoslawen selbst geben es in ihren eigenen Briefen zu. Wie sollen wir nun diesen Umschwung in eurer Einschätzung zu diesen Fragen verstehen?«

»Es sind einige Fehler begangen worden, doch sie müssen behutsam beurteilt werden«, erwiderte Suslow und fing an, eine Reihe von »Argumenten« aufzuzählen, die mich davon überzeugen sollten, daß die jugoslawischen Führer nicht auf dem falschen Weg seien. Natürlich versuchte auch er, Berija und Djilas sowie den Anstrengungen des Imperialismus, »Jugoslawien auf seine Seite zu ziehen«, die Schuld zu geben.

»Auch Molotow«, fuhr Suslow fort, »hat zu diesem Problem eine ziemlich sektiererische Haltung eingenommen. Er selbst hat Fehler in den staatlichen Beziehungen zu Jugoslawien gemacht und ist dann beharrlich dabei geblieben, daß die Fehler bei den jugoslawischen Genossen lägen. Doch das Zentralkomitee forderte Molotow auf, zu beweisen, wo die Jugoslawen Fehler begangen haben, und wir haben ihn für seine Haltung schwer kritisiert. Schließlich schloß sich auch er dem Standpunkt des Zentralkomitees an.«

Ich ergriff dann das Wort und gab ihm eine detaillierte Darstellung unserer Beziehungen zur

jugoslawischen Führung, angefangen bei den Jahren des Nationalen Befreiungskampfs. Ich zählte ihm die wichtigsten Beispiele der albanienfeindlichen Agententätigkeit auf, die sie ständig gegen uns betrieben hatten und noch betrieben, und sagte abschließend:

»Es sind diese und viele andere Tatsachen, eine schwerwiegender als die andere, die uns zur Überzeugung gebracht haben, daß die jugoslawische Führung nicht auf dem richtigen Weg war und ist. Dennoch sind wir stets für normale staatliche Beziehungen zu ihnen gewesen.«

»Einverstanden, einverstanden!« sagte Su-slow. »Wir müssen mehr Großzügigkeit an den Tag legen. Das ist im Interesse unseres Lagers. Wir dürfen nicht zulassen, daß uns die Imperialisten Jugoslawien wegnehmen.«

Am Schluß dieser Zusammenkunft sagte er gespielt beiläufig zu mir:

»Ihr habt in den vergangenen Jahren viele Feinde unter der Beschuldigung verurteilt, mit den Jugoslawen unter einer Decke gesteckt zu haben. Seht euch ihre Fälle noch einmal an, und wer zu rehabilitieren ist, den rehabilitiert.«

»Wir haben niemand grundlos angeklagt und verurteilt«, entgegnete ich bestimmt, und wir gingen auseinander, wobei er mir noch die Empfehlung mit auf den Weg gab, »großzügiger« zu sein.

Es war offensichtlich, weshalb man mich zum

Urlaub eingeladen hatte. Doch damit begnügten sich die Chruschtschowianer noch nicht. Sie hatten teuflische Pläne ausgeheckt, um unter allen Umständen auch unsere Partei zu zwingen, ihren Weg der Versöhnung mit den Belgrader Revisionisten einzuschlagen. Dieses Mal hatten sie mir zum Aufenthalt eine Villa außerhalb Moskaus zugewiesen, die, wie sie mir sagten, Stalin gehört hatte. Es war eine einfache Villa, alle wichtigen Räume lagen im Erdgeschoß, auch die Schlafzimmer, die durch eine Glastür vom Eingangsflur aus zu erreichen waren. Rechts lagen das Eßzimmer, das Arbeitszimmer und das Wohn- und Empfangszimmer, die mir wegen ihres kargen Mobiliars in Erinnerung geblieben sind. Linker Hand erreichte man über einen Korridor und einen Raum mit Sofas an den Wänden den Kinosaal. Der Hof draußen war nicht sehr gut gepflegt, es gab nur sehr wenig Blumen und Grün. Schattenspendende Eäume waren nicht vorhanden, stattdessen hatte man eine halbkreisförmige Laube gebaut, mit ebenfalls halbkreisförmig an den Säulen angebrachten Sitzen. Dort hielten sich die Kinder zum Spielen auf. Neben dem Haus gab es einen kleinen Gemüsegarten. In diesem Haus nun geschah es eines Nachts, daß wir ein lautes Klopfen an der Glastür zu unseren Schlafzimmern hörten. Meine Frau Nexhmije stand eilig auf, weil sie meinte, dem Jungen gehe es nicht gut, war er doch an diesem Tag hingefallen und hatte sich den Arm

gequetscht. Sie kam gleich wieder zurück und sagte:

»Es ist einer der Wachoffiziere, Mikojan verlangt dich am Telefon.«

Schlaftrunken erkundigte ich mich nach der Zeit.

»Halb eins«, antwortete mir Nexhmije.

Ich warf mir etwas über und ging ins Arbeitszimmer, wo das Telefon stand. Mikojan, am anderen Ende der Leitung bat nun keineswegs um Entschuldigung dafür, daß er um Mitternacht angerufen bzw. mich aus dem Schlaf gerissen hatte, sondern sagte:

»Genosse Enver, hier in Moskau hält sich Genosse Svetozar Vukmanović Tempo auf, und ich war bis jetzt mit ihm zusammen. Sie kennen ihn, und es wäre gut, wenn Sie sich mit ihm treffen würden. Er ist mit einer Zusammenkunft morgen einverstanden.«

Ich schwieg eine Weile am Telefon, und Mikojan sagte, ohne überhaupt nur zu fragen: »Einverstanden also, morgen«, in einem Ton, als erteile er einem Bezirksparteisekretär Befehle.

»Wieso 'einverstanden', Genosse Mikojan?« sagte ich zu ihm. »Ich habe doch mit Genossen Suslow gesprochen und ihm den Standpunkt unserer Partei zur Position Jugoslawiens und Titos dargestellt.«

Mikojan begann am Telefon mit einem Standardmonolog über das »sozialistische Jugosla-

wien«, über Tito, der ein »ehrenwerter Mann« sei, über Berijas Fehler und »unsere« (der Sowjetunion und des Informbüros) Sünden, um dann zu schließen:

»Diesen Schritt müssen Sie tun, Genosse Enver. Sie kennen Tempo, sprechen Sie mit ihm, bemühen Sie sich, die Meinungsverschiedenheiten auszuräumen, das ist in eurem Interesse und im Interesse des Lagers. Auch ihr müßt mithelfen, daß Jugoslawien nicht ins imperialistische Lager übergeht... Also einverstanden, morgen.«

»Ja, ja, einverstanden, morgen«, erwiderte ich durch die vor Wut zusammengepreßten Zähne. Ich ging wieder ins Bett, doch der Abscheu über diese Intrigen und vollendeten Tatsachen, die die Chruschtschowianer auf ihrem Verratskurs mit wahrem Eifer ausheckten, vertrieb mir den Schlaf. Zweimal war ich während des Kriegs in Albanien mit Tempo zusammengetroffen, beide Male waren wir uns in die Haare geraten, weil er arrogant und krankhaft größenwahnsinnig war. Er brachte aus der Luft gegriffene Beschuldigungen gegen unseren Kampf und die Leute vor, die ihn führten, oder machte absurde Vorschläge wie den, einen »Balkanstab« zu bilden, ohne Rücksicht darauf, wie denn dieser Stab unter den gegebenen Bedingungen überhaupt funktionieren sollte, wo wir doch schon Schwierigkeiten genug hatten, innerhalb des Landes die Verbindungen von einer Zone zur anderen aufrechtzuerhalten. Von den Ab-

sichten, die sich hinter der Bildung dieses »Stabes« verbargen, erst gar nicht zu reden. Was sollte ich Tempo jetzt sagen, nach allem, was sie uns angetan hatten — Tito, Ranković, ihre Abgesandten Velimir Stojnić, Nijaz Dizdarević, bis hin zu ihren Agenten Koçi Xoxe und Konsorten? Wie konnte man denn »zu einem Schwein Onkel sagen«?! Die ganze Nacht wälzte ich mich schlaflos im Bett herum und überlegte, was zu tun sei. Noch war die Zeit nicht gekommen, die Rechnung mit den Chruschtschowrevisionisten zu begleichen.

Tags darauf traf ich mit Tempo zusammen. Ich begann darüber zu sprechen, was zwischen uns vorgefallen war.

»Lassen wir das Vergangene«, sagte er und fing an, über die Lage in Jugoslawien zu sprechen. Er erzählte, im Industriebereich hätten sie Fortschritte gemacht, es mangle ihnen jedoch an Rohstoffen.

»In unserer Landwirtschaft sieht es sehr schlecht aus«, sagte er zu mir. »Wir sind weit zurück, deshalb wollen wir mehr Kräfte dafür einsetzen. Infolge der Fehler, die wir in der Landwirtschaft begangen haben«, fuhr er fort, »waren und sind wir in Schwierigkeiten«.

Und so fuhr er fort, mir über die Schwierigkeiten zu berichten, vor denen sie gestanden hatten, und sagte, sie seien gezwungen gewesen von den Ländern des Westens Hilfe zu Wucherzinsen anzunehmen.

»Jetzt hilft uns die Sowjetunion, und unsere Beziehungen zur Sowjetunion entwickeln sich gut«, schloß er.

Ich berichtete ebenfalls von den Fortschritten, die unser Land in der betreffenden Zeit gemacht hatte, und von den Schwierigkeiten, die wir gehabt hatten und noch hatten. Ich sprach über die Ohridsee-Kommission, wo sie die Diskussion verschleppten, er erklärte mir jedoch, er wisse von nichts, denn das seien »die Pläne der Makedonier«.

»Trotzdem, wir sollten uns mehr um den Shkodrasee kümmern, wo die Vorteile für beide Seiten größer sein werden, besonders für euch«, fügte er hinzu.

So also verlief mein Treffen mit Tempo, das mir die Sowjets eingebrockt hatten. Als ich nach meinem Gespräch mit Tempo mit Mikojan und Suslow zusammentraf, sagten sie zu mir wie aus einem Mund:

»Es war gut, daß Sie mit Tempo zusammengekommen sind, jetzt ist das Eis gebrochen.«

Für sie ließ sich also das Eis, das sich wie ein Berg zwischen uns und den Titorevisionisten aufgetürmt hatte, mit einer zufälligen Unterhaltung oder Begegnung brechen, doch wir waren da anderer Meinung. In unseren Beziehungen zu Jugoslawien würde es auf ideologischem Gebiet keinen »Frühling« und keine Eisschmelze geben, und wir hatten nicht die Absicht, im trüben Tümpel der Chruschtschowianer und der Titoisten zu ertrinken.

5. DIE »MUTTERPARTEI« WILL DIRIGIEREN

Chruschtschow strebt nach Hegemonie in der kommunistischen Weltbewegung. Sein Angriff auf die Komintern und das Informbüro. Die Chruschtschowianer strecken ihre Klauen nach den anderen Parteien aus. Gottwalds und Bieruts unerwarteter Tod. Bleibende Erinnerungen an eine Begegnung mit Dimitroff und Kolaroff. Korrekte, aber formale Beziehungen zu Rumänien. Opportunistischer Zickzack der rumänischen Führung. Angenehme Eindrücke in der Tschechoslowakei; Bewegungsfreiheit und Besuche an historischen Stätten. Drückende Atmosphäre überall in der Sowjetunion. Ständig umgeben von Tschinowniks. Unsere Beziehungen zu den Ostdeutschen.

Ich habe über die »Vorlesung«, die Chruschtschow mir über die Rolle des Ersten Sekretärs der Partei hielt, und über die »Meinung«, die er den polnischen Genossen gegenüber über die Ablösung Bieruts durch Ochab in dieser Funktion

geäußert hatte, bereits berichtet. Dies verwunderte mich nicht nur, sondern erschien mir auch ganz und gar unannehmbar, eine taktlose Einmischung (um es mild auszudrücken) in die Angelegenheiten einer Bruderpartei.

Der weitere Verlauf der Ereignisse brachte uns Klarheit und die Überzeugung, daß solche »Unternehmen« die übliche »Arbeits«form Chruschtschows waren, um die kommunistische Weltbewegung unter seine Herrschaft zu bringen.

Auch bei diesem Tun fehlte nicht der demagogische Schleier. Diese Demagogie sah so aus: »Stalin hielt die kommunistischen und Arbeiterparteien mit Gewalt und Terror unter seiner Faust und diktierte ihnen im Interesse der Sowjetunion und zum Schaden der Interessen der Weltrevolution das Handeln.« Chruschtschow war für den Kampf gegen die Komintern, wobei er angeblich die Zeit ausnahm, als Lenin noch lebte. Für Chruschtschow und die anderen modernen Revisionisten handelte die Komintern nur als eine »Agentur der Sowjets in den kapitalistischen Ländern«. Ihre Meinung, die sie nicht offen aussprachen, aber durchblicken ließen, deckte sich völlig mit den ungeheuerlichen Anschuldigungen des Kapitalismus und der reaktionären Weltbourgeoisie, die gegen das Proletariat und die neuen, nach dem Verrat der Sozialdemokratie und der II. Internationale gebildeten kommunistischen Parteien kämpften.

Mit Hilfe der Komintern konsolidierten Lenin und nach ihm Stalin die kommunistischen und Arbeiterparteien, stärkten sie den Kampf des Proletariats gegen die Bourgeoisie, gegen die heraufziehende faschistische Diktatur. Die Tätigkeit der Komintern war positiv, revolutionär. Es ist nicht auszuschließen, daß auch einige Fehler begangen wurden, doch man muß auch die schwierigen Verhältnisse der Illegalität bedenken, unter denen die Parteien und die Kominternführung selbst zu arbeiten gezwungen waren, außerdem den erbarungslosen Kampf, den der Imperialismus, die Bourgeoisie und die Reaktion gegen die kommunistischen Parteien führten. Die wahren Revolutionäre vergessen nie, daß es die Komintern war, die nach dem Verrat der II. Internationale zum Aufbau und zur Stärkung der kommunistischen Parteien beitrug, und genausowenig vergessen sie, daß die Sowjetunion Lenins und Stalins das Land war, in dem Hunderte von Revolutionären vor den Repressalien der Bourgeoisie und des Faschismus Zuflucht fanden und ihre Tätigkeit entfalten konnten.

Chruschtschows Einschätzung von der Arbeit der Komintern und Stalins teilten auch die Chinesen, die, wenn auch nicht öffentlich, weiter fortfahren, in dieser Richtung Kritik zu üben. Wir haben den chinesischen Führern bei entsprechender Gelegenheit unsere Meinung über diese unrichtige Einschätzung des Gesamtwerks der Komin-

tern und Stalins mitgeteilt. Als ich bei meinem einzigen Chinabesuch im Jahr 1956 Gelegenheit hatte, mit Mao Tsetung zu sprechen, oder auch bei den Begegnungen mit Tschou En-lai und anderen in Tirana, habe ich die bekannte Auffassung unserer Partei über die Gestalt Stalins und die Komintern vorgetragen. Ich will hier nicht länger darauf eingehen, da ich in meinem Politischen Tagebuch und an anderen Stellen ausführlich darüber berichtet habe.

Die Beschlüsse der Komintern und Dimitroffs richtungsweisende Rede im Juli 1935 sind in die Geschichte der kommunistischen Weltbewegung als außerordentlich wichtige Dokumente eingegangen, die die Völker und in erster Linie die Kommunisten dazu mobilisierten, die antifaschistische Front zu schaffen und sich zu organisieren, um den italienischen Faschismus, den deutschen Nazismus und den japanischen Militarismus bewaffnet zu bekämpfen. In diesem Kampf standen die Kommunisten und ihre Parteien überall an vorderster Front.

Deshalb ist es ein Verbrechen, das große Werk der Komintern und die marxistisch-leninistische Autorität Stalins anzugreifen, die eine bedeutende Rolle bei der Schaffung und der organisatorischen, politischen und ideologischen Konsolidierung der kommunistischen und Arbeiterparteien der Welt spielten. Die Partei der Bolschewiki war für diese Parteien eine gewaltige Hilfe, und die Sowjet-

union mit Stalin an der Spitze stellte ein mächtiges Potential zur Unterstützung der Revolution im internationalen Maßstab dar.

Der Imperialismus, die kapitalistische Bourgeoisie und ihre faschistische Diktatur bekämpften die Sowjetunion, die Bolschewistische Partei und Stalin mit ganzer Kraft und allen Mitteln, sie führten einen erbitterten Kampf gegen die Komintern und die kommunistischen und Arbeiterparteien in allen Ländern, sie herrschten mit blutigem Terror und mit Demagogie über die Arbeiterklasse.

Als Nazideutschland die Sowjetunion überfiel, ergriffen die kommunistischen und Arbeiterparteien der verschiedenen Länder die Waffen, schlossen sich mit den anderen Patrioten und Demokraten ihrer Länder zusammen und kämpften gegen die faschistischen Besatzer. Zu diesem ganz selbstverständlichen Kampf sagten die Feinde des Kommunismus: »Die kommunistischen und Arbeiterparteien haben sich in den Dienst Moskaus gestellt.« Das war eine Verleumdung. Die kommunistischen und Arbeiterparteien kämpften für die Befreiung ihrer Völker, für die Machtergreifung der Arbeiterklasse und des Volkes. In der großen Allianz des Antifaschistischen Krieges gehörten die Sympathien dieser Parteien der Sowjetunion, denn sie war die sicherste Garantie für den Sieg.

Stalin selbst war es, der im Namen des Exe-

kutivkomitees der Komintern den Beschluß über die Auflösung der Komintern bekanntgab. Die Begründung dafür war, ihre Existenz werde nicht mehr als notwendig empfunden. Dies war ein vollständig richtiger Standpunkt, denn die kommunistischen und Arbeiterparteien waren inzwischen zur Reife gelangt, waren zu Kampfparteien geworden, hatten sich in Klassenschlachten und im großen Kampf gegen den Faschismus gestählt und erhebliche Erfahrung erworben. Jede Partei konnte nun auf eigenen Beinen stehen, und der unfehlbare Kompaß auf ihrem Weg war der Marxismus-Leninismus.

Nach dem II. Weltkrieg wurde das Informationsbüro der kommunistischen und Arbeiterparteien eingerichtet. Das war ein notwendiger Schritt, denn die Parteien der sozialistischen und auch der kapitalistischen Länder, vor allem Europas, brauchten den außerordentlich wertvollen Erfahrungsaustausch untereinander. Besonders in den turbulenten ersten Nachkriegsjahren, als sich der amerikanische und der englische Imperialismus auf jede Weise in die inneren Angelegenheiten der Länder einmischen wollten, die ihre Freiheit gewonnen hatten, war der Erfahrungsaustausch zwischen unseren Parteien notwendig.

Später waren die Reaktion sowie Tito und die Titoisten bestrebt, die Länder Osteuropas vor einen Kreuzweg zu stellen. Sie versuchten, in der Tschechoslowakei die von den Engländern unter-

stützte Reaktion an die Macht zu heben, und genauso sollte es auch in Albanien, in Rumänien, in Polen und anderswo geschehen.

Der »Marxist« Tito machte aus der Venezia-Giulia-Frage ein großes Problem und warf der Sowjetunion vor, sie helfe ihm nicht, dieses Gebiet, das er für ganz und gar jugoslawisch erklärte, zugesprochen zu bekommen. Derselbe »Marxist« dachte jedoch nicht nur keineswegs daran, Kosova, das nun wirklich albanisch war, an Albanien, dem es zustand, zurückzugeben, sondern versuchte sogar um jeden Preis zu verhindern, daß über diese Frage überhaupt gesprochen wurde. Die Belgrader Clique brachte Albanen aus Kosova um, weil sie angeblich Ballisten waren, und versuchte später sogar, ganz Albanien Jugoslawien als siebte Republik einzuverleiben.

Das Informationsbüro deckte den Verrat der jugoslawischen Revisionisten auf, und dies war eines seiner historischen Werke, ein Ergebnis der revolutionären Wachsamkeit Stalins. Für Titos Entlarvung und Verurteilung gab es zahllose unanfechtbare Gründe, und später wurde dieser Verrat vollauf bewiesen. Diesen richtigen Schritt, dem eine Phase der Geduld voranging, in der zunächst kameradschaftlich erklärt, dann gerügt und schließlich erst verurteilt wurde, trugen alle kommunistischen und Arbeiterparteien, und zwar nicht, weil sie sich »Stalins willkürlichem Beschluß unterworfen« hätten, wie man ihnen unterstellte,

sondern weil sie sich anhand der angeführten schlagenden Fakten vom Verrat der jugoslawischen Führer überzeugt hatten. Später widerriefen alle diese Parteien mit Ausnahme der Partei der Arbeit Albaniens, was sie gegen Tito und den Titoismus gesagt und gebilligt hatten. Die Häupter dieser Parteien übten der Reihe nach Selbstkritik, traten die Pilgerfahrt zu ihm an, küßten Titos Hand, baten um Verzeihung und erklärten, er sei ein »wahrer Marxist-Leninist«, während Stalin »ein Antileninist, ein Verbrecher, ein Ignorant, ein Diktator« gewesen sei.

Chruschtschows Plan — das zeigten seine gesamte Arbeit und seine fortgesetzten Handlungen — bestand darin, Tito durch seine Reise nach Belgrad zu rehabilitieren und Stalin für seine »Schuld« und seinen »Fehler« in dieser Frage zu verurteilen. Um dieses Problem endgültig zu erledigen, faßte Chruschtschow seinen einseitigen Beschluß und liquidierte das Informbüro, ohne irgend jemand zu fragen. Das bescherte er uns als *fait accompli** auf einer Beratung im Kreml, die überhaupt nichts mit dem Informbüro zu tun hatte.

Nachdem Chruschtschow seinen Beschluß verkündet hatte, sang er dem Informbüro das *De profundis*.* »Als ich Nehru diese Nachricht brach-

* Französisch im Original: vollendete Tatsache.

** Lateinisch im Original: hier in der Bedeutung: Grabrede.

te, war er sehr zufrieden und erklärte mir, das sei ein vernünftiger Beschluß, der von allen gutgeheißen werde.« Von der Abschaffung des Informbüros erfuhr also der große indische Reaktionsär vor unseren kommunistischen Parteien(!). Unter anderem zeigte auch das, was für ein Renegat, was für ein trotzkistischer Revisionist da an die Spitze der Sowjetunion und der Kommunistischen Partei der Sowjetunion gekommen war.

Mit tückischen, trotzkistischen Formen und Methoden — Schmeichelei, Erpressung, Kritik, Drohung — wollte Chruschtschow die gesamte kommunistische Weltbewegung in die Hand bekommen, alle anderen Parteien mit dem »Taktstock« dirigieren. Diese anderen Parteien sollten, ohne daß er es ihnen offen sagte, die Kommunistische Partei der Sowjetunion zur »Mutterpartei« erklären, und sie sollten sogar meinen, daß »Chruschtschow unser Vater ist«(!), wie sich Liri Belishova, die verkappte Agentin der Sowjetrevisionisten, die wir später enttarnten, ausdrückte. Darauf arbeiteten Chruschtschow und die Chruschtschowianer hin.

Mit dieser Arbeit hatten die Chruschtschowianer sicherlich schon zu Lebzeiten Stalins hinter seinem Rücken begonnen. Diese Überzeugung wird auch durch die Erfahrungen erhärtet, die wir in unseren Beziehungen zu den sowjetischen Führern machten, durch das arrogante, krämerhafte Verhalten Mikojans und einiger anderer.

Nach Stalins Tod allerdings wurde ihre Offensive zur Zerstörung des Sozialismus in den anderen Ländern immer heftiger. Chruschtschow begann sowohl in der Sowjetunion als auch in Bulgarien, in der Tschechoslowakei, in Polen, in Rumänien, in Ungarn und in Albanien die verkappten und entlarvten antimarxistischen Elemente aufzustacheln. Chruschtschow und Konsorten waren bestrebt, diese Elemente, wo sie in der Führung saßen, unter seine Kontrolle zu bringen, oder sie dort in die Führung hineinzubringen, wo sie es nicht waren, indem die zuverlässigen Führer durch Intrigen, Putsche oder auch durch Attentate beseitigt wurden, wie sie es mit Stalin vorhatten (und, dafür spricht einiges, tatsächlich auch taten).

Kurz nach Stalins Tod starb auch Gottwald. Ein sonderbarer, unerwarteter Tod! Wer Gottwald kannte, hätte nie geglaubt, daß dieser gesunde, starke und bewegliche Mann... an einer Grippe oder einer Erkältung sterben könnte, die er sich am Tag der Beisetzungsfeierlichkeiten für Stalin geholt haben soll.

Ich kannte Gottwald. Als ich einmal zu einem Treffen mit ihm in die Tschechoslowakei fuhr, sprachen wir in Prag lange über unsere Sorgen. Er war ein einfacher, aufrichtiger Genosse, der nicht viel Worte machte. Im Gespräch mit ihm fühlte ich mich unbefangen; er hörte mir aufmerksam zu, wobei er hin und wieder an seiner Pfeife zog, und sprach mit viel Sympathie über un-

ser Volk und unseren Kampf, stellte uns Hilfe beim Aufbau der Industrie in Aussicht. Er versprach keine Berge und auch keine Wunder, sondern einen sehr bescheidenen Kredit der Tschechoslowakei für uns.

»Damit sind unsere Möglichkeiten erschöpft«, sagte er zu mir. »Später, wenn wir unsere Wirtschaft in Ordnung gebracht haben, werden wir die euch betreffenden Fragen dann noch einmal prüfen.«

Gottwald, ein alter Freund und Genosse Stalins und Dimitroffs, verstarb unerwartet. Das traf uns tief, kam uns aber auch merkwürdig vor.

Später kam dann Genosse Bieruts genauso unerwarteter Tod, ganz zu schweigen von dem schon zuvor verstorbenen großen Georg Dimitroff. Sowohl Dimitroff als auch Gottwald, als auch Bierut fanden in Moskau den Tod. Was für ein Zufall! Alle drei waren Genossen des großen Stalin!

Bieruts Funktion als Erster Sekretär der Partei übernahm Eduard Ochab. So wurde Chruschtschows alter Wunsch erfüllt. Später jedoch »verdarb« es sich Ochab mit Chruschtschow, weil er anscheinend nicht allen seinen Forderungen und Befehlen gebührend nachkam. So wurden wir dann später Zeugen der Beratungen, bei denen Chruschtschow Ochab aufs Korn nahm. Ich bin mehrmals mit Ochab zusammengetroffen, in Moskau, in Warschau und in Peking, und ich bin der

Meinung, daß er ein Mensch war, der nicht nur dem Vergleich mit Bierut keinesfalls standhielt, sondern auch nicht die nötige Fähigkeit besaß, die Partei und das Land zu leiten. Ochab tauchte auf wie ein Schatten, und wie ein Schatten verschwand er auch wieder, ohne auch nur ein Jahr lang seinen Posten bekleidet zu haben.

Ich werde noch darüber berichten, wie sich die Ereignisse in Polen weiter entwickelten. Es ist klar, daß mit Bieruts Tod für den Reaktionär Gomulka der Weg zu Polens Thron frei wurde. Dieser »Kommunist«, den man nach einigen Kurswechseln und einigem Hin und Her einer buntscheckigen Führung, in der es auch an Agenten des Zionismus und der kapitalistischen Mächte nicht fehlte, aus dem Gefängnis holte, wurde von seinem Freund Nikita Chruschtschow an die Führung gebracht.

Polen war die »jüngere Schwester« der chruschtschowianischen Sowjetunion. Danach kam Bulgarien, mit dem die Chruschtschowianer auf schamlose Weise ihr Spiel trieben und treiben, haben sie es doch in ihre »gehorsame Tochter« verwandelt.

Die Bulgaren waren eng mit Stalin und der von ihm geführten Kommunistischen Partei der Sowjetunion (B) verbunden, ganz anders als die Tschechen, die Polen, die Rumänen oder gar die Deutschen. Das bulgarische Volk war sogar schon

früher traditionell mit Rußland verbunden gewesen. Genau diese Bindungen waren der Grund dafür, daß es König Boris nicht wagte, Bulgarien offiziell in den Krieg gegen die Sowjetunion zu führen, und daß die Sowjetarmeen nach Bulgarien einmarschieren konnten, ohne einen einzigen Schuß abzugeben.

Diesen Einfluß mußte Chruschtschow konsolidieren, im eigenen chauvinistischen Interesse und um die revisionistischen Anschauungen verbreiten und verankern zu können. Deshalb nutzte er diese Umstände, das Vertrauen der Kommunistischen Partei Bulgariens zu Stalin, zur Sowjetunion und zur Kommunistischen Partei der Sowjetunion (B) aus und hob an die Spitze der Kommunistischen Partei Bulgariens einen wertlosen Menschen, einen Kader dritten Ranges, allerdings so fügsam, daß er alles tat, was ihm Chruschtschow, sein Botschafter und der KGB sagten. Das war Todor Schiwkoff, den man zum Ersten Sekretär des ZK der KP Bulgariens hochlobte.

Meiner Meinung nach gab es in der bulgarischen Partei und im bulgarischen Staat nach Dimitroff keinen Führer, der diesem an Prinzipientreue, an ideologischem und politischem Überblick und an Leitungsfähigkeit auch nur annähernd gleichgekommen wäre. Ich meine damit natürlich nicht Kolaroff, der sehr rasch, schon wenige Monate nach Dimitroff starb. Er war ein alter Revolutionär, die zweite Persönlich-

keit hinter Dimitroff, mit dem er in der Komintern zusammengearbeitet hatte.

Kolaroff lernte ich kennen, als ich im Dezember 1947 offiziell nach Bulgarien fuhr. Er hatte ungefähr Dimitroffs Alter und Figur, war sehr gesprächig und ließ es sich bei keiner Begegnung nehmen, über die Aufträge zu berichten, die er für die Komintern in der Mongolei, in Deutschland und anderswo durchgeführt hatte. Offenbar nahm Kolaroff im Auftrag der Partei die Auslandsbeziehungen wahr, denn er berichtete uns mehrmals über die Beziehungen Bulgariens besonders zu seinen Nachbarn, die auch unsere Nachbarn waren: Jugoslawien und Griechenland. Auch erläuterte er uns die internationale Lage ganz allgemein. Das half uns sehr.

Wie der unvergeßliche Georg Dimitroff war auch Kolaroff ein einfacher Mann. Während des Gesprächs ließ sich bei ihm kein bißchen Überheblichkeit feststellen, obwohl wir jung waren. Er achtete unsere Ansichten, und wir fühlten uns dort, obwohl es die erste Begegnung war, wie in einer Familie, wie in vertrauter Gesellschaft, in der Liebe, Einheit und das Bemühen um ein gemeinsames Ziel, den Aufbau des Sozialismus, herrschten.

Nur einmal in meinem Leben begegnete ich Dimitroff und Kolaroff, diesen hervorragenden bulgarischen Kommunisten, doch sie blieben mir in unauslöschlicher Erinnerung. Nach Dimitroff

wurde Kolaroff Ministerpräsident, und er gehörte zu den Initiatoren der Verurteilung des titoistischen Agenten Kostoff. Doch schon wenige Monate darauf starb auch Kolaroff. Sein Tod ging mir ebenfalls sehr nahe.

Nach Dimitroffs und Kolaroffs Tod kamen Leute ohne Autorität, ohne Persönlichkeit an die Spitze der Kommunistischen Partei Bulgariens und des bulgarischen Staates.

Ich war mehrmals in Bulgarien, dienstlich und auch auf Urlaub, zusammen mit meiner Frau und den Kindern. Um die Wahrheit zu sagen, in Bulgarien fühlte ich mich besonders wohl, denn offenbar hatten unsere Völker, obwohl ganz unterschiedlicher Abstammung, weil sie jahrhundertlang unter den gleichen Besatzern, den Osmanen, gelebt und gelitten, gegen sie gekämpft hatten, in vielerlei Beziehung auch ähnliche Charakterzüge entwickelt. Das galt besonders für die Einfachheit, die Gastfreundschaft, die charakterliche Beständigkeit, die Pflege der guten Traditionen, der Folklore usw.

Bis zu Stalins Tod lag keinerlei Schatten auf unserer Freundschaft mit den Bulgaren. Beide hegten wir eine reine und aufrichtige Liebe für die Sowjetunion.

Oft habe ich mich mit den bulgarischen Führern unterhalten, zusammen mit ihnen gegessen und getrunken, bin durch Bulgarien gereist. Auch später, bis zu unserem Bruch mit Chruschtschow,

hatten wir keine ideologischen und politischen Gegensätze, sie empfingen mich freundlich, herzlich. Viele von ihnen, etwa Welko Tschewenkoff, Ganieff, Zola Dragotschewa, Anton Jugoff, waren nicht mehr jung, sondern gehörten zur älteren Generation, hatten zusammen mit Dimitroff im Ausland, in der Emigration gearbeitet oder im Land in der Illegalität, und hatten später auch die Gefängnisse von König Boris kennengelernt. Ihnen lief schließlich Todor Schiwkoff den Rang ab, der Prototyp der politischen Mittelmäßigkeit.

Nach Georg Dimitroffs Tod wurde Welko Tschewenkoff Generalsekretär der Partei. Er war ein stattlicher Mann mit angegrauten Haaren und verquollenen Zügen. Sooft ich ihm in Bulgarien oder in Moskau begegnete, gab er das Bild eines gemütlichen Mannes ab, der beim Gehen mit den Armen schlenkerte, als wollte er sagen: »Was soll ich nur hier auf diesem Jahrmarkt? Hier habe ich nichts zu suchen.«

Er war wohl ein gerechter Mann, doch ohne Willenskraft. Das war jedenfalls mein Eindruck. Er war äußerst wortkarg. Bei offiziellen Gesprächen sagte er so wenig, daß man, wenn man ihn nicht kannte, den Eindruck gewinnen mußte, er sei hochmütig. Doch er war gar nicht hochmütig, sondern ein ganz einfacher Mann. Bei den nicht-offiziellen Unterhaltungen, wenn wir zusammen aßen und mit anderen bulgarischen Genossen zum Meinungsaustausch zusammenkamen, saß Welko

da wie ein »Fels«, ohne den Mund aufzumachen, als ob er gar nicht da sei. Die anderen unterhielten sich, lachten, er nicht.

Tschewenkoff war Dimitroffs Schwager; seine Frau war die Schwester des großen Führers Bulgariens. Mag sein, daß ein bißchen vom Ruhm und von der Autorität Dimitroffs auf Welko Tschewenkoff übergegangen war, doch aus Welko konnte kein Dimitroff werden. So leise, wie er an die Spitze der Führung der Kommunistischen Partei Bulgariens getreten war, so still ging er bei seiner Ablösung auch wieder, ohne Aufsehen. Seine Entfernung erregte keine Diskussionen, er wurde abgesetzt ohne Blitz und Donner und machte als Führer der Partei Todor Schiwkoff Platz.

Also waren für Nikita die Dinge in Polen, in der Tschechoslowakei und in Bulgarien geregelt. Unvermeidlich richteten sich seine Absichten und Anstrengungen auch auf Rumänien, dessen Partei in ihrer Geschichte einige wenig ruhmreiche Episoden aufzuweisen hat.

Während des Krieges hatten wir keinerlei Kontakt zu den Rumänen gehabt, anders, als dies bei den Jugoslawen oder auch den Bulgaren der Fall gewesen war, die einmal Belgaranoff zu uns geschickt hatten, der uns über die Arbeit in Makedonien informierte und um unsere Hilfe bei der Organisierung der Albaner in dem von den Nazifaschisten besetzten »makedonischen« Gebiet zum Kampf ersuchte. Nach dem Krieg hatten wir von

den Sowjets viel Gutes über die rumänische Partei und Dej gehört, einen alten Revolutionär, der in den Doftana-Gefängnissen viel gelitten habe. Doch, ehrlich gesagt, ich war einigermaßen enttäuscht, als ich ihm bei der bereits erwähnten Unterredung über die Frage der jugoslawischen Revisionisten zum ersten Mal begegnete.

Hier ist nicht der richtige Platz, um über meine Erinnerungen an dieses Treffen zu berichten, ich möchte allerdings betonen, daß das, was ich in Rumänien sah und hörte, und die Unterhaltung mit Dej bei mir keinen guten Eindruck von der rumänischen Partei und Dej selbst hinterließen.

Trotz aller Reklame der rumänischen Führer wurde in Rumänien nicht die Diktatur des Proletariats ausgeübt, und die Rumänische Arbeiterpartei hatte keine starke Stellung. Sie erklärten, sie seien an der Macht, doch es war deutlich zu erkennen, daß de facto die Bourgeoisie die Macht innehatte. Sie hatte die Industrie, die Landwirtschaft, den Handel in der Hand, fuhr fort, das rumänische Volk auszusaugen, und lebte in luxuriösen Villen und Palästen. Dej selbst fuhr im gepanzerten Auto umher, umgeben von einem ganzen Waffenarsenal, was davon zeugte, wie »sicher« seine Stellung war. Die Reaktion in Rumänien war stark, und hätte es die Rote Armee nicht gegeben, wer weiß, was aus diesem Land geworden wäre.

Während der Gespräche, die wir in den paar

Tagen meines Aufenthalts in Bukarest mit Dej führten, bombardierte er uns mit seinen Prahlerien über die »Kühnheit«, die sie bewiesen hatten, als sie den korrupten König Michael zur Abdankung zwangen. Sie hatten ihn für seine Verbrechen am Volk noch nicht einmal bestraft, sondern sogar außer Landes, in den Westen, gehen lassen, samt seinem Reichtum und seinen Mätressen.

Besonders merkwürdig wurde Dejs Selbstbeweihräucherung, als er mir erzählte, wie er die Reaktionäre »herausforderte«, wenn er mit umgürtetem Revolver in ihren Cafés erschien.

Schon bei dieser ersten Begegnung gewann ich also keinen guten Eindruck, nicht nur von Dej, sondern auch von der rumänischen Partei, von ihrer Linie, die opportunistisch war. Und was später aus Dej und seiner Partei wurde, wunderte mich nicht. Die revisionistischen Häupter dieser Partei gehörten zum Überheblichsten, was man sich vorstellen kann; sie waren Prahlhänse, die sich eines Kampfes rühmten, den sie nicht geführt hatten.

Als wir den Kampf gegen Titos Renegatengruppe aufnahmen, wurde Dej ein »feuriger Kämpfer« gegen diese Gruppe. Ihm wurde auf der historischen Tagung des Informationsbüros das Hauptreferat gegen die Tito-Ranković-Gruppe übertragen.

Solange die Resolution des Informbüros in

Kraft war und Stalin noch lebte, gab sich Dej als wildentschlossener Antititoist. Als die revisionistischen Verräter mit Chruschtschow an der Spitze in ihren Ländern die Macht usurpierten und all die bekannten Verrätereien begingen, wozu auch gehörte, daß sie Tito reinwuschen und aufpolierten, war Dej einer der ersten, die das Hemd und die Farbe wechselten wie ein Chamäleon. Er wischte unter den Tisch, was er einst gesagt hatte, leistete öffentlich Selbstkritik, reiste schließlich nach Brioni und bat Tito vor aller Welt um Verzeihung. So entpuppte sich Dej als das, was er wirklich war, nämlich ein Opportunist, der unter vielen Flaggen reiste.

Nach der Befreiung stellten wir wie mit allen anderen volksdemokratischen Ländern natürlich auch mit Rumänien freundschaftliche Beziehungen her. Wir für unseren Teil hatten den starken Wunsch, die Beziehungen zu diesem Land, besonders zum rumänischen Volk, so weit wie möglich zu entwickeln. Dies nicht nur, weil wir zwei sozialistische Länder waren, sondern auch, weil wir für sie ein besonderes Gefühl der Freundschaft und der Sympathie hegten, das in der Hilfe gründete, die den in Rumänien lebenden albanischen Patrioten unserer Nationalen Wiedergeburt zuteil geworden war. Doch unsere Wünsche und Bemühungen in dieser Richtung brachten keine richtigen Ergebnisse, denn die rumänische Führung verhielt sich gleichgültig. Das hatte Gründe, die nicht

von unserem Verhalten und unseren Wünschen abhingen.

Immerhin entwickelten sich die Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern korrekt, wenn auch völlig formal. Bei den rumänischen Führern ließ sich kein Funke von Herzlichkeit und besonderer Freundschaft für ein kleines sozialistisches Land wie unseres feststellen, das gegen die faschistischen Besatzer gekämpft und dabei so große Opfer gebracht hatte. Rumänien war das sozialistische Land, dem die Entwicklung Albaniens und die Belebung der Beziehungen zwischen unseren Parteien und Staaten am gleichgültigsten waren.

Als ich später mit einer Delegation nach Rumänien fuhr, sah ich bei unseren Besuchen dort viel Interessantes; man zeigte mir viele Fortschritte in ihrer Wirtschaft. Ich besuchte Ploieşti, das im Vergleich zu unserem Kuçova ein gewaltiges Zentrum der Erdölindustrie darstellte. Das Erdöl wurde dort mit modernen Methoden gefördert und verarbeitet, und ich erinnere mich, daß Dej bei seiner letzten Begegnung mit mir prahlerisch erzählte, sie hätten bei den Amerikanern eine sehr große Erdölraffinerie modernsten Typs gekauft. (Er behauptete mir gegenüber, sie hätten sie in Dollars bar bezahlt, doch wie sich später herausstellte, war sie auf Kredit eingekauft. Schon damals betrieb das »sozialistische« Rumänien Schachereien mit dem amerikanischen Imperialismus.)

Sie zeigten mir ein Zentrum der Hüttenindustrie, wo zahlreiche Stahlsorten hergestellt wurden, außerdem verschiedene Fabriken, Modellfarmen, ein großes Konfektionskleidungskombinat u.a.

Ebenso führten sie mich in das »rumänische Dorf«, einen Museumskomplex in freier Natur, der aus einer Reihe von dörflichen Gebäuden bestand, ausgestattet mit für das rumänische Dorf typischen Einrichtungsgegenständen und Trachten, etwas sehr Originelles und Schönes.

Was wir bei unseren Besuchen sahen, gefiel uns. Es gab zahlreiche neue Gebäude, aber auch ein sehr reiches Erbe. Die Rumänen hatten zwar landwirtschaftliche Genossenschaften gegründet, doch die Arbeit dort lief nicht gut; Leitung, Organisation und politische Arbeit waren mangelhaft. Insgesamt gesehen hatte es im Land jedoch Fortschritte gegeben, und es wurde deutlich sichtbar, daß die sowjetische Hilfe, wie sie selbst uns auch bestätigten, in jeder Beziehung sehr groß war. Das ging bis zum Bau des großen Gebäudes, in dem damals, als wir dort waren, «Scînteia» verlegt wurde und verschiedene kulturelle Veranstaltungen stattfanden.

Was die Hilfe für Albanien anbelangt, so muß ich sagen, daß bis zum Abbruch unserer Beziehungen zu Jugoslawien keines der volksdemokratischen Länder Albanien auch nur mit einem kleinen Kredit half. Später leisteten uns auch diese Länder, das eine mehr, das andere weniger, eine

gewisse Hilfe. Der eine tat es am Anfang ehrlichen Herzens, der andere mit Hintergedanken und tückischen Absichten, wieder ein anderer der Form halber, um »sozialistische Solidarität« zu demonstrieren oder um der Sowjetunion, von der er viel Hilfe und große Kredite erhielt, zu zeigen: »Sieh her, auch wir geben dem sozialistischen Albanien etwas. Wenn wir selbst mehr haben, geben wir ihm auch mehr.«

Auch die Rumänen baten wir verschiedentlich um Kredite, doch entweder lehnten sie ab oder das, was sie uns gaben, war lächerlich. Was zum Beispiel die Vermittlung von Erfahrungen im Erdölbereich, in der Industrie und in der Landwirtschaft anbelangt, so gaben sie uns Versprechungen, speisten uns mit Worten ab, aber etwas Brauchbares erhielten wir nicht. Was Erfahrungen in der Parteiarbeit und beim Aufbau des Staates betrifft, fragten wir sie schon gar nicht und übernahmen auch nichts von ihnen.

Warum war dies bei den Rumänen ausgeprägter, obwohl wir auch bei den anderen große Schwierigkeiten hatten, Hilfe zu erhalten?

Bei den anderen Parteien bestand zu Beginn ein mehr oder weniger spürbarer Geist der Einheit und der gegenseitigen internationalistischen Hilfe, was sich in den zwischenparteilichen Beziehungen und uns gegenüber auch in der Praxis niederschlug, während bei der rumänischen Partei die-

ser Geist der Einheit und der Hilfe nur sehr schwach entwickelt war.

Ganz allgemein fielen die rumänischen Führer gleichermaßen durch Größenwahn gegenüber »den Kleinen« wie Liebedienerei gegenüber »den Großen« auf. In den Unterhaltungen mit uns waren sie kurz angebunden, wenn sie sich nicht überhaupt damit begnügten, mit dem Kopf zu nicken oder uns die Hand zu geben. Auf Beratungen und Parteitagungen waren sie so »stark beansprucht«, daß man meinen konnte, die ganze Last liege auf ihren Schultern. Bei solchen Gelegenheiten sah man sie stets zusammen mit den wichtigsten Führern der Sowjetunion. Gewiß liebbedienten sie ihnen, waren sie Opportunisten. Das wurde ganz deutlich, als es darum ging, für die Verteidigung der Prinzipien zu kämpfen.

Die Tschechoslowaken waren, meiner Meinung nach, anders als die übrigen. Sie waren die Seriösesten von allen. Über Gottwald habe ich schon gesprochen, es muß aber gesagt werden, daß wir Albaner auch mit seinen Nachfolgern gut auskamen. Wir waren zu ihnen aufrichtig wie zu allen anderen, doch auch die tschechische Führung verhielt sich uns gegenüber anständig. Sie hatten Achtung vor unserem Volk und unserer Partei. Sehr lebhaft waren sie nicht, man könnte sie eher zurückhaltend, korrekt und liebenswürdig nennen.

Sowohl Novotny und Široky als auch Dolansky und Kopecky, mit denen ich oft zusammentraf

und sprach, wenn ich ihr Land dienstlich oder zum Urlaub mit der Familie besuchte, verhielten sich mir und allen unseren Genossen gegenüber schlicht und aufrichtig, offen. Bei ihnen entdeckte ich nicht die Hochnäsigkeit und Arroganz der anderen.

Auch in wirtschaftlicher Hinsicht halfen uns die Tschechen nach den Sowjets am meisten. Sie waren natürlich genaue Rechner, nüchtern und vorsichtig, wenn es um die Vergabe von Krediten ging. Doch wenn sie uns etwas gaben, war dabei weder Geringschätzung zu spüren, noch kehrten sie ihre wirtschaftliche Überlegenheit heraus. Die Tschechoslowakei war unter den volksdemokratischen Ländern industriell am weitesten entwickelt, das Volk war fleißig, tüchtig, methodisch, ordentlich bei der Arbeit und im Leben. Überall, wo ich hinkam, war festzustellen, daß die Tschechoslowakei ein entwickeltes Land mit einem gebildeten Volk war, das die Traditionen seiner alten Kultur pflegte. Die Sowjets benutzten sie bis zum Mißbrauch als Land der *Kurorte*, bis sie sie dann in die heutige Lage brachten. Die Führer der anderen volksdemokratischen Länder betrachteten die Tschechoslowakei mit scheelen Augen und machten die tschechische Führung, die ein bedeutend würdigeres Bild abgab als alle anderen, grundlos schlecht. Auch auf den Beratungen des sozialistischen Lagers hatte das Wort der tschechischen Führung Gewicht. Und innerhalb des Lan-

des genoß sie, soweit ich feststellen und mir ein Urteil bilden konnte, Achtung und Sympathie.

Wenn ich in die Tschechoslowakei kam, hatte ich nicht das drückende Gefühl der Verlassenheit wie in Moskau, nachdem Chruschtschow das Heft in die Hand genommen hatte. Sobald wir in Moskau gelandet waren, wiesen sie uns eine *Datscha* am Stadtrand zu, wo wir tagelang isoliert festsaßen. Gewöhnlich waren es Lessakow, Moschatow, Petrow oder irgendein anderer kleiner Angestellter aus dem Apparat des Zentralkomitees der Partei, die sich dort aufhielten bzw. kamen und gingen, um uns Gesellschaft zu leisten, aber auch zu essen und zu trinken. Alle waren sie Leute des Staatssicherheitsdiensts im Gewand von *Tschinownik*s des Zentralkomitees, also Leute aus dem Apparat. Lessakow war mein unzertrennlicher Begleiter und Billardpartner. Er mochte mich und ich ihn, denn er war, obwohl nicht gerade der Intelligenteste, ein anständiger, aufrichtiger Mann. Moschatow kam seltener, tat wichtig, bereitete die Ausflüge vor oder kümmerte sich darum, wenn wir etwas einkaufen wollten, denn im Handel war es nicht leicht, etwas zu finden (alles mußte man vorher anfordern, und die bestellten Dinge brachten sie dann wer weiß woher in einen besonderen Raum im Warenhaus GUM, das wir durch einen Extraeingang für das Zentralkomitee betraten). Petrow war ein Apparatschik, der sich seit ewiger Zeit mit den Griechen befaßte und

deshalb an unserer Gesellschaft interessiert war. Er war ein ernsthafter Genosse und mochte uns. Er war einige Male in Albanien gewesen, besonders, als wir die Griechische Demokratische Armee in ihrem gerechten Kampf unterstützten. Als ob sie alle noch nicht reichten, gab man uns später auch noch weitere »Begleiter« bei, etwa einen gewissen Laptiew, einen jungen Kerl, der albanisch konnte und dem die »Position« zu Kopf gestiegen war, die man ihm gegeben hatte, und einen anderen, der sich mit Jugoslawien befaßte und dessen Namen ich nicht behalten habe, der mir aber als der Klügste von allen in Erinnerung geblieben ist.

Niemals war ich frei, stets in Begleitung. Alle diese Leute Chruschtschows waren Zuträger des Zentralkomitees und des sowjetischen Staatssicherheitsdiensts, ganz abgesehen von den offiziellen Aufpassern und den Abhöranlagen, mit denen die Villen, in denen wir wohnten, gespickt waren. Doch das ist eine andere Geschichte. Lassen wir die Apparaturen und bleiben wir bei den Menschen.

Diese Sowjets sondierten unser *nastrojenije**, um zu erfahren, was wir fordern und was wir unterbreiten wollten, wem wir es unterbreiten wollten, wie die Lage bei uns war, wie wir über die Jugoslawen, die Führer der Griechischen

* Russisch: Stimmung, Meinung, Ansichten.

Kommunistischen Partei oder irgendeine andere Frage dachten. Sie wußten, weshalb sie kamen, wir wußten aber auch, wer sie schickte und weshalb er sie schickte. Deshalb sprachen beide Seiten freundschaftlich miteinander; wir unterhielten uns über das, was uns interessierte, und warteten, bis die Nachricht vom Zentralkomitee kam, wir sollten zu einem Treffen kommen. Die *Tschinowniks* führten keinerlei politische Gespräche, gewiß war ihnen das befohlen worden, aber auch wenn sie gerne irgendeine Unterhaltung begonnen hätten, trauten sie sich nicht, weil sie wußten, daß alles von Abhörgeräten registriert wurde. Wir redeten, besonders gegen die Titorevisionisten. Keine Kolchose, keine Sowchose konnte man sich anschauen, kein Kontakt mit Genossen oder dem Volk war möglich ohne Voranmeldung zwei oder drei Tage zuvor. Und wenn man dann irgendwo hinging, dann setzten sie einen an einen Tisch mit Getränken und Früchten, und man bekam nichts zu sehen, keinen Stall und kein Kolchosbauernhaus.

Selbst in Bulgarien, das muß man der Gerechtigkeit halber sagen, war es noch anders. Wo immer man hinkam, ging es kameradschaftlicher zu, gab es weniger Formalitäten und Aufpasser.

Und in der Tschechoslowakei war es noch einmal anders. Ob nun in Prag, in Bratislava, in Karlovy Vary, in Brno oder an vielen anderen Orten, die ich teils dienstlich, teils privat besuch-

te, konnte ich mich frei bewegen, wohin und wann ich wollte, mit einem sichtbaren Bewacher, und überall wurde ich sehr freundschaftlich, herzlich empfangen. Bei meinen Fahrten führten sie mich spontan auch an strategische Orte. Überall, wo ich in der Tschechoslowakei hinkam, bei den offiziellen Besprechungen oder auch bei der ungewungenen Unterhaltung in den Familien von Novotny und Široky in Prag, in Karlovy Vary, bei den Gesprächen mit Bacilek in der Slowakei und einer Reihe von Parteisekretären in verschiedenen Städten und Fabriken ging es aufrichtig, heiter und fröhlich zu, nicht formell. Dort war nichts von jener schweren Last zu spüren, die in der Sowjetunion, trotz unserer großen Liebe für dieses Land und dieses Volk, auf uns drückte.

Nach dem Abbruch der Beziehungen zu Tito reisten wir auf dem Seeweg in die Sowjetunion, da uns die Jugoslawen nicht gestatteten, ihr Territorium zu überfliegen. So war es uns häufig beschieden, in Odessa Station zu machen, wo wir auch mit dem berühmt-berüchtigten Jepischew zusammentrafen, Erster Sekretär von Odessa und später politischer Leiter der Sowjetarmee. Wir bekamen dort absolut nichts Interessantes zu sehen. Er führte uns nicht zu den bekannten Odesaer Katakomben, ja noch nicht einmal zu der historischen Potemkin-Treppe, denn die hätten wir zu Fuß hinabsteigen müssen. Nur vom Auto aus bekamen wir diese berühmte Treppe zu Ge-

sicht, die bei der Statue von Richelieu, dem Gouverneur der Stadt zu Anfang des 19. Jahrhunderts, beginnt.

»Wie ist er nur möglich«, fragte ich Jepschew, »daß ihr diesen französischen aristokratischen Abenteurer da stehen laßt, ausgerechnet an der historischen Treppe?!«

»Na ja, er ist eben stehengeblieben«, antwortete mir der Parteisekretär von Odessa.

Was taten wir in Odessa? Wir langweilten uns, rauchten Zigaretten, spazierten durch den Park der Villa Kirow, gingen in ein Zimmer mit einem alten Billard. Wir besichtigten kein Museum, keine Schule. Nur zu einem Weinberg führte er uns, und das auch nur, damit er in der Kellerei dort einige Flaschen auserlesenen Weins versuchen und leeren konnte.

So war es üblicherweise in der Sowjetunion. Nur bei Empfängen konnte man irgendeiner Persönlichkeit die Hand drücken. Kamen wir in Leningrad, in Kiew oder anderswo in eine Fabrik oder ein Kulturhaus, war alles organisiert: die Arbeiter warteten in Reih und Glied, man hörte sich die Begrüßungsansprache irgendeines Koslow an, der sich aufplusterte wie ein Truthahn und mit bewußt sonorer Stimme redete, um Allmacht zu demonstrieren, dann wurde man von im voraus bestimmten Leuten begrüßt, die Anweisung erhalten hatten, was und wieviel sie sagen durften.

Ganz anders war es in der Tschechoslowakei,

wo die Menschen, wo die Führer, die Arbeiter in den Fabriken ungezwungen mit einem sprachen, Fragen stellten und sich Fragen stellen ließen, auf alles Antwort gaben. Man konnte dort ungehindert ausgehen, wann man wollte, mit dem Auto oder zu Fuß.

Ich habe mich immer sehr für die Geschichte der Völker und der Menschen interessiert. In der Tschechoslowakei gibt es viele historische Orte. Ich besuchte die Gegend, wo der Taboritenaufstand stattgefunden hatte, sah die charakteristischen Dörfer, durch die Žižka gekommen war und wo er gekämpft hatte. Ich war in Austerlitz, überblickte vom Museumshügel das Schlachtfeld und vollzog Bonapartes historisches Manöver nach, das plötzliche Auftauchen seiner Truppen an den Flanken der Österreicher, gerade als die Sonne über Austerlitz aufging. Die Kämpfe Wallensteins und Schillers berühmte Trilogie kamen mir ins Gedächtnis.

»Gibt es ein Museum für diese historische Persönlichkeit?« fragte ich die tschechischen Genossen.

»Natürlich«, erwiderten sie und führten mich sogleich in das Museum in Wallensteins Palast.

Oft war ich auf Rehjagd. Das erlegte Reh wurde mit einer besonderen Zeremonie begrüßt! Man ging zu ihm hin, brach einen Tannenzweig ab, tauchte ihn ins Blut des getöteten Tiers und steckte ihn sich dann wie eine Feder ins Hutband.

Bei einem Jagdausflug kamen wir einmal zu einem großen Schloß. Ich fragte:

»Was ist das für ein Gebäude dort?«

»Das war eine der Residenzen Metternichs«, antwortete man mir. »Heute ist dort ein Museum.«

»Können wir es besichtigen?« wandte ich mich an die Genossen, die uns begleiteten.

»Natürlich«, erwiderten sie.

Wir traten ein und sahen uns alles an. Der Führer gab ausführliche Erklärungen, die von großem Sachwissen zeugten. Wir waren, wie ich mich entsinne, auch in Metternichs Bibliothek, in der es schöngebundene Bücher gab. Als wir die Bibliothek verließen, kamen wir an einer verschlossenen Tür vorbei. Der Führer erläuterte uns:

»Dort befindet sich eine Mumie, ein Geschenk aus Ägypten an den österreichischen Kanzler, der Napoleons internierten Sohn, den König von Rom, ermorden ließ.«

»Schließen Sie bitte auf«, sagte ich zu ihm, »damit wir uns die Mumie ansehen können. Ich interessiere mich nämlich sehr für Ägyptologie und habe viele Bücher darüber gelesen, besonders über die Entdeckungen des Forschers Carter, der zusammen mit seinem Freund Carnarvon das unberührte Grab Tutenchamuns fand.«

»Nein«, sagte der Führer, »diese Tür schließe ich nicht auf.«

»Warum?« fragte ich erstaunt.

»Es könnte mir etwas passieren, ich könnte sterben.«

Die tschechischen Genossen lachten und sagten zu ihm:

»Komm, schließ auf, was soll denn das?!«

Der Führer blieb hartnäckig und sagte schließlich:

»Hier ist der Schlüssel, schließt selbst auf und schaut euch die Mumie an. Ich gehe nicht hinein, und die Verantwortung übernehme ich auch nicht.«

Einer meiner tschechischen Begleiter schloß die Tür auf, wir machten das Licht an und betrachteten die Mumie, die kohlschwarz in einem hölzernen Sarkophag lag. Dann schlossen wir die Tür wieder ab und gaben dem Führer den Schlüssel zurück. Wir drückten ihm die Hand, bedankten uns und gingen.

Beim Weggehen sagte der tschechische Genosse zu mir: »Es gibt doch noch abergläubische Menschen, die an Zauberei glauben, wie der Führer eben.«

»Nein«, sagte ich zu ihm. »Der Führer ist ein gebildeter Mann und nicht abergläubisch. In ägyptologischen Büchern wird darüber berichtet, daß nahezu alle Gelehrten, die Mumien von Pharaonen entdeckten, auf merkwürdige Weise den Tod fanden. Es gibt viele Theorien darüber. Die alten ägyptischen Priester rund dreitausend Jah-

re vor unserer Zeitrechnung waren große Wissenschaftler und ließen, so heißt es, um die Mumien vor Grabräubern zu schützen, die Mauern mit uranhaltigem Stein verkleiden. Im Grabgewölbe seien Kräuter verbrannt worden, wobei ein stark wirksames Gift freigesetzt wurde. Es ist erwiesen, daß der Bau der Pyramiden ein geometrisches Wunder ist. So weist zum Beispiel die Spitze der Cheops-Pyramide auf einen bestimmten Stern. Und im Tal der Könige fielen in bestimmten Jahren zu einer bestimmten Tageszeit die Strahlen der Sonne in die Tiefe des Grabgangs und erhellten die Stirn der Pharaonenstatue.«

Mein tschechischer Begleiter, er hieß Pavel, ein netter lebenswürdiger, einfacher Mann, änderte seine Meinung über den Führer und wollte noch mehr wissen.

In der Slowakei führten mich die Tschechen von sich aus in ein Kloster, wo an einem Portal mit alten Fresken inmitten anderer hervorragender Gestalten auch unser Nationalheld Skanderbeg zu sehen war. Ich besichtigte im Sudetenland in dem kleinen Badeort, der früher Marienbad hieß, das historische Goethehaus. Hier hatte sich Goethe in fortgeschrittenem Alter in ein ganz junges »Gretchen« verliebt und daraufhin die berühmte »Marienbader Elegie« geschrieben.

Ich erwähne all dies, um die Wirklichkeit in der Tschechoslowakei und die positive Einstellung

der Tschechen uns gegenüber zu zeigen. Doch so waren sie zu allen. Selbst die Sowjets benahmen sich ganz anders, wenn sie in die Tschechoslowakei kamen.

In der Tschechoslowakei unterhielt ich mich in einem Park einige Stunden lang mit Rokossowski und Konjew; im Kreml gaben sie einem nämlich nur die Hand. Ich mußte zur Jagd in die Tschechoslowakei fahren, um den Präsidenten des Präsidiums des Obersten Sowjets der Ukraine zu treffen und zusammen mit Nexhmije von Nina Chruschtschowa zum Tee eingeladen zu werden! Ich mußte in die Tschechoslowakei reisen, um mich mit General Antonow und anderen zu unterhalten!

Doch, wie ich schon sagte, nach Gottwalds Tod spannten die Chruschtschowianer die Tschechoslowakei in ihren Schraubstock. Novotny schien als Erster Sekretär der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei einen richtigen Standpunkt einzunehmen, doch mit der Zeit stellte sich heraus, daß er ein schwankendes und opportunistisches Element war, so daß er auf die eine oder andere Weise Chruschtschow und Konsorten zuarbeitete. Er spielte eine wichtige Rolle bei der Durchsetzung der Pläne, die aus der Tschechoslowakei ein von russischen Panzern besetztes Gouvernement machten.

So breitete die revisionistische Spinne ihr Netz über die volksdemokratischen Länder aus.

Die alten Führer wie Dimitroff, Gottwald, später Bierut und andere wurden durch neue ersetzt, die den Sowjetführern, mindestens in dieser Etappe, geeignet schienen.

Das Problem der Deutschen Demokratischen Republik hielten sie für gelöst, weil Ostdeutschland fest von den sowjetischen Truppen besetzt war. Wir hielten das für nötig, denn ein Friedensvertrag war nicht abgeschlossen worden, und so diente die Sowjetarmee in Deutschland nicht nur zum Schutz dieses sozialistischen Landes, sondern auch des sozialistischen Lagers.

Zu den Ostdeutschen hatten wir gute Beziehungen, solange Pieck noch lebte, ein alter Revolutionär und Genosse Stalins, für den ich große Achtung empfand. Ich begegnete Pieck 1959, als ich an der Spitze einer Delegation die DDR besuchte. Pieck war damals schon alt und krank. Er empfing mich liebenswürdig und hörte mir lächelnd zu, als ich von unserer Freundschaft redete und über die Fortschritte in Albanien berichtete (er selbst konnte nicht sprechen, denn er war gelähmt)!

In den letzten Jahren, so schien es, leitete Pieck nicht mehr wirklich das Land und die Partei. Sie hatten ihm den Ehrenposten des Präsidenten der Republik gelassen, während Ulbricht, Grotewohl und Genossen leiteten.

Offen ließ Ulbricht kein Zeichen von Feind-

schaft unserer Partei gegenüber erkennen, bis wir mit den Sowjets und ihm brachen. Er war ein überheblicher und anmaßender Deutscher nicht nur gegenüber kleinen Parteien wie unserer, sondern auch gegenüber den anderen. Seine Meinung über die Beziehungen zu den Sowjets war folgende: »Ihr habt uns besetzt, ihr habt unsere Industrie demonstert, dafür müßt ihr uns jetzt hohe Kredite und Nahrungsmittel geben, damit das Demokratische Deutschland Speck ansetzt und die Deutsche Bundesrepublik einholt.« Arrogant forderte er dafür Kredite und erhielt sie. Er nötigte Chruschtschow, auf einer gemeinsamen Beratung zu erklären: »Wir müssen Deutschland helfen, damit es unser Schaufenster zum Westen wird.« Und Ulbricht ließ es sich nicht nehmen, den Sowjets in unserem Beisein zu erklären:

»Die Hilfe muß schneller kommen, da gibt es Bürokratie.«

»Wo gibt es Bürokratie, bei euch?« fragte Mikojan.

»Kein bißchen bei uns«, entgegnete Ulbricht. »Bei euch.«

Doch während er selber große Hilfen einsteckte, war er nie bereit, den anderen zu helfen. Für uns hatte er einen lächerlichen Kredit übrig. Als wir in Moskau die Chruschtschowianer angriffen, war er auf der Beratung und auch nachher einer von denen, die am blindwütigen über uns

herfielen. Er war der erste, der unsere Partei nach der Moskauer Beratung öffentlich angriff.

Die Chruschtschowianer wollten nicht nur die volksdemokratischen Länder unter ihre Leitung bringen, sondern auch die gesamte kommunistische Weltbewegung.

Ich werde an anderer Stelle noch auf die revisionistischen und opportunistischen Anschauungen und Auffassungen solcher Führer wie Togliatti, Thorez usw. zu sprechen kommen; hier möchte ich nur betonen, daß Togliatti wie auch die anderen nach Stalins Tod ihre revisionistischen Ansichten offener zu äußern begannen, weil sie in Chruschtschow und seinem Kreis einen ideologischen und politischen Verbündeten witterten, weil sie die opportunistische Linie Chruschtschows gegenüber den Titoisten, den Sozialdemokraten, der Bourgeoisie usw. sahen. Diese Linie, die Chruschtschow gerade ausarbeitete, kam Togliatti und Konsorten sehr zupass, denn sie verfolgten in unterschiedlichem Maß schon seit langem die Linie der Zusammenarbeit mit den bürgerlichen Parteien und den bürgerlichen Regierungen ihrer Länder und strebten danach, träumten davon, in die Familie aufgenommen zu werden und einen Platz in diesen Regierungen einzunehmen. Anfänglich war dies nur latent, äußerte sich erst zögernd, doch nach dem 20. Parteitag

blühte es auf in »Theorien« wie Togliattis berühmtem »Polyzentrismus« oder seinem »italienischen Weg zum Sozialismus«.

Natürlich traten die Chruschtschowianer auch in der kommunistischen Weltbewegung nicht von Anfang an mit einer ganz offen revisionistischen Plattform auf. Wie innerhalb der Sowjetunion bemühten sie sich auch hier um eine elastische Linie, um sofortige Reaktionen, sei es in der eigenen Partei, sei es in den anderen zu vermeiden. Ihr »Leninismus« in Worten, die anerkennenden Worte, die sie da und dort für Stalin übrig hatten, ihre lautstarke Reklame für die »leninistischen Prinzipien in den Beziehungen zwischen den sozialistischen Ländern« dienten dazu, die Komplotte zu kaschieren, die sie einfädelten, nach und nach eine günstige Situation für den Frontalangriff zu schaffen. Dieser Frontalangriff erfolgte auf dem 20. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion. Dort wurden die Karten aufgedeckt, hatten doch Chruschtschow und Konsorten eine lange Vorarbeit geleistet, um der möglichen Reaktion innerhalb und außerhalb des Landes die Spitze abzubrechen.

6. DIE OFFIZIELLE PROKLAMATION DES REVISIONISMUS

Der 20. Parteitag der KPdSU. Chruschtschows Thesen — die Charta des modernen Revisionismus. Der »Geheim«bericht gegen Stalin. Togliatti fordert die Anerkennung seiner »Verdienste«. Tito in der Sowjetunion. Molotow wird als Außenminister abgelöst. Gescheiterter Versuch der »partei feindlichen Gruppe«. Ende der Karriere von Marschall Schukow. Ein weiteres Opfer der chruschtschowianischen Intrigen: Kiritschenko. Mai 1956: Suslow verlangt die Rehabilitierung von Koçi Xoxe und Konsorten. Juni 1956: Tito und Chruschtschow sind unzufrieden mit uns. Juli 1957: Chruschtschow inszeniert in Moskau ein Abendessen, um uns mit Ranković und Kardelj zusammenzubringen.

Der Verrat an der Spitze der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und des Landes, in dem die sozialistische Oktoberrevolution gesiegt hatte, stellte einen konzentrischen Angriff auf

den Namen und die großen Lehren Lenins, besonders aber auf den Namen und das Werk Stalins dar.

Im Zuge der Strategie, die er nach dem II. Weltkrieg verfolgte, intensivierte der Imperialismus mit dem amerikanischen an der Spitze, sobald er die ersten Schwankungen und Rückzüge der neuen sowjetischen Führung feststellte, seine Angriffe und seinen allseitigen Druck noch mehr, um Chruschtschow und Konsorten zu zwingen, auf dem Weg der Kapitulation und des Verrats jeden Tag weiter zu gehen. Die »Mühe« und die beträchtlichen Summen, die der Imperialismus für diese konterrevolutionären Zwecke aufwandte, waren nicht umsonst. Nachdem Chruschtschow und seine Leute einmal den Weg der Zugeständnisse und des Verrats eingeschlagen hatten, hörten sie nicht mehr auf, die alten Anstrengungen und Wünsche des Imperialismus zu rechtfertigen.

Als sie der Meinung waren, sie hätten ihre Stellung gefestigt, mit Hilfe der Marschälle die Armee in ihre Hand bekommen, den Staatssicherheitsdienst auf ihren Kurs gebracht und die Mehrheit des Zentralkomitees für sich gewonnen, setzten Chruschtschow, Mikojan und die anderen Chruschtschowianer für den Februar 1956 den berüchtigten 20. Parteitag an, auf dem sie dann auch den »Geheimbericht« gegen Stalin hielten.

Dieser Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion ging in die Geschichte ein als

der Parteitag, der die zutiefst antimarxistischen und antisozialistischen Thesen Nikita Chruschtschows und seiner Helfershelfer offiziell absegnete, der in einer Reihe kommunistischer und Arbeiterparteien von ehemals sozialistischen und von kapitalistischen Ländern dem Eindringen der fremden bürgerlich-revisionistischen Ideologie die Türen sperrangelweit aufstieß. All die Verdrehungen in großen Grundsatzproblemen — etwa des Charakters unserer Epoche, der Wege des Übergangs zum Sozialismus, der friedlichen Koexistenz, der Frage von Krieg und Frieden, der Haltung zum modernen Revisionismus und zum Imperialismus usw. usf. —, die später zur Grundlage der großen, offenen Polemik mit dem modernen Revisionismus wurden, hatten ihren offiziellen Ausgangspunkt in Chruschtschows Bericht auf dem 20. Parteitag.

Schon gleich nach Stalins Tod, bis hin zum 20. Parteitag, operierten die chruschtschowianischen Verschwörer auf füchsische Weise mit der »bürokratischen Legalität«, den »Parteiregeln«, der »Kollektivität« und dem »demokratischen Zentralismus«, mit Krokodilstränen über Stalins Verlust, um so Schritt für Schritt die Torpedierung von Stalins Werk, seiner Persönlichkeit, des Marxismus-Leninismus anzubahnen. Für die Marxisten-Leninisten ist dies eine sehr lehrreiche Periode, denn sie zeigt den Bankrott der »bürokratischen Legalität«, die für eine marxistisch-lenini-

stische Partei sehr gefährlich ist; sie zeigt die Methoden, mit denen die Revisionisten diese »bürokratische Legalität« für sich ausnutzten; sie zeigt, wie ehrliche und erprobte Führer, die allerdings den revolutionären Klassengeist eingebüßt haben, den Intriganten auf den Leim gehen und den Erpressungen und der Demagogie der mit einer revolutionären Phraseologie getarnten revisionistischen Verräter Zugeständnisse machen, nachgeben. Wir sahen, wie die Chruschtschowianer während dieser Übergangsperiode, um ihre Macht zu konsolidieren, unter riesigem Spektakel angeblich mit »großer Parteilichkeit«, »befreit vom Alptraum der Angst vor Stalin«, »mit wahrhaft demokratischen und leninistischen Formen« aktiv zu Werke gingen, wie sie damit beschäftigt waren, die gemeinsten Verleumdungen gegen die Sowjetunion, gegen Stalin und die sozialistische Ordnung überhaupt auszuhecken, wie sie sonst nur der Bourgeoisie zuzutrauen sind. All diese ungeheuerlichen Verleumdungen der Chruschtschowrevisionisten, ihre ganze zerstörerische Tätigkeit, untermauerten die seit vielen Jahren umgehenden Verleumdungen der reaktionären Bourgeoisie gegen den Marxismus-Leninismus, die Revolution und den Sozialismus und versuchten sie mit angeblich authentischen Dokumenten, mit »Argumenten« und »Analysen in neuem Geist« zu »belegen«.

Alles, was in der Vergangenheit gut gewesen war, wurde verzerrt, angeblich im Licht der

»neuen Verhältnisse«, der »neuen Entwicklungen«, der »neuen Wege und Möglichkeiten« des Fortschritts.

Viele ließen sich von dieser Demagogie der Verräter täuschen. Die Partei der Arbeit Albaniens jedoch nicht. Sie hat diese Frage sorgfältig und grundsätzlich analysiert und sich schon früh zu Wort gemeldet, um die marxistisch-leninistische Wahrheit zu verteidigen.

Ich war zusammen mit den Genossen Mehmet Shehu und Gogo Nushi von unserer Partei beauftragt worden, am 20. Parteitag teilzunehmen. Der opportunistische »neue Geist«, den Chruschtschow im Begriff war zu wecken und zu schüren, zeigte sich schon daran, wie dieser Parteitag organisiert war und ablief. Dieser liberale Geist drückte wie eine schwarze Wolke auf die ganze Atmosphäre, durchzog die sowjetische Presse und Propaganda in jenen Tagen, herrschte in den Sälen und Gängen des Parteitags, spiegelte sich auf den Gesichtern, in den Gesten und in den Worten der Menschen wider.

Es fehlte die frühere Ernsthaftigkeit, wie sie eigentlich für ein so außerordentlich wichtiges Ereignis im Leben einer Partei und eines Landes kennzeichnend sein sollte. Auf dem Parteitag sprachen auch Parteilose. In den Pausen zwischen den Sitzungen spazierte Chruschtschow und

Genossen lachend in den Sälen und Gängen umher, wobei sie um die Wette Anekdoten erzählten. Geistreicheleien austauschten, sich volkstümlich gaben und an den übervollen Tischen, die überall aufgestellt waren, Getränke in sich hineinstürzten.

Mit all dem wollte Chruschtschow dem Eindruck nachhelfen, die »drückende Zeit«, die »Diktatur«, die »düstere Analyse« der Dinge sei nun ein für allemal vorüber, und nun sei offiziell die »neue Zeit« der »Demokratie«, der »Freiheit«, des »schöpferischen Herangehens« an die Ereignisse und Phänomene angebrochen, innerhalb wie außerhalb der Sowjetunion.

Sein erster Bericht auf dem Parteitag, großspurig als »kolossaler Beitrag« zum Bestand des Marxismus-Leninismus, als »schöpferische Weiterentwicklung« unserer Wissenschaft angepriesen, stellt in Wirklichkeit die offizielle Charta des modernen Revisionismus dar. Schon damals fanden Chruschtschows »Neuentwicklungen« bei der Bourgeoisie und der Reaktion ungemein großen Anklang. Diese sprachen ganz unverblümt von radikalen Veränderungen, die sich gerade in der Sowjetunion und in der politischen und ideologischen Linie der Kommunistischen Partei der Sowjetunion vollzogen.

Die Reaktion und die Bourgeoisie begrüßten also die große, radikale Wende Chruschtschows freudig, versäumten es aber gleichzeitig auch

nicht, bei verschiedener Gelegenheit zu erklären, sie sei »gefährlicher« für ihre eigenen Interessen als die Linie der Stalinzeit. Chruschtschow und die Chruschtschowianer führten diese »Kritik« der Bourgeoisie als Argument an, um die anderen davon zu überzeugen, die »neue Linie« sei »richtig« und »marxistisch«. Doch die Furcht der internationalen Bourgeoisie lag in Wirklichkeit woanders begründet: sie sah in Chruschtschow und seiner »neuen Politik« nicht nur den neuen Verbündeten, sondern auch den neuen gefährlichen Rivalen im Ringen um Einflußzonen, bei Plünderung, Krieg und Eroberung.

Am letzten Tag wurde der Parteitag hinter verschlossenen Türen abgehalten, weil die Wahlen durchgeführt werden sollten, wir nahmen also an den Sitzungen nicht teil. In Wirklichkeit fanden an diesem Tag nicht nur die Wahlen statt, vielmehr wurde den Delegierten auch noch ein zweiter Bericht Chruschtschows verlesen. Das war der berüchtigte Bericht gegen Stalin, der sogenannte Geheimbericht. Man hatte ihn allerdings schon vorher den jugoslawischen Führern zugesandt, und schon wenige Tage später geriet er als ein neues »Geschenk« Chruschtschows und der Chruschtschowianer auch in die Hände der Bourgeoisie und der Reaktion. Nachdem der Bericht mit den Parteitagsdelegierten durchgearbeitet worden war, gab man ihn auch uns und allen anderen ausländischen Delegationen zum Lesen.

Nur die Ersten Sekretäre der Bruderparteien, die am Parteitag teilnahmen, bekamen ihn zu lesen. Ich las die ganze Nacht, und zutiefst erschüttert gab ich den Bericht auch Mehmet und Gogo. Daß Chruschtschow und Co. Stalin, seine Gestalt und sein ruhmvolles Werk unter den Tisch gewischt hatten, das wußten wir schon vorher, das hatten wir auch während des Parteitags gesehen, wo sein Name kein einziges Mal positiv erwähnt wurde. Doch daß es die sowjetischen Führer fertigbringen würden, all diese ungeheuerlichen Anschuldigungen und Beschimpfungen gegen den großen, unvergeßlichen Stalin zu Papier zu bringen, das hätten wir uns nie vorstellen können. Dennoch, da stand es, schwarz auf weiß; man hatte es den sowjetischen Kommunisten, den Parteitagsdelegierten, vorgelesen und auch den Vertretern der anderen Parteien, die am Parteitag teilnahmen, zu lesen gegeben. Wir fühlten uns in unserem Denken und Empfinden zutiefst getroffen. Wir sagten zueinander, dies sei eine grenzenlose Niedertracht mit katastrophalen Folgen für die Sowjetunion und die Bewegung, und unter diesen tragischen Umständen sei es die Pflicht unserer Partei, fest auf ihren marxistisch-leninistischen Positionen zu verharren.

Nachdem wir den schrecklichen Bericht gelesen hatten, gaben wir ihn unverzüglich seinen Urhebern zurück. Wir brauchten diese von Chruschtschow ausgeheckte Jauchegrube ekelerregen-

der Beschuldigungen nicht. Wir gehörten nicht zu der Sorte von »Kommunisten«, die den Bericht mitnahmen, um ihn der Reaktion auszuhändigen und als gewinnträchtiges Geschäft pfundweise an den Kiosken zu verkaufen.

Was wir im Vaterland Lenins und Stalins gesehen hatten, ließ uns blutenden Herzens nach Albanien zurückkehren, doch gleichzeitig nahmen wir auch die wichtige Lehre mit, daß wir den Taten und Auffassungen Chruschtschows und der Chruschtschowianer gegenüber wachsamer zu sein, die Augen offen zu halten hatten.

Schon nach ganz wenigen Tagen begannen die Ideen des 20. Parteitags überall ihren schwarzen Rauch zu verbreiten.

Als einer der ersten trat Palmiro Togliatti, unser direkter Nachbar, der uns dennoch am fernsten stand und sich uns gegenüber am unzugänglichsten zeigte, vor seine Partei und warf sich in die Brust. Er lobte nicht nur die neuen »Perspektiven«, die der Parteitag der Sowjetrevisionisten eröffnet habe, über den grünen Klee, sondern nahm für sich auch das Verdienst in Anspruch, geistiger Vater und »alter Vorkämpfer« vieler dieser neuen Thesen und Ideen Chruschtschows zu sein. »Was unsere Partei angeht«, erklärte Togliatti im März 1956, »so meine ich, daß wir mutig gehandelt haben. Wir haben uns stets darum bemüht, unsere, die italienische

Art der Entwicklung zum Sozialismus zu finden.«

Die Belgrader Revisionisten lebten vor Freude auf wie nie zuvor, während in den anderen Parteien der volksdemokratischen Ländern damit begonnen wurde, im Geist der Thesen Chruschtschows nicht nur die Zukunft zu entwerfen, sondern auch die Vergangenheit zu überprüfen. Revisionistische Elemente, die sich bis dahin verkrochen gehabt hatten und heimlich ihr Gift verspritzten, traten nun ganz offen hervor, um mit ihren Gegnern abzurechnen. Die Welle der Rehabilitierung von verurteilten Verrätern und Feinden setzte ein, die Gefängnistore wurden geöffnet, und viele der früher Verurteilten kamen geradewegs in die Führungen der Parteien.

Die Chruschtschowclique selbst ging als Vorbild voran. Stolz verkündete Chruschtschow auf dem 20. Parteitag, in der Sowjetunion seien über 7000 in der Stalinzeit Verurteilte freigelassen und rehabilitiert worden. Dieser Prozeß sollte weitergehen und noch verstärkt werden.

Chruschtschow und Mikojan fingen an, einen nach dem anderen und schließlich alle auf einmal jene Mitglieder des Präsidiums des ZK der Partei auszuschalten, die sie dann als »parteifeindliche Gruppe« hinstellten. Nachdem sie Malenkow ein Bein gestellt und ihn vorläufig durch Bulganin ersetzt hatten, kam Molotow an die Reihe. Das war am 2. Juni 1956. An diesem Tag erschien die

»Prawda« mit einer großen Fotografie Titos, mit dem *dobro požalovat** zur Ankunft des Oberhaupts der Belgrader Clique in Moskau auf der Frontseite, und sie schloß auf Seite 4 in den »Tagemeldungen« mit der Nachricht von Molotows Absetzung als Außenminister der Sowjetunion. In der Meldung hieß es, Molotow sei »auf eigenen Wunsch« von dieser Funktion entbunden worden, in Wirklichkeit wurde er aber abgesetzt, weil dies Titos Vorbedingung für seinen ersten Besuch in der Sowjetunion seit dem Abbruch der Beziehungen 1948-49 gewesen war. Und Chruschtschow und Konsorten erfüllten die aus Belgrad kommende Vorbedingung umgehend, um Tito Satisfaktion zu geben, hatte doch Molotow zusammen mit Stalin 1948 die Briefe der Sowjetführung an die jugoslawische Führung unterzeichnet.

Die Stellung der revisionistischen Reaktionäre festigte sich, und ihre Gegner im Präsidium — Malenkow, Molotow, Kaganowitsch, Woroschilow und andere — begannen nun die revisionistische Intrige und die teuflischen Pläne, die Chruschtschow gegen die Kommunistische Partei der Sowjetunion und den Staat der Diktatur des Proletariats betrieb, deutlicher zu durchschauen. Auf einer Sitzung des Präsidiums des Zentralkomitees der Partei im Sommer 1957 im Kreml blieb Chruschtschow nach zahlreichen Kritiken in der Min-

* Russisch im Original: Herzlich Willkommen!

derheit und wurde, wie uns Poljanski höchstpersönlich erzählte, von seiner Funktion als Erster Sekretär entbunden und zum Landwirtschaftsminister gemacht, weil er doch »Kukuruzspezialist«* war. Aber das galt nur für ein paar Stunden. Chruschtschow und Konsorten gaben heimlich Alarm, die Marschälle ließen den Kreml mit Panzern und Soldaten umstellen und gaben Befehl, noch nicht einmal eine Maus aus dem Kreml herauszulassen. Außerdem wurden überallhin Flugzeuge ausgeschickt, um die Plenumsmitglieder des ZK der KPdSU zusammenzuholen. »Dann«, erzählte uns Poljanski, diese Kreatur Chruschtschows, »gingen wir in den Kreml und verlangten Zutritt zu der Sitzung. Woroschilow kam heraus und fragte, was wir wollten. Als wir ihm sagten, wir wollten Zutritt zu der Sitzung, lehnte er ab. Als wir ihm die Faust zeigten, fragte er: 'Was geht hier vor?' Wir warnten ihn aber: Red nicht lange herum, sonst verhaften wir dich. Wir gingen in die Sitzung und sorgten dafür, daß sich das Blatt wendete. Chruschtschow holte sich die Macht zurück«.

So wurden diese ehemaligen Kampfgefährten Stalins, die sich den Verleumdungen gegen sein ruhmreiches Werk angeschlossen hatten, nach diesem gescheiterten Versuch als »partei-feindliche Gruppe« bezeichnet und von den Chruschtschowianern endgültig abserviert. Niemand weinte

* Maisspezialist.

ihnen eine Träne nach, niemand taten sie leid. Sie hatten ihren revolutionären Geist eingebüßt, waren Leichen des Bolschewismus, keine Marxisten-Leninisten mehr. Sie hatten sich mit Chruschtschow zusammengetan und zugelassen, daß Stalin und sein Werk mit Schmutz beworfen wurden; sie versuchten etwas zu tun, aber nicht auf dem Parteiweg, denn auch für sie gab es die Partei nicht.

Ihr Schicksal sollte allen beschieden sein, die sich auf die eine oder andere Weise Chruschtschow widersetzten oder die er nicht mehr brauchte. Jahrelang wurde ein gewaltiger Rummel um die »großen Verdienste« Schukows gemacht, man benutzte seine Tätigkeit während des Großen Vaterländischen Kriegs, um Schmutz auf Stalin zu werfen, man nutzte seine Macht als Verteidigungsminister aus, um Chruschtschows Putsch zum Triumph zu verhelfen. Doch später erfuhren wir völlig überraschend, daß er von seinen Funktionen entbunden worden war. Damals war Schukow zu Besuch bei uns. Wir empfingen ihn als alten Kader und Helden der Stalinschen Roten Armee wohlwollend, sprachen mit ihm über Probleme der Verteidigung unseres Landes und des sozialistischen Lagers, und an seinen Ansichten fiel uns nichts Beunruhigendes auf. Im Gegenteil, er kam gerade von einem Besuch in Jugoslawien und sagte zu uns: »Nach dem, was ich in Jugoslawien alles gesehen habe, kann ich mir nicht vorstellen,

daß das ein sozialistisches Land sein soll!« Daraus entnahmen wir, daß er mit Chruschtschow nicht einer Meinung war. Genau am Tag seiner Abreise erfuhren wir, daß er wegen »Fehler« und »schwerer Verstöße« bei der Durchführung der »Parteilinie«, wegen Übertretung der »Gesetzlichkeit in der Armee« usw. usf. seines Postens als Verteidigungsminister der UdSSR enthoben worden war. Ich kann nicht sagen, ob Schukow Fehler und Verstöße in dieser Hinsicht begangen hatte, doch es ist leicht möglich, daß die Gründe tiefer liegen.

Mir war bei einer Zusammenkunft mit Chruschtschow das Auftreten Schukow gegenüber aufgefallen. Ich erinnere mich nicht mehr an das Jahr, doch es war im Sommer, und ich hielt mich zum Urlaub im Süden der Sowjetunion auf. Chruschtschow hatte mich zum Mittagessen eingeladen. Von den Russen waren Mikojan, Kiritschenko, Nina Petrowna (Chruschtschows Frau) und noch einige andere anwesend. Als ausländische Gäste waren außer mir noch Ulbricht und Grotewohl da. Wir saßen draußen auf der Veranda, aßen und tranken. Als Schukow kam, forderte ihn Chruschtschow auf, sich zu setzen. Schukow schien nicht in bester Verfassung zu sein. Mikojan stand auf und sagte zu ihm:

»Ich bin der *tamada**, füll dein Glas!«

* Russisch im Original: der mit dem Trinkspruch an der Reihe ist.

»Ich trinke nicht«, entgegnete Schukow. »Ich fühle mich nicht wohl.«

»Gieß ein, sag ich dir«, beharrte Mikojan in herrischem Ton. »Hier habe ich zu befehlen und nicht du.«

Nina Chruschtschowa griff ein:

»Anastas Iwanowitsch«, sagte sie zu Mikojan, »zwing ihn nicht, wenn es ihm nicht gut tut.«

Schukow schwieg und füllte sein Glas nicht. Chruschtschow scherzte mit Mikojan und wechselte das Thema. Gab es vielleicht schon damals Widersprüche zu Schukow, und sie hatten angefangen, ihn zu beleidigen und ihm vorzuführen, daß andere zu »befehlen« hatten und nicht er? Begann Chruschtschow und Konsorten die Angst zu packen vor der Macht, die sie selbst Schukow gegeben hatten, um ans Ruder zu kommen, und beschuldigten sie ihn deshalb später des »Bonapartismus«?! Waren Chruschtschow vielleicht schon Informationen über Schukows Ansichten zu Jugoslawien zugegangen, ehe dieser noch in die Sowjetunion zurückgekehrt war?! Wie dem auch sei, Schukow verschwand von der politischen Bühne, trotz seiner vier Sterne des Helden der Sowjetunion, einer Reihe von Leninorden und zahlloser anderer Auszeichnungen.

Nach dem 20. Parteitag verhalf Chruschtschow auch Kiritschenko zum Aufstieg und machte ihn zu einer der zentralen Figuren in der Führung. Ich hatte Kiritschenko viele Jahre zu-

vor in Kiew kennengelernt, er war damals Erster Sekretär der Ukraine gewesen. Dieser stattliche, rotgesichtige Mann hatte keinen schlechten Eindruck auf mich gemacht. Er empfing mich weder hochnäsiger noch, um eben der Form Genüge zu tun. Kiritschenko begleitete mich an viele Orte, die ich zum ersten Mal sah. Er zeigte mir die ganz neu gebaute Hauptstraße von Kiew, führte mich nach Babij Jar, das bekannt geworden ist durch das Judenmassaker der Nazis. Wir gingen zusammen in die Oper, wo wir ein Werk über Bogdan Chmelnyzkyj sahen, den er, wie ich mich erinnere, mit unserem Skanderbeg verglich. Das freute mich, wenn ich mir auch sicher war, daß Kiritschenko von dem, was ihm die *Tschinowniks* über die Geschichte Albaniens berichtet hatten, nur der Name Skanderbegs in Erinnerung geblieben war. Er versäumte es nicht, die Liebe, die ich für Stalin bekundete, mit den gleichen Wendungen und Ausdrücken der Bewunderung und Treue zu beantworten. Doch weil er aus der Ukraine war, unterließ es Kiritschenko auch nicht, über Chruschtschow zu sprechen, dessen »Klugheit, Befähigung, Energie« usw. er rühmte. In diesen Formulierungen, die ich damals für verständlich hielt, sah ich nichts Schlechtes.

Es ergab sich häufig, daß ich im Kreml neben Kiritschenko am Tisch saß und mich mit ihm unterhielt. Nach Stalins Tod wurden zahlreiche Bankette gegeben; damals traf man nämlich die

Führer der Sowjetunion gewöhnlich nur auf Banketten an. Die Tische waren Tag und Nacht gedeckt, widerwärtig überladen mit Speisen und Getränken. Wenn ich den sowjetischen Genossen beim Essen und Trinken zusah, fühlte ich mich an den Gargantua von Rabelais erinnert. Das war nach Stalins Tod, als die sowjetische Diplomatie über *priomy** abgewickelt wurde und der Chruschtschow »kommunismus« unter anderem mit Banketten, mit Kaviar und Krimsekt veranschaulicht wurde.

Auf einem der Empfänge, bei dem ich neben Kiritschenko saß, sagte ich laut zu Chruschtschow:

»Sie müssen auch einmal zu Besuch nach Albanien kommen, überall sonst sind Sie schon gewesen.«

»Ich werde kommen«, antwortete Chruschtschow.

Kiritschenko fuhr hoch und sagte zu Chruschtschow:

»Albanien ist weit, versprich deshalb nicht, wann du gehst und wie lange du bleibst.«

Mir gefiel dieser Einwurf natürlich nicht, und ich fragte Kiritschenko:

»Genosse, warum diese Unfreundlichkeit unserem Land gegenüber?«

Er tat, als ob er den Vorfall bedauere, und wollte sich rechtfertigen:

* Russisch im Original: Empfänge.

»Nikita Chruschtschow geht es augenblicklich nicht gut, wir müssen auf ihn aufpassen.«

Das waren natürlich alles Märchen. Chruschtschow war prall wie ein Ferkel und aß und trank für vier.

Ein anderes Mal (natürlich, wie gewöhnlich, auf einem Empfang) kam ich wieder in der Nähe von Kiritschenko zu sitzen. Ich war in Begleitung von Nexhmije. Das war im Juli 1957. Chruschtschow war mit den Titoisten ins reine gekommen, schmeichelte ihnen und übte gleichzeitig Druck auf sie aus. Die Titoisten taten, als gefielen ihnen die Schmeicheleien, den Druck und die Messerstiche hingegen gaben sie ihm zurück. Chruschtschow hatte sich schon am Abend vorher an mich gewandt, um bei mir »die Erlaubnis einzuholen«, mich zu diesem Abendessen einladen zu dürfen, bei dem sowohl Schiwkoff mit Gattin als auch Ranković und Kardelj mit Frauen anwesend waren. Chruschtschow scherzte wie gewöhnlich mit Mikojan. Doppelbödig kombinierte er die Pfeile, die Bosheiten, die hinterhältigen Anspielungen, die Falschheiten, die Drohungen mit den Späßen, die er mit »Anastas« trieb, der den »Hofnarren« spielte.

Nach den einleitenden Scherzen mit dem »Hofnarren« begann Chruschtschow uns mit erhobenem Glas eine Vorlesung über die notwendige Freundschaft zwischen dem Dreieck Albanien-Jugoslawien-Bulgarien und dem Viereck Sowjet-

union-Albanien-Jugoslawien-Bulgarien zu halten.

»Die Beziehungen zwischen der Sowjetunion und Jugoslawien sind nicht geradlinig verlaufen«, sagte er. »Am Anfang waren sie gut, dann kühlten sie ab, dann wurden sie abgebrochen, dann sah es nach unserem Belgradbesuch so aus, als seien sie wieder in Ordnung gebracht. Dann platzte die Bombe [damit meinte er die Ereignisse im Oktober/November 1956 in Ungarn], und sie wurden erneut zerstört. Doch jetzt sind die objektiven und subjektiven Bedingungen dafür geschaffen worden, daß sie sich verbessern. Hingegen haben sich die Beziehungen Jugoslawiens zu Albanien und Bulgarien noch nicht verbessert. Die Jugoslawen müssen, wie ich vorher bereits zu Ranković und Kardelj gesagt habe, ihre Agententätigkeit gegen diese Länder einstellen.«

»Es sind die Albaner, die uns nicht in Ruhe lassen«, warf Ranković ein.

Nun griff ich ein und rechnete Ranković die albanienfeindlichen Handlungen, die Komplotte, die Sabotage- und Diversionsakte vor, die sie gegen uns organisierten. Chruschtschow hatten wir an jenem Abend »auf unserer Seite«, doch seine Kritik an den Jugoslawen war aus Watte.

»Ich verstehe nicht«, sagte er, wobei er das Glas schwenkte, »wie ihr eure Partei 'Bund der Kommunisten Jugoslawiens' nennen konntet. Was heißt das, 'Bund'? Außerdem gefällt euch Jugoslawen der Ausdruck 'sozialistisches Lager' nicht.

Ja, aber sagt doch mal, wie sollen wir es denn nennen — 'neutrales Lager' oder 'Lager der neutralen Länder'? Wir sind doch alle sozialistische Länder, oder seid ihr etwa keines?«

»Doch, natürlich sind wir das!« entgegnete Kardelj.

»Dann kommt doch zu uns, wir sind die Mehrheit«, sagte Chruschtschow darauf.

Diese ganze, stehend gehaltene Ansprache voll Gezeter und Händefuchteln, voll »Kritik« an den Jugoslawen, gehörte zu Chruschtschows Anstrengungen, Tito, der Chruschtschow auf keinen Fall als »Ersten« im Rat anerkennen wollte, klein-zukriegen.

Kiritschenko an meiner Seite hörte zu und sagte nichts. Später fragte er mich leise:

»Wer ist denn die Genossin neben mir?«

»Meine Frau, Nexhmije«, sagte ich.

»Hätten Sie mir das nicht früher sagen können? Ich halte die ganze Zeit den Mund, weil ich meine, das ist die Frau von einem von denen«, sagte er zu mir, mit den Augen auf die Jugoslawenweisend. Er begrüßte Nexhmije und fing dann an, bei mir über die Jugoslawen herzuziehen.

Chruschtschow fuhr indessen mit seinen »Kritiken« an den Jugoslawen fort und versuchte sie davon zu überzeugen, daß er (natürlich versteckte er sich hinter dem Namen der Sowjetunion, der Kommunistischen Partei der Sowjetunion) und kein anderer »an der Spitze« zu ste-

hen habe. Mit dem anderen meinte er Tito, der seinerseits bemüht war, sich selbst und die jugoslawische Partei über alle übrigen zu stellen.

»Es wäre lächerlich«, sagte er zu ihnen, »wenn wir an der Spitze des Lagers stehen wollten, ohne daß die anderen Parteien uns anerkennen, genauso wie es lächerlich wäre, wenn eine andere Partei die Führung beanspruchte, wenn die anderen dies nicht anerkennen.«

Kardelj und Ranković antworteten ihm mit kalter Miene, unternahmen verzweifelte Anstrengungen, ruhig zu erscheinen, doch man sah ihnen genau an, daß sie innerlich kochten. Tito hatte ihnen aufgetragen, seine Positionen gebührend zu vertreten, und sie wurden ihrem Meister nicht untreu.

Der Dialog zwischen ihnen zog sich hin, immer wieder unterbrochen von Chruschtschows Gezeter, doch ich hörte nicht mehr hin. Außer meiner Antwort an Ranković, als er uns vorwarf, wir mischten uns in ihre Angelegenheiten ein, wechselte ich kein Wort mit ihnen. Die ganze Zeit über unterhielt ich mich mit Kiritschenko, der mächtig über die Jugoslawen herzog und die gesamte Haltung unserer Partei gegenüber der revisionistischen Führung Jugoslawiens vollkommen richtig nannte.

Doch auch dieser Kiritschenko erhielt später von Chruschtschow seine Ohrfeige. Er, der bei ausländischen Beobachtern eine Zeitlang als zwei-

ter Mann hinter Chruschtschow galt, wurde in eine kleine, entlegene Stadt in Rußland geschickt, was sicherlich fast einer Internierung gleichkam. Einer unserer Militärstudenten erzählte, als er nach Albanien zurückkam:

»Ich fuhr einmal im Zug, als ein sowjetischer Mitreisender kam und sich neben mich setzte. Er zog eine Zeitung hervor und fing an zu lesen. Nach einiger Zeit ließ er die Zeitung sinken und fragte mich, wie es üblich ist: 'Wo fahren Sie hin?' Ich sagte es ihm. Aufmerksam geworden durch den Akzent, mit dem ich russisch sprach, fragte er mich: 'Welcher Nationalität gehören Sie an?' — 'Ich bin Albaner', antwortete ich ihm. Der Reisende war überrascht, freute sich, sah nach der Abteiltür, wandte sich zu mir, drückte mir fest die Hand und sagte: 'Ich bewundere die Albaner'. Ich war erstaunt über seine Einstellung«, sagte unser Offizier, »denn zu jener Zeit standen wir bereits im Kampf mit den Chruschtschowianern. Es war nach der Beratung der 81 Parteien. 'Wer sind Sie denn', fragte ich. Er erwiderte mir: 'Ich bin Kiritschenko.' Als er mir den Namen sagte«, berichtete uns der Offizier, »wurde mir klar, wer er war, und ich wollte die Unterhaltung mit ihm fortsetzen, doch er fragte mich auf einmal: 'Spielen wir ein Domino?' — 'Einverstanden', antwortete ich, er zog eine Schachtel mit Steinen aus der Tasche und wir begannen zu spielen. Ich begriff bald, warum er Domino spie-

len wollte. Er wollte mir etwas sagen und seine Stimme mit dem Klappern der Steine auf dem Tisch übertönen. Und er fing an: 'Hervorragend, wie eure Partei Chruschtschow entlarvt hat. Es lebe Enver Hoxha! Es lebe das sozialistische Albanien!' Und so unterhielten wir uns zum Klappern der Dominosteine weiter sehr freundschaftlich. Im Verlauf unseres Gesprächs kamen andere Leute ins Abteil. Noch ein letztes Mal klapperte er mit den Steinen und sagte: 'Bleibt fest, Grüße an Enver.' Dann nahm er die Zeitung, vertiefte sich in die Lektüre und tat, als hätten wir nie miteinander gesprochen«, schloß unser Offizier seinen Bericht.

Chruschtschow und Konsorten versuchten mit allen Mitteln, ihre offen revisionistische Linie, ihre antimarxistischen und putschistischen Vorgehensweisen und Methoden auch in allen anderen kommunistischen und Arbeiterparteien zu verbreiten und zu züchten. Und wir erlebten, wie rasch der Chruschtschowismus in Bulgarien und Ungarn, in Ostdeutschland, in Polen, Rumänien und der Tschechoslowakei aufblühte. Der große Prozeß der Rehabilitierungen unter dem Deckmantel der »Korrektur vergangener Fehler« verwandelte sich in allen ehemals volksdemokratischen Ländern in eine Kampagne ohnegleichen. Überall wurden die Gefängnistore geöffnet, die Oberhäupter der anderen Parteien traten in den

Wettstreit miteinander, wer am meisten und am schnellsten die verurteilten Feinde aus dem Gefängnis lassen konnte, wer am meisten Posten bis an die Spitze von Partei und Staat an sie zu vergeben hatte. Die Zeitungen und Zeitschriften dieser Parteien veröffentlichten täglich Kommuniqueés und Bekanntmachungen über diesen Frühling der revisionistischen Mafia; die Zeitungsspalten füllten sich mit den Reden Titos, Ulbrichts und der anderen revisionistischen Chefs, während es die Prawda und TASS brandeilig hatten, auf diese Ereignisse hinzuweisen und sie als »fortschrittliches Beispiel« zu verbreiten.

Wir sahen, was geschah, fühlten den wachsenden Druck, der von allen Seiten auf uns ausgeübt wurde, ließen uns aber keinen Millimeter von unserem Weg und unserer Linie abbringen.

Das ärgerte natürlich vor allem Tito und Konsorten, die — in Hochstimmung versetzt durch die Beschlüsse des 20. Parteitags und das, was in den anderen Ländern vor sich ging — darauf warteten, daß auch in Albanien der große Umsturz stattfinde. Die Tätigkeit der Titoisten, die von der jugoslawischen Botschaft in Tirana aus gegen unsere Partei und unser Land arbeiteten, erlebte einen Aufschwung.

Die jugoslawischen Diplomaten in Tirana mißbrauchten unser korrektes Verhalten und die Erleichterungen, die wir ihnen zur Durchführung ihrer Aufgaben eingeräumt hatten, und fingen

auf Befehl und Anweisung Belgrads an, ihre alten Agenten in unserem Land aus der Versenkung zu holen und zu reaktivieren; sie richteten sie aus und gaben ihnen das Angriffssignal. Der gescheiterte Versuch auf der Konferenz von Tirana im April 1956, der Führung unserer Partei einen Schlag zu versetzen, war das Werk der Belgrader Revisionisten, zugleich aber auch Chruschtschows und der Chruschtschowianer. Letztere waren mit ihren revisionistischen Thesen und Ideen die Inspiratoren der Verschwörung, die Titoisten und ihre heimlichen Agenten dagegen die Organisatoren.

Doch als die sowjetischen Führer diese Verschwörung ebenfalls scheitern sahen, versäumten sie es nicht, obwohl sie sich als unsere Busenfreunde und als prinzipienfest ausgaben, auch offen Druck auf uns auszuüben und Forderungen an uns zu stellen.

Am Vorabend des 3. Parteitags unserer Partei, der Ende Mai/Anfang Juni 1956 tagte, verlangte Suslow von unserer Führung ungeschminkt, sie solle ihre bisherige Linie »überprüfen« und »korrigieren«.

»Es gibt nichts, was unsere Partei an ihrer Linie zu überprüfen hätte«, entgegneten wir bestimmt. »Wir haben niemals schwere prinzipielle Fehler in der Linie zugelassen.«

»Die Sache mit Koçi Xoxe und seinen Genos-

sen, die ihr bestraft habt, muß überprüft werden«, sagte Suslow zu uns.

»Sie waren und bleiben Verräter und Feinde unserer Partei und unseres Volkes, Feinde der Sowjetunion und des Sozialismus«, erwiderten wir entschieden. »Und wenn wir die Prozesse gegen sie hundertmal überprüfen würden, hundertmal würde dabei herauskommen, daß sie Feinde waren. Und so haben sie auch gehandelt.«

Nun fing Suslow zu reden an. Er sprach von dem, was in den anderen Parteien und in der sowjetischen Partei selbst gerade vor sich ging, von einer »größzügigeren«, »humaneren« Betrachtungsweise des Problems.

»Das«, sagte er, »hat großen Eindruck gemacht und ist von den Völkern gut aufgenommen worden. Das muß auch bei euch passieren.«

»Unser Volk würde uns steinigen, wenn wir die Feinde und Verräter rehabilitieren würden, die das Land in die Ketten einer neuen Sklaverei schlagen wollten«, entgegneten wir Chruschtschows Ideologen.

Als Suslow sah, daß er so nicht durchkam, versuchte er es mit einer anderen Karte.

»Gut«, sagte er. »Wenn ihr davon überzeugt seid, daß sie Feinde sind, dann sollen sie es eben bleiben. Aber eines müßt ihr tun: sprecht nicht über ihre Verbindungen zu den Jugoslawen, bezeichnet sie nicht mehr als Agenten Belgrads.«

»Wir sprechen hier über die Wahrheit«,

gaben wir zurück. »Und die Wahrheit ist, daß Koçi Xoxe und seine Spießgesellen bei dem Komplott von Kopf bis Fuß Agenten der jugoslawischen Revisionisten waren. Wir haben die gegen unsere Partei und unser Land gerichteten Verbindungen Koçi Xoxes zu den Jugoslawen, die vielen Fakten, die dies beweisen, aller Welt bekanntgemacht. Die Sowjetführung kennt sie genau. Weil Sie vielleicht noch keine Gelegenheit hatten, die Fakten kennenzulernen, und weil Sie auf Ihrer Meinung bestehen, wollen wir Ihnen einige aufzählen.«

Suslow vermochte kaum seine Nervosität zu zügeln. Wir zählten ihm in aller Ruhe einen Teil der wichtigsten Fakten auf und betonten abschließend:

»Das ist die Wahrheit über Koçi Xoxes Verbindungen zu den jugoslawischen Revisionisten.«
«Da da!»* sagte er ungeduldig.

»Wie könnten wir dann diese Wahrheit verdrehen?!« fragten wir ihn. »Und darf eine Partei irgend jemand zuliebe verheimlichen oder verdrehen, was durch zahllose Fakten bewiesen ist?«

»Aber anders lassen sich die Beziehungen zu Jugoslawien nun einmal nicht in Ordnung bringen«, schnaubte Suslow.

Uns wurde nun alles sonnenklar. Hinter Sus-

* Russisch im Original: Ja, ja!

lows »brüderlicher« Vermittlung steckten Chruschtschows Schachereien mit Tito.

Sicherlich strebte die Titogruppe, die nun an Boden gewonnen hatte, nach möglichst viel Spielraum, nach wirtschaftlichen, militärischen und politischen Vorteilen. Sie hatte von Chruschtschow hartnäckig verlangt, die titoistischen Verräter, Koçi Xoxe, Rajk, Kostoff usw., müßten rehabilitiert werden. Doch bei uns kam Tito mit seinem Wunsch nicht durch, während er in Ungarn, in Bulgarien und in der Tschechoslowakei sein Ziel erreichte. Dort wurden die Verräter rehabilitiert und die marxistisch-leninistischen Führungen der Parteien zersetzt. Das war das gemeinschaftliche Werk von Chruschtschow und Tito. Tito waren wir ein Pfahl im Fleisch, doch unsere Haltung ihm gegenüber war unerschütterlich und entschlossen. Auch wenn die Feinde es gewagt hätten, etwas gegen uns zu unternehmen, wir hätten uns gewehrt. Das wußte Tito schon lange, aber das wußte, davon überzeugte sich auch Chruschtschow, der natürlich Tito gerne ein paar Hürden in den Weg gestellt und verhindert hätte, daß dieser auf den »Weiden« graste, die er als die seinen betrachtete.

Fünfzehn oder zwanzig Tage nach unserem 3. Parteitag, im Juni 1956, war ich zu der Konsultation der Führer der Parteien aller sozialistischen Länder, über die ich bereits berichtet habe, in Moskau. Obwohl die Konsultation der Diskus-

sion wirtschaftlicher Probleme dienen sollte, fand Chruschtschow wie gewöhnlich eine Gelegenheit, auch auf alle anderen Probleme einzugehen.

Dort gab er in Anwesenheit aller Vertreter der anderen Parteien höchstpersönlich zu, daß Tito ihn wegen der Rehabilitierung Koçi Xoxe und der anderen in Albanien verurteilten Feinde unter Druck gesetzt hatte.

»Wir haben uns mit Tito über die Beziehungen Jugoslawiens zu den anderen Staaten unterhalten«, sagte Chruschtschow unter anderem. »Mit den Polen, den Ungarn, den Tschechen, den Bulgaren und anderen war Tito zufrieden, doch als er mit mir über Albanien sprach, wurde er sehr nervös, redete mit Händen und Füßen. 'Die Albaner liegen falsch', sagte Tito zu mir, 'Sie sind nicht auf dem richtigen Weg, sie geben ihre Fehler nicht zu, haben nichts kapiert von dem, was gerade vor sich geht.'«

Die Wiedergabe von Titos Äußerungen und Vorwürfen war für Chruschtschow in Wirklichkeit eine Gelegenheit, sich den Groll und die Unzufriedenheit vom Leib zu reden, die sich in ihm gegen uns angestaut hatte, weil wir auf dem Parteitag Koçi Xoxe, »den Tito«, so betonte Chruschtschow, »einen großen Patrioten nannte«, nicht rehabilitiert hatten.

»Als Tito über die albanischen Genossen sprach, zitterte er am ganzen Körper. Ich widersprach ihm jedoch und erklärte, das seien innere

Angelegenheiten der albanischen Genossen, sie müßten selbst wissen, wie sie sie lösen«, fuhr Chruschtschow in seinem »Bericht« fort. Er versuchte uns tatsächlich weiszumachen, er habe sich mit Tito schwer »gestritten«. Doch wir wußten inzwischen gut genug, was es mit den dauernden Küssen und Zankereien dieser beiden Apostel des modernen Revisionismus auf sich hatte.

Tito, der bis zum Hals im Verrat steckte, zettelte viele Komplote gegen die sozialistischen Länder an. Als dann aber Chruschtschow Verrat beging, spreizte er sich wie ein »Pfau« und spielte sich als Chruschtschows »Lehrer« auf. Tito hatte guten Grund, viel von Chruschtschow zu verlangen, und er blieb in dieser Hinsicht auch nichts schuldig. Er wollte Chruschtschow dazu bringen, ihm zu gehorchen und nach seinen Befehlen zu handeln. Tito hatte den amerikanischen Imperialismus und die Weltreaktion hinter sich, deshalb schlug Chruschtschow seinerseits die Taktik ein, Tito zu sich heranzulocken, ihn für sich zu gewinnen, fest zu umarmen und ihm schließlich die Luft abzuschneiden. Er hatte es allerdings mit Tito zu tun, und der hatte seine eigene Taktik, Chruschtschow näherzukommen, sich ihm aufzuzwingen und nicht zu unterwerfen, ihm Befehle zu geben und nicht Befehle von ihm entgegenzunehmen, so viel Hilfe ohne Vorbedingung wie nur möglich aus ihm herauszuholen und ihn zu zwin-

gen, alle seine (Titos) Gegner, vor allem die Partei der Arbeit Albaniens, gefügig zu machen.

Gerade aus diesem Grund läßt sich in Chruschtschows Linie gegenüber Tito viel Auf und Ab feststellen: einmal lief es blendend, dann wieder war er bitter enttäuscht, einmal griff er an und schimpfte, dann lenkte er wieder ein, um bald darauf erneut zu kritisieren. Das war das Ergebnis mangelnder Prinzipienfestigkeit in der Politik. Tito und Chruschtschow waren zwei Revisionisten, zwei Agenten des Kapitalismus, die Gemeinsames hatten, aber auch Widersprüche, die sich in dem Zickzackkurs äußerten, den es damals in ihrem Verhalten gab, der aber auch heute noch in den Beziehungen zwischen Tito und Chruschtschows Erben fort dauert.

In ihren Handlungen und ihrer Haltung gab es nichts Marxistisch-Leninistisches. Sie ließen sich von konterrevolutionären Zielen leiten, hatten die Führung des Revisionismus an sich gebracht, der Kapitalismus in einer neuen Form, der Feind der Einheit der Völker ist, der den reaktionären Nationalismus, die Errichtung und Fortentwicklung der brutalsten faschistischen Diktatur anreizt, der nicht einmal mehr einen Hauch von formaler bürgerlicher Demokratie übrigläßt. Der Revisionismus ist die Idee und die Tat, die die Rückverwandlung eines Landes vom Sozialismus zum Kapitalismus, einer kommunistischen Partei in eine faschistische Partei leiten. Er schürt ideologisches

Chaos, Konfusion, Korruption, Unterdrückung, Willkür, Instabilität, den Ausverkauf des Vaterlands an den Meistbietenden. Diese Tragödie ereignete sich in der Sowjetunion und in den anderen revisionistischen Ländern. Diese Verhältnisse wurden geschaffen durch Chruschtschow und die Chruschtschowianer, sie wurden geschürt und gefördert durch den amerikanischen Imperialismus und den Weltkapitalismus.

7. AUF DEM WEG ZUM IMPERIUM

Hin zur Verwandlung der sozialistischen Länder in russische Gouvernements. Von Moskau befohlene Veränderungen in der bulgarischen Führung. Schiwkoffs »Uhr« wird in Moskau gestellt. Der Donau-Komplex und der »Bruch« der Rumänen mit den Sowjets. Offizielle Abschaffung des Informbüros. Reformistische Illusionen in der italienischen und französischen Partei — Togliatti, der Stammvater des Polyzentrismus. Unvergeßliche Begegnung mit zwei teuren französischen Genossen — Marcel Cachin und Gaston Monmousseau. Schwankungen bei Maurice Thorez. Die Zerstörung der Einheit der kommunistischen Bewegung — ein gewaltiger Dienst für den Weltimperialismus.

Die Thesen des 20. Parteitags und besonders der Angriff auf Stalin in Chruschtschows »Geheim«bericht versetzten die revisionistischen Elemente sowohl in den Parteien der sozialistischen Länder als auch in den anderen Parteien in helle

Begeisterung. Getreu dem Vorbild der Rehabilitierung der Feinde des Sozialismus in der Sowjetunion begann man die »Fragen« Rajk, Kostoff, Gomulka, Slansky und der anderen Feinde, die von der Diktatur des Proletariats verurteilt worden waren, wieder aufzurollen.

Die ganze konterrevolutionäre Subversion, die die Chruschtschowclique innerhalb der Sowjetunion betrieb, diente auch ihren außenpolitischen Zielen. Dabei ging es ihr anfänglich vor allem um folgende Ziele: ihre Herrschaft in den Parteien und ehemals volksdemokratischen Ländern, die sie unter Kontrolle zu haben meinte, zu festigen und die noch nicht unterworfenen Parteien und Länder an die Kandare zu nehmen; die kommunistischen und Arbeiterparteien der kapitalistischen Länder restlos in ihren Dienst zu stellen; durch die Schläge gegen den Sozialismus in der Sowjetunion und anderswo das Vertrauen des amerikanischen und des Weltimperialismus zu gewinnen, wobei man zugleich mit einer Reihe opportunistischer Thesen den »schöpferischen Marxismus« propagierte.

Chruschtschow meinte, wenn er Stalin verleumde, könne er alle für die Sowjetunion und vor allem für sich selbst »einnehmen«. Auf diese Weise, so sah seine Rechnung aus, würde die Weltreaktion zufriedengestellt, würden sich alle anderen Parteien enger um ihn scharen, würde Tito milder gestimmt werden und näher heran-

rücken, und gemeinsam, wie eine Familie, die wieder zusammengefunden hat, würden sie sich dann mit dem Imperialismus und dem Weltkapitalismus öffentlich umarmen und abküssen. Chruschtschow und die Chruschtschowianer würden ihnen sagen: »Wir sind keine Kommunisten mit dem Messer zwischen den Zähnen mehr wie zur Zeit Lenins und Stalins. Wir sind nicht mehr für die Weltrevolution, wir sind für Zusammenarbeit, friedliche Koexistenz, für den parlamentarischen Weg. Die von Stalin eingerichteten Konzentrationslager haben wir geöffnet, die Tuschatschewskis und die Sinowjews haben wir rehabilitiert, vielleicht können wir sogar noch einen Schritt weitergehen und auch Trotzki rehabilitieren. Wir haben die Solschenizyns freigelassen und ihnen den Druck ihrer sowjetfeindlichen Bücher gestattet. Wir haben Stalin aus dem Mausoleum hinausgeworfen und seinen Leichnam verbrannt. Denen, die es für ein Verbrechen hielten, wie wir mit Stalin umgesprungen sind, haben wir erklärt: 'Wollt ihr diesen krepiereten Gaul? Bitte, nehmt ihn!'«

Chruschtschow mußte, wie ich bereits betont habe, seine Gegner nicht nur in der Sowjetunion, sondern auch in den volksdemokratischen Ländern aus dem Weg räumen. Diejenigen, die auf Stalins marxistisch-leninistische Linie vertrauten, mußten aus der Parteiführung entfernt werden. Aus dem Weg geräumt werden mußten auch

die Gegner Titos, mit dem sich Chruschtschow einig geworden war. Und jene, die in ihren Ländern Titos Agenten verurteilt hatten, mußten diese Verräter rehabilitieren und dann aus der Führung abtreten. Chruschtschow setzte alle Mittel ein: Gottwald starb, Bierut starb, Gomułka und Kadar kehrten an die Macht zurück, Dej wechselte das Hemd, Rakosi und Tscherwenkoff wurden ausgeschaltet. Nur uns konnte Chruschtschow nicht ausschalten.

In seinem Streben nach einer Annäherung an den amerikanischen Imperialismus war dem Chruschtschowrevisionismus natürlich daran gelegen, als mächtiger Partner die Arena zu betreten, mit einer entwickelten, mit den Vereinigten Staaten von Amerika konkurrenzfähigen Industrie und Landwirtschaft (wie er lauthals hinausposaunte) und einem eigenen Kolonialreich, zu dem die Länder des sozialistischen Lagers gehören sollten.

Mit der Arbeit zur Schaffung dieses »Imperiums« hatten Chruschtschow und Konsorten schon früher begonnen, und nun setzten sie sie fort. Beim einen ging alles leicht, beim andern gab es Reibungen, und in Albanien ließen sich diese Ziele nie erreichen.

Bulgarien zum Beispiel bereitete den Sowjetrevisionisten niemals Schwierigkeiten. Anscheinend konnte sich Welko Tscherwenkoffs »Autorität« nach Dimitroffs und Stalins Tod in der

Kommunistischen Partei Bulgariens nicht mehr durchsetzen. Dennoch war er für Chruschtschow ein Hindernis, und gewiß waren bei seiner Beseitigung sowjetische Intrigen im Spiel, die Intrigen Chruschtschows, der die Macht an sich brachte und auf die bekannte Weise verfuhr.

Sofort nach dem 20. Parteitag wurde Tscherwenkoff, damals Ministerpräsident, des »Personenkults« bezichtigt, man warf ihm »Fehler« vor usw. Doch Welko sah nun nicht gerade wie einer aus, der um sich selber einen Kult betreibt. Er mußte eher als »Prügelknabe« gehalten, auf den man einschlug, um die »Korrekturen« zu rechtfertigen, die mit der Rehabilitierung von Kostoff und Konsorten vorgenommen wurden. Tscherwenkoff trat fügsam und brav seinen Ministerpräsidentenposten an Anton Jugoff ab, der ihn allerdings auch nicht lange innehaben sollte.

Zur Zeit Dimitroffs war Anton Jugoff Innenminister, unter Tscherwenkoff wurde er Stellvertretender Ministerpräsident, und später machte man ihn dann zum Ministerpräsidenten. Während des Kriegs kämpfte Jugoff in der Illegalität, und er kämpfte gut, war einer der wichtigsten und dynamischsten Führer besonders beim Aufstand, der am 9. September 1944 zur Befreiung Bulgariens führte. Als ich zum ersten Mal in Bulgarien war, fiel mir auf, daß Dimitroff Jugoff besonderen Respekt entgegenbrachte. Er arbeitete eng mit ihm zusammen und setzte offenbar großes

Vertrauen in ihn. Ungeachtet einiger Mängel, die Jugoff — soweit ich ihn eben kannte — haben mochte, meiner Meinung nach war er unter den bulgarischen Führern nach Dimitroffs Tod ideologisch und politisch der Klarste; er war entschieden im Denken, kühn und ein guter Organisator. Ich hatte oft Kontakt mit ihm, in Bulgarien, in Moskau, aber auch in Albanien, als er unser Land besuchte, und immer verhielt er sich mir gegenüber offen, liebenswürdig und redselig.

Jugoff kannte die politische, wirtschaftliche und organisatorische Situation in Bulgarien genau, und zwar, meinem Eindruck nach, nicht nur aus Berichten, sondern mehr aus direkten Kontakten. Er fuhr durch das Land, war ein Mann der Massen. Er verstand es nicht nur zu organisieren, sondern war auch ein Mann, der Entscheidungen traf und zu vertreten wußte. Mit anderen Worten, Jugoff war ein Führer, der sich nicht so schnell mit dem üblichen Ausspruch: »Ja, wie Sie befehlen« abspeisen ließ.

Als die Kommunistische Partei Bulgariens unter Dimitroffs Führung organisiert wurde, spielte auch Jugoff dabei eine nicht unwichtige Rolle. Das gilt genauso für den Wiederaufbau der Industrie und die Organisation der landwirtschaftlichen Genossenschaften, die nach dem Vorbild und auf die Art der sowjetischen Kolchosen aufgebaut wurden.

Als Tschewenkoff als Generalsekretär abgesetzt wurde, trat der Schiwko* an seine Stelle, während Jugoff blieb, was er war, Stellvertretender Ministerpräsident. Chruschtschow gab, abgefieimt, wie er war, Todor den Vorzug, weil er sich von ihm bessere Dienste erwarten konnte. Mit Jugoff konnte Chruschtschow nicht umspringen, wie er wollte. Gefiel Jugoff diese chruschtschowianische Lösung? Ganz gewiß nicht, und das ließ er auch erkennen. Sooft wir zusammen waren, zeigte sich klar, daß Jugoff von Schiwkoff überhaupt nichts hielt.

Eines schönen Tages wurde auch Jugoff ausgeschaltet wie Tschewenkoff, ohne großen Knall. Die Gründe dafür erfuhren wir nicht, doch wir können sie uns zusammenreimen. Er muß im Gegensatz zu Schiwkoff, das heißt zu Chruschtschow gestanden haben. Kurzum, er war wohl gegen die Kolonisierung Bulgariens durch die chruschtschowianische Sowjetunion, gegen den Ausverkauf der Unabhängigkeit und Souveränität Bulgariens gewesen. Jugoff war sicher keine Marionette der Chruschtschowianer und ließ sich auch nicht, wie Schiwkoff, dazu machen.

Neben seinen guten Eigenschaften als Führer und Mensch gab es bei Jugoff meiner Meinung nach auch Mängel. Der Hauptmangel war seine Selbstgefälligkeit, die sich in den Lobesworten

* Ironische Abkürzung von Schiwkoff.

und den Wendungen äußerte, mit denen er sich selbst und seine Arbeit herausstellte. Ich bin mit ihm durch Bulgarien gefahren, habe in seiner Begleitung Städte, Felder, landwirtschaftliche Genossenschaften, historische Orte, Fabriken, Kunstveranstaltungen usw. besucht. Die Schönheiten des Landes gefielen mir, die Liebe des bulgarischen Volks und der bulgarischen Kommunisten für unser Volk und unsere Partei freuten mich. Jugoffs Gesellschaft war stets angenehm und sehr informativ.

Doch überall machte sich seine Geltungssucht bemerkbar. Wir kamen im Auto an vielen Dörfern vorbei, und Jugoff nannte nicht nur den Namen jeder Genossenschaft, sondern zählte auch auf, wieviel Hektar Land sie hatte, wieviel Kühe, wieviel Pferde, bis hin zur Zahl der Ziegen, nicht zu vergessen die Größe der Weingärten, die Traubensorten, die Zahl der Obstbäume. Alles mit Statistiken untermauert! Nun gut, mein Lieber, aber selbst die Statistiker können irren! Jugoff nicht! »Zungenfertig«, wie er war, schien er mir sagen zu wollen: »Schau her, ich weiß über alles Bescheid.«

Wenn eine Folklore-Vorstellung für uns gegeben wurde, sprang er auf, mischte sich unter die Tänzer, sang und tanzte. Er war ein *bon vivant**.

* Französisch im Original: lustiger Kerl.

Trotz allem, Jugoff war ein anständiger Mann, und er ist mir in guter Erinnerung geblieben. Ich glaube kaum, daß er politisch und ideologisch entartete.

Mit seiner Ausschaltung kürte Chruschtschow Todor Schiwkoff zum Führer Bulgariens, oder besser, zum »Gutsverwalter« der Sowjets in Bulgarien. So hoch Dimitroff das Ansehen der Kommunistischen Partei Bulgariens und Bulgariens hob, so tief ließ es Todor Schiwkoff sinken. Dieses Element ohne Persönlichkeit stieg auf mit Chruschtschows Hilfe und wurde zu seinem fügsamen Lakaien. Als ich mit Dimitroff zusammengetroffen war, war Schiwkoff nirgends zu sehen gewesen. Später, zur Zeit Tschewtschews, begegnete ich ihm ein oder zwei Mal. Einmal hielt er mir einen »Vortrag« über die bulgarische Landwirtschaft, und ein anderes Mal begleitete er mich auf ein Erdbeerfeld irgendwo außerhalb Sofias.

Als Schiwkoff mir über die Landwirtschaft berichtete, schien es mir, als spreche nicht sein Kopf, sondern sein Notizbuch. Er war das Gegenteil von Jugoff. In einem kleinen Notizbuch mit alphabetischer Einteilung hatte er sich über alles Zahlen notiert, von der Bevölkerung des Landes bis zur Zahl der getrockneten Tabakblätter. Anders ausgedrückt, er löcherte mich eine Stunde lang mit Zahlen ohne irgendeine Schlußfolgerung. Ein anderer Genosse, der ihn beglei-

tete, gab einen weitaus besseren Überblick über die bulgarische Wirtschaft ganz allgemein und die Industrie im besonderen. Ich hatte Schiwkoff völlig vergessen, doch später, als Tschewtschew abgesetzt wurde, war er auf einmal Erster Sekretär (!). Wir staunten, doch da gab es nichts zu staunen. Ich erkannte ihn auch in dieser Funktion wieder! Er war derselbe geblieben. Nur einen Unterschied gab es zu früher — er hatte ein paar neue Posen angenommen, um vom Schiwkoff der Vergangenheit abzustecken: er zückte nicht mehr das Notizbuch, lächelte häufig, trug ständig eine Schirmmütze und redete »volkstümlich«.

Auch danach habe ich kein einziges ernsthaftes Gespräch mit ihm geführt. Wir aßen oft zusammen mit den Genossen der bulgarischen Führung; Schiwkoff schleppte uns von einem Palast von König Boris zum andern, vom Sofiaer Palast zu dem von Exinograd in Warna, aber etwas Handfestes bekam man von ihm nicht zu hören, nur inhaltsloses Routinegeplauder, um die Zeit herumbzubringen.

Schiwkoffs Metamorphose vollzog sich allmählich unter Chruschtschows Erziehung. Schiwkoffs Parole wurde: »Jahrhunderte mit der Sowjetunion!« Seine völlige Unterwerfung unter Chruschtschow war vollzogen. Schiwkoff war es, der das Schlagwort »erfand« und ausstreute: »Stellen wir unsere Uhren nach Chruschtschows Uhr.« Schiwkoff übernahm Chruschtschows Tak-

tiken gegenüber den kommunistischen und Arbeiterparteien; heute zog er über Tito her, morgen sprach er sich lobend über ihn aus; heute öffnete er den Jugoslawen die Grenzen für gemeinsame Handelsmessen, morgen machte er sie wieder dicht; heute erhob er Anspruch auf Makedonien, morgen schwieg er dazu. Auf Chruschtschows Weg, geleitet von seinen Ratschlägen, schwang sich Schiwkoff zur »Persönlichkeit« auf, und je mehr seine »Persönlichkeit« wuchs, desto mehr brachten die Chruschtschowrevisionisten ganz Bulgarien in ihre Hand. In jedem Winkel und in jedem Bereich wird dieses von Sowjets geführt. Nominell existieren eine bulgarische Regierung, eine bulgarische Partei und eine bulgarische Verwaltung, doch in Wirklichkeit wird alles von den Sowjets geleitet. Die Chruschtschowianer haben Bulgarien in ein gefährliches Waffenarsenal verwandelt. Bulgarien ist zum Aufmarschplatz der russischen Sozialimperialisten gegen unser Land und die anderen Balkanländer geworden. Das ist das Werk Schiwkos und seiner Mannschaft. Sie essen Bulgariens Brot und dienen dem sowjetischen Sozialimperialismus.

Die historischen Tatsachen beweisen, daß auch Dej und Konsorten Chruschtschows Satelliten gewesen waren und blieben. Sie hängten ihr Mäntelchen nach dem Wind. In der engen Freundschaft Tito-Chruschtschow gab es auch Zank, verursacht durch die Ungarnfrage, die Polenfrage

usw. Es gab also Zank und Groll, und danach Versöhnungen und Küsse der Freunde. Ohne den kleinsten Funken politischen Skrupels hatte sich Dej völlig in den Strudel der antimarxistischen Verrätertätigkeit Chruschtschows hineinziehen lassen, der ihn mitriß und umherwirbelte, wo und wie es ihm gefiel.

Ich werde später über das berichten, was 1960 in Bukarest und Moskau geschah. Hier, an dieser Stelle, will ich nur bemerken, daß Dej bei diesen Ereignissen wieder einmal sein unwandelbares Wesen eines Menschen demonstrierte, dem es überhaupt nichts ausmacht, jede Fahne aufzuziehen und dann wieder einzuholen. Es gibt im Leben und im Wirken eines Menschen Augenblicke, Schlüsselmomente, die, miteinander in Verbindung gebracht, ein Charakterbild von ihm geben. Hier Dej: 1948 und 1949 Antirevisionist, entschlossener und eifriger Antititoist; nach 1954 Prorevisionist und begeisterter und eifriger Pro-titoist; 1960 Prochruschtschowianer im vordersten Glied; später zeigte sich, daß er auch diese Fahne nur schwenkte, um mit zwei oder drei Fahnen gleichzeitig jonglieren zu können. Kurz, ein Politiker der konjunkturbedingten Pirouetten, der Linie: »Sowohl nach hier als auch nach dort.« Er hielt es sowohl mit Tito und Chruschtschow als auch mit Mao Tsetung, und seine Nachfolger sogar auch mit dem amerikanischen Imperialismus. Er und seine Nachfolger konnten für jeden

Partei ergreifen und taten es auch, nur für den Marxismus-Leninismus waren sie nicht mit Konsequenz und konnten es auch nicht sein.

Wir erlebten sowohl die Blüteperiode der Freundschaft von Dej und Chruschtschow mit, als auch die Periode, in der Risse in dieser Freundschaft auftraten.

Chruschtschow meinte, er habe Dej in seiner Westentasche wie das kleine Messer mit Elfenbeingriff, das er auf Versammlungen hervorholte, um damit zu spielen. Wie mit dem Messer wollte er auch mit Dej umgehen. Als Chruschtschow die Zeit für reif hielt, kam er nach 1960 mit dem annexionistischen Plan an, das Gebiet zwischen Bukarest und der Grenze zur Sowjetunion solle mit der Sowjetukraine wirtschaftlich zu einem »Agrar-Industrie-Komplex« vereinigt werden. Das war ein sehr plumper Einfall. Dej hatte viel geschluckt, aber nun fing er an querzuschießen.

Erst jetzt, als Chruschtschow Rumänien auf die Hühneraugen trat, dämpfte Dej seine Angriffe auf uns. Doch auch danach brachte er niemals den Funken Zivilcourage auf (von marxistisch-leninistischem Mut wollen wir gar nicht reden), unserer Partei gegenüber für alles, was er gesagt und getan hatte, auch nur einen Ansatz von Selbstkritik zu üben. Dieser Revisionist küßte Tito die Hand, aber bei unserer Partei entschuldigte er sich noch nicht einmal.

Es hieß, Dej sei an Krebs gestorben. Im

Zeichen der Freundschaft mit dem rumänischen Volk schickten wir eine Delegation zu seiner Beerdigung. Dort gab Ceauşescu, Dejs Nachfolger, unserer Delegation kaum die Hand. Und wir zahlten es ihm mit gleicher Münze heim, diesem neuen Revisionisten, der vom Augenblick seines Machtantritts an die Politik des Ausgleichs mit allen Häuptern des Revisionismus und des Imperialismus — mit Breschnew, Tito, Mao, Nixon und der gesamten Weltreaktion — zum ständigen Motto erhob.

Dieser Mensch, ein Schoßhund Dejs, stellte kaum, daß er die Macht übernommen hatte, Dej vollständig bloß und kämpft nun, nachdem sich seine Stellung gefestigt hat, darum, »Weltbedeutung« zu erlangen wie Tito, dessen Platz zu übernehmen, den er sich durch einen gewissen vorgeblichen Widerstand gegen die versteckten Pressionen der Sowjets verdient zu haben glaubt.

Auch nachdem es zu den Widersprüchen zwischen den Rumänen und den Sowjets gekommen war, blieben die staatlichen Beziehungen zu uns unverändert — kalt und schal, fad und farblos. Parteibeziehungen zur rumänischen Partei unterhalten wir nicht und werden wir nicht unterhalten, solange diese nicht öffentlich ihre Fehler unserer Partei gegenüber zugegeben hat.

Wir bedauern natürlich sehr, daß sich Rumänien in ein kapitalistisches Land verwandelt

hat wie Jugoslawien, die Sowjetunion usw. Sozialistisch ist es nur dem Namen nach.

Alle diese Dejs, Schiwkoffs, Ceauşescus usw. sind Spottgeburten des Revisionismus, die von Chruschtschow und den Chruschtschowianern für ihre Zwecke benutzt wurden und werden.

Die sowjetischen Chruschtschowianer ersetzen marxistisch-leninistisches Vertrauen und Freundschaft durch die Herrschaft der »sozialistischen« Großmacht, um so die »sozialistische Familie«, die »sozialistische Gemeinschaft« zu schaffen, in der heute die eiserne Faust Breschnews und der sowjetischen Marschälle regiert, die jedem »verlorenen Sohn« der Familie den Hirtenstab des Warschauer Vertrags um die Ohren hauen.

Chruschtschow und Konsorten ertrugen keinerlei Kritik, keinerlei Einwand der anderen, keinerlei gegenseitige Kontrolle und Disziplin, so formal sie auch gewesen sein mochten. Die gemeinsamen Beratungen, Erklärungen, Beschlüsse waren für sie formal und existierten nicht mehr, sobald sie ihre Pläne behinderten.

Warum schafften die Chruschtschowianer das Informbüro ab und, schlimmer noch, warum diffamierten sie es? Das taten sie, weil das Informbüro Tito verurteilt hatte, weil sie es eine Ausgeburt Stalins nannten, die, wie sie sagten, bei den Imperialisten einen »schlechten Ruf« hatte. Daraus ist ersichtlich, daß es nicht um

die Organisationsformen ging, denn was wäre denn das von Chruschtschow vorgeschlagene (und nie zustandegekommene) »Kontaktbüro« der Form nach letztendlich anderes gewesen als das Informbüro? Worum es ging, war, Tito zu rehabilitieren und den Imperialisten einen Gefallen zu tun.

Später, bei einer Beratung der Parteien des sozialistischen Lagers, landete dieses »Büro« dann im Papierkorb, teils, weil die Chruschtschowianer ihren Vorschlag bereuten, teils, weil es Widerstand insbesondere von seiten der Polen gab. Sie (Ochab und Cyrankiewicz) arbeiteten dieser Idee ziemlich aktiv entgegen. Ja, selbst als die Herausgabe eines gemeinsamen Organs beschlossen wurde, erklärten sie:

»Na gut, soll es eben sein. Wie es scheint, müssen wir es haben.«

Von dieser fruchtlosen Versammlung ist mir die Begeisterung in Erinnerung geblieben, mit der Togliatti Chruschtschows Idee aufnahm und sogleich weiterspann: er bestand auf der Schaffung zweier »Kontaktbüros«, eines für die Parteien der sozialistischen Länder und eines für die Parteien der kapitalistischen Länder! Der künftige Stammvater des »Polyzentrismus« »vertiefte« das ganze dann noch weiter und schlug vor, die Kommunistische Partei der Sowjetunion solle im zweiten nicht vertreten sein, »obwohl

...« schmeichelte Togliatti, »unsere Führerin ...« wird.«

Die italienische Revisionistenpartei gehörte zur Vorhut bei der feindlichen Tätigkeit gegen den internationalen Kommunismus sowie gegen die Länder und die kommunistischen und Arbeiterparteien des sozialistischen Lagers.

Die italienischen und die französischen »Kommunisten« machten sich große Illusionen über die bürgerliche Demokratie und den parlamentarischen Weg. Diese beiden Parteien gehörten nach dem II. Weltkrieg auch den ersten bürgerlichen Regierungen an. Dies war u. a. eine Taktik der Bourgeoisie, um Streiks und Chaos zu vermeiden und die Wirtschaft wieder aufzurichten, besonders aber, um ihre Stellung zu festigen, nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in militärischer und polizeilicher Hinsicht. Diese Beteiligung der Kommunisten an den bürgerlichen Regierungen war ein Strohfeuer. Die Bourgeoisie verjagte die Kommunisten aus der Staatsmacht, entwaffnete sie, zwang sie in die Opposition und erließ Wahlgesetze, durch die die Zahl der kommunistischen Abgeordneten im Parlament trotz des hohen Stimmenanteils der Kommunisten bei den Wahlen auf ein Minimum beschränkt wurde.

Wie später klar wurde, fraßen Tito und Togliatti schon damals aus einem Trog, deshalb kam die italienische Partei, wenn auch nicht

gleich offen, Titos Partei zu Hilfe. Togliatti, ein verkappter, aber entschiedener Revisionist, und die ganze Führung der Kommunistischen Partei Italiens, die dem Informbüro angehörte, bedauerten Titos Verurteilung. Sie stimmten der Verurteilung aus Konformismus zu, weil sie nicht den Mut hatten, sich offen zu erkennen zu geben, doch mit der Zeit erwies sich, daß die italienischen Revisionisten zu den Eifrigsten gehörten, wo es darum ging, sich mit Tito abzuküssen.

Chruschtschows Belgradreise und seine Ausöhnung mit Tito eröffnete Togliatti und seinen Spießgesellen nicht nur die Möglichkeit, selbst ebenfalls nach Belgrad zu fahren, mit den Titolisten zu reden und sich mit ihnen zu versöhnen, sondern auch, offen ihre revisionistischen, spalterischen Ansichten zu entwickeln, die sich gegen Stalin und die Sowjetunion nicht nur als Staat, sondern auch als System richteten. Togliatti und die Togliattisten stellten sich offen auf die Seite Titos und verfolgten nicht Chruschtschows Zickzacktaktik. Auch Chruschtschow manövrierte mit Togliatti; er lobte und tadelte ihn, wenn auch nur schonend, um ihn im Zaum zu halten.

Die Führer der italienischen Partei, Togliatti, Longo und Genossen, erwiesen sich als besonders empfänglich für die revisionistischen Thesen des 20. Parteitags, vor allem für Chruschtschows

Verleumdungen gegen Stalin. Kurz nach diesem Parteitag ließ Togliatti in einem Interview mit der Zeitschrift »Nuovi Argomenti« seine Angriffe auf das sozialistische System, auf die Diktatur des Proletariats und auf Stalin los. Dabei brachte er auch seine Idee des »Polyzentrismus« auf, das heißt die Idee der Spaltung und Zerstückelung der internationalen kommunistischen Bewegung.

Allerdings nahmen die Führer der Kommunistischen Partei Frankreichs, Thorez, Duclos und andere, anfänglich tatsächlich Chruschtschows »Geheim«bericht gegen Stalin nicht gut auf und konnten sich damit nicht befreunden. Nachdem dieser Bericht in der westlichen Presse veröffentlicht worden war, gab das Politbüro der französischen kommunistischen Partei sogar eine Erklärung heraus, in der es diesen Akt verurteilte und seine Vorbehalte gegenüber den Angriffen auf Stalin zum Ausdruck brachte. Thorez selbst sagte zu mir über dieses Problem: »Wir verlangten von den sowjetischen Genossen Erläuterungen, die gaben sie uns, doch wir sind nicht überzeugt.« Ich entgegnete Thorez: »Ihr seid nicht überzeugt, wir dagegen sind keinesfalls einverstanden.« Thorez und die Kommunistische Partei Frankreichs kannten also beizeiten unsere Meinung über den 20. Parteitag und die Verleumdungen der Chruschtschowianer gegen Stalin.

Die Franzosen und die Italiener waren wie Hund und Katze miteinander. Ich hatte mich mit

Thorez und Duclos über die der marxistisch-leninistischen Linie zuwiderlaufende Haltung der Führer der KP Italiens unterhalten, die die Tito-revisionisten verteidigten und sich gegen unsere Partei stellten. Am Anfang verhielten sie und die Franzosen insgesamt sich uns gegenüber richtig. Wir blieben bei unseren Ansichten, sie bei ihren. Wir setzten unsere Angriffe auf die Titoisten ohne Unterbrechung fort, sie schienen keinerlei Vertrauen zu Tito zu haben. Auch in der Einstellung gegenüber den italienischen Führern waren wir auf dem gleichen Kurs.

Vor den Ereignissen, die zur Spaltung führten, besuchten uns die Genossen Marcel Cachin und Gaston Monmousseau, zwei glänzende Veteranen des Kommunismus. Die ganze Partei und das Volk empfangen sie freudig und liebevoll. Ich führte mit ihnen sehr offene und herzliche Gespräche. Sie sahen sich unser Land an, äußerten sich sehr wohlwollend darüber und schrieben in der »Humanité« viel Gutes über unsere Partei und unser Volk. Monmousseau veröffentlichte auch ein sehr erfreuliches Buch über unser Land. Einmal, als wir zusammen am Kaminfeuer saßen, erzählte er mir über seinen Besuch in Korça, wo er zusammen mit den dortigen Genossenschaftsbauern an der Weinlese teilgenommen hatte. Während des Gesprächs fragte ich den Autor von »Jean Bécot«, der aus der Champagne stammt, dem Land der berühmten Weine:

»Genosse Monmousseau, wie ist unser Wein?«

Er erwiderte *pince-sans-rire**: — »Wie Essig.«

Ich lachte laut und sagte zu ihm:

»Du hast recht, aber sag mir doch, was sollen wir tun?«

Und Monmousseau sprach eine ganze Stunde lang über Wein, wobei ich einiges lernte. Ich hörte dem Alten mit Bewunderung zu. Seine Wangen röteten sich und seine Augen leuchteten im Licht der Flammen, die die Farbe des Weins seiner Heimat, der Champagne, hatten.

Ehe wir zur Beratung der 81 Parteien nach Moskau fuhren, fragte Maurice Thorez bei uns an, ob er zu uns auf Urlaub kommen könne. Wir empfingen ihn mit Freuden. Wir nahmen an (und täuschten uns nicht), daß er von den Sowjets geschickt worden war, um uns »zu besänftigen«.

Als Thorez zum Urlaub in Durrës war, erzählte ich ihm alle die Gemeinheiten, die uns die Sowjets angetan hatten.

Maurice hörte aufmerksam zu. Er war erstaunt, davon wußte er nichts. Sie hatten ihm alles verheimlicht. Ich berichtete ihm über die Bukarester Beratung und die Haltung, die wir dort eingenommen hatten. Er sagte, sie seien von der Delegation ihrer Partei auf der Bukarester Beratung über die Haltung der Partei der Arbeit Albaniens informiert worden, und da ihnen diese Haltung

* Französisch im Original: verschmitzt.

Eindruck gemacht habe, habe er sich, als er nach Albanien aufbrach, vorgenommen, sich mit uns über diese Frage zu unterhalten. Thorez erklärte, die Bukarester Beratung sei nützlich gewesen. Dazu, ob sie in Ordnung gewesen war oder nicht, äußerte er sich überhaupt nicht. Er kritisierte unsere Haltung in Bukarest nicht und sagte, nachdem er mich angehört hatte, nur:

»Genosse Enver, was man euch angetan hat, müßt ihr mit der sowjetischen Führung klären.«

Was den Kampf gegen den Titoismus betrifft, stimmte Maurice allem zu. Wir verabschiedeten uns von ihm, und er reiste mit dem Schiff nach Odessa ab.

Bevor ich auf der Beratung der 81 Parteien das Wort ergriff, lud uns Thorez in Moskau zum Abendessen ein. Diesmal zeigte sich deutlich, daß er von Chruschtschow beauftragt worden war, uns dazu zu bewegen, auf der Beratung nichts gegen den revisionistischen Verrat zu sagen. Doch er scheiterte mit seiner Mission. Wir nahmen seine verfehlten »Ratschläge« nicht an.

Maurice Thorez kritisierte uns auf der Beratung, allerdings in gemäßigten Wendungen, Jeanette Vermeersch dagegen, Thorez' Frau, kam nach meiner Rede zu mir und fragte mich:

»Genosse Enver, wohin führt euch der Weg, den ihr eingeschlagen habt? Wir begreifen euch nicht.«

»Heute begreift ihr uns nicht, aber morgen

werdet ihr uns vielleicht begreifen«, entgegnete ich.

Das weitere Schicksal der Kommunistischen Partei Frankreichs ist bekannt. Auch sie schlug entschlossen den revisionistischen Weg ein. Sie verriet den Marxismus-Leninismus, verfolgte und verfolgt mit eigenen Nuancen die chruschtschowianische und breschnewianische Linie.

Bei Togliatti dagegen gab es keine solchen Zickzackbewegungen wie bei den Franzosen, er trat mit seinen revisionistischen Anschauungen, die er Longo und Berlinguer in seinem »Testament« als Vermächtnis hinterließ, so offen hervor wie Tito. Togliatti ist der Stammvater des »Polyzentrismus« in der internationalen kommunistischen Bewegung. Natürlich paßte der »Polyzentrismus« Chruschtschow, der »Taktstock« spielen wollte, nicht in den Kram, genausowenig wie den Chruschtschowianern, die heute in der Sowjetunion am Ruder sind. Den Beratungen Chruschtschows und Breschnews stellten und stellen die Togliattisten die »Beratungen« der kommunistischen Parteien der kapitalistischen Länder Europas, Lateinamerikas usw. entgegen. Die Franzosen, die zu Chruschtschow hintendierten, waren nicht einverstanden mit Togliattis Vorschlägen und bekämpften sie. Ich will darauf nicht länger eingehen, denn über diese Theorie und die anti-

marxistischen Handlungen dieser Revisionisten habe ich bereits an anderer Stelle geschrieben.

Die italienischen Revisionisten waren weder dem sozialistischen Albanien noch der Partei der Arbeit Albaniens jemals wohlgesonnen. In den ersten Jahren nach der Befreiung kam einmal — aus Gründen der Opportunität — der alte Terracini mit einer Frau, einer jungen Künstlerin, zu Besuch nach Albanien. Er blieb gerade zwei Tage und verschwand dann wieder. Später kam auch Pajetta. Er blieb zwei Tage und zeichnete Mehmet und mich mit der »Garibaldi-Medaille« des Spanienkriegs und des Widerstands aus, dann verschwand auch er wieder. In ihrem Organ »Unità« schrieben die italienischen Revisionisten fast nie etwas über das sozialistische Albanien. Vielleicht wollten sie die italienischen Neofaschisten, die an der Macht saßen und deren Armeen wir im Krieg geschlagen hatten, nicht reizen, oder lag es daran, daß wir ihren Genossen Tito entlarvten?!

Die Kommunistische Partei Italiens war eine Partei mit einer alten opportunistischen Linie, sie war eine offene Front auf Stimmenfang. Die Streitereien in der Führung um Positionen, um Gehälter, um Abgeordneten- und Senatorenposten hörten nicht auf. Irgendein Führer dieser Partei, der von Togliatti aus seiner Position gestürzt worden war, kam zu uns und beschwerte sich, doch anderntags, als sie ihm einen Knochen

vorwarfen und ihn zum Senator machten, wurde er zum Lamm.

Ich erinnere mich an eine Begegnung, die ich in Karlovy Vary mit einem von ihnen, damals Mitglied der Führung von Togliattis Kommunistischer Partei Italiens, hatte.

»Ich«, erklärte er mir, »bin gegen Togliatti und seine Ansichten.«

»Und warum?« fragte ich.

Er führte ein oder zwei »Argumente« an, doch am Schluß rückte er mit dem wahren Grund heraus:

»Togliatti erlaubt nicht, daß meine Parlamentsreden veröffentlicht werden. Togliatti und auch Pajetta verhindern nicht nur, daß sie in Italien veröffentlicht werden, sie intervenieren auch bei den Sowjets, damit sie nicht in Moskau gedruckt werden. Bitte, Genosse Enver, legen Sie bei Chruschtschow ein Wort für mich ein.«

Ich staunte natürlich und gab umgehend zurück:

»Wie soll ich denn das machen? Ich habe vielleicht mitzureden, ob sie in Albanien veröffentlicht werden oder nicht, aber in der Sowjetunion? Da müssen Sie sich schon an die sowjetischen Genossen wenden. Die sind der Herr im Haus und haben darüber selbst zu entscheiden.«

Nach dem Bruch mit den Chruschtschowianern hatte auch er »Widersprüche« zur italienischen Revisionistenführung. Doch das waren

keine prinzipiellen Widersprüche, nur Zänkereien um Positionen und Geld. Wäre er anderntags Senator geworden, hätte er sich beruhigt und den Mund nicht mehr aufgemacht. So waren und so blieben die italienischen Revisionisten — Kollaborateure der italienischen und der internationalen Bourgeoisie.

Alle diese revisionistischen Umtriebe beeinträchtigten, zerstörten die marxistisch-leninistische Zusammenarbeit und Harmonie in der internationalen kommunistischen Bewegung. Chruschtschow und die Chruschtschowianer leisteten dem Weltimperialismus einen unschätzbaren Dienst, stellten sich direkt in seine Dienste. Das Sabotagewerk, das dem Imperialismus und seinen Lakaien jahrzehntelang nicht gelungen war, vollbrachten nun Chruschtschow und die Chruschtschowianer aller Schattierungen, wo sie auch waren. Sie verleumdete Stalin, die Sowjetunion, den Sozialismus und Kommunismus und stellten sich damit in eine Reihe mit den kapitalistischen Verleumdern, sie schwächten die Sowjetunion, was der Traum und das Ziel der Kapitalisten war. Sie trieben einen Keil in die monolithische Einheit, die von den Kapitalisten bekämpft wurde, weckten Zweifel an der Revolution und sabotierten sie, was die Kapitalisten ständig versucht hatten. Sie trugen Zank und Spaltung in die verschiedenen kommunistischen und Arbeiterparteien, indem sie Cliques stürzten und neue an die

Spitze hoben, von denen sie meinten, sie dienten besser ihren vom großen Erdbeben erschütterten hegemonistischen Interessen. Diese Feinde griffen den Marxismus-Leninismus in jeder Hinsicht und in allen seinen Äußerungen an und ersetzten ihn durch die sozialdemokratische reformistische Ideologie. So ebneten sie dem Liberalismus, dem Bürokratismus, dem Technokratismus, dem dekadenten Intellektualismus, der kapitalistischen Spionage in der Partei, kurzum, der Entartung den Weg. Was der Weltkapitalismus nicht zu tun vermocht hatte, das vollendete die Chruschtschowclique für ihn.

Doch weder dem amerikanischen Imperialismus noch dem Weltkapitalismus war diese gewaltige Hilfe, diese schwere Sabotage Chruschtschows und der Chruschtschowianer am Marxismus-Leninismus und am Sozialismus genug. Deshalb begann nun der Angriff der Bourgeoisie und der Reaktion auf die revisionistischen Parteien, um die Krise so weit wie möglich zu vertiefen. Damit sollten nicht nur der Marxismus-Leninismus und die Revolution diskreditiert, die Spaltung unter den kommunistischen und Arbeiterparteien vertieft und ihre Rebellion gegen Moskau beschleunigt werden, mit all dem wollten sie auch die Sowjetunion als politische, wirtschaftliche und ideologische (auch wenn die chruschtschowianische Ideologie nicht Marxismus, sondern Antimarxismus war) Großmacht schwächen, in die Knie

zwingen und unterjochen. Der Weltkapitalismus mit dem amerikanischen Imperialismus an der Spitze mußte kämpfen, um zu verhindern, daß der chruschtschowianische Hegemonismus lebendig blieb und sich auf dem Trümmerfeld, das er angerichtet hatte, konsolidierte.

Deshalb verstärkten der amerikanische und der Weltimperialismus ihre Sabotagearbeit in den Ländern des sozialistischen Lagers, um das Kolonialreich, das Chruschtschow ansteuerte, zu unterminieren. In dem günstigen Klima, das die Parolen der Chruschtschowianer schufen, wuchsen nicht nur Führer heran, die überzeugte Chruschtschowanhänger waren, wie Schiwkoff, sondern auch Agenten der Amerikaner, der Engländer, der Franzosen, der Westdeutschen und schließlich Titos. Sei es infolge der Natur des Revisionismus selbst, sei es infolge des Drucks und der Agentenarbeit des Imperialismus, kamen in vielen Parteien Leute hervorgekrochen, die nicht zufrieden waren mit der Art, wie die »Demokratisierung« und Liberalisierung betrieben wurde. Die Feinde des Sozialismus in Ungarn, in Polen, in der Tschechoslowakei und in Rumänien wollten im Eiltempo auf dem Weg der kapitalistischen Restaurierung voranmarschieren und dabei die demagogischen Fetzen vollends beiseitewerfen, die die sowjetische Führungsgruppe noch anbehalten wollte. Die traditionellen Bindungen der Bourgeoisie dieser Länder an den Westen und der Wunsch, sich so

schnell wie möglich von der Angst vor der Diktatur des Proletariats zu befreien (auch wenn die Chruschtschowianer diese schon zertrümmert hatten), veranlaßten sie dazu, sich auf Washington, auf Bonn, auf London und Paris auszurichten.

Chruschtschow hoffte, er könne die Teufel, die er aus der Flasche gelassen hatte, wieder einfangen. Doch die befreiten »Teufel« wollten nach Belieben auf den Weiden grasen, die die Chruschtschowianer für sich beanspruchten, und gehorchten Chruschtschows »Zauberflöte« nicht mehr. Und dieser mußte sie mit Panzern wieder an die Kandare nehmen.

8. MEIN ERSTER UND LETZTER BESUCH IN CHINA

Unsere Beziehungen zur KPCh und zur VRCh bis 1956. Einladung nach China, Korea und in die Mongolei. Ein merkwürdiger Vorfall in Korea: Zwei Mitglieder des Politbüros fliehen nach. . . China! Ponomarjow verteidigt die Geflüchteten. Mikojan und Peng Dö-huai »stimmen« bei Kim Il Sung die Saiten. Treffen mit Mao Tsetung: »Weder die Jugoslawen noch ihr habt euch falsch verhalten«. »Stalin hat Fehler begangen.« »Fehler müssen gemacht werden.« — Li Li-san auf dem 8. Parteitag der KPCh: »Ich fordere euch auf, mir zu helfen, denn ich werde wieder Fehler machen.« Enttäuschung und Sorge über den 8. Parteitag der KPCh. Treffen in Peking mit Dej, Jugoff, Tschou En-lai und anderen. Bodnaras versucht sich als Vermittler, um uns mit Tito zu versöhnen.

Auf die Beziehungen unserer Partei mit der Kommunistischen Partei Chinas zwischen 1949

und 1956 und sogar noch einige Jahre länger, würde sehr gut der Begriff »normal« passen, mehr oder weniger in der Bedeutung, die er in der Diplomatensprache hat. Allerdings hatten wir von unserer Seite aus schon in der Zeit des Nationalen Befreiungskampfes, besonders aber nach der Befreiung unseres Vaterlands, den gerechten Kampf des chinesischen Brudervolks gegen die faschistischen japanischen Aggressoren, gegen die Tschiang-Kai-schek-Reaktion und die amerikanische Einmischung mit Sympathie verfolgt, und mit ganzer Kraft hatten wir diesen Kampf unterstützt. Um so mehr freute es uns, daß an der Spitze dieses Kampfes, wie es hieß, eine von der Komintern anerkannte Kommunistische Partei stand, die auch die Unterstützung der von Stalin geführten Kommunistischen Partei der Sowjetunion genoß.

Ebenso war uns bekannt, daß an der Spitze der Kommunistischen Partei Chinas Mao Tsetung stand, über den wir, wie auch überhaupt über die Partei, die er führte, nicht mehr wußten als das, was wir von den sowjetischen Genossen erfuhren. Weder während dieser Zeit noch nach 1949 hatten wir Gelegenheit gehabt, eines der Werke oder eine der Arbeiten Mao Tsetungs zu lesen, von dem es hieß, er sei auch Philosoph und habe eine lange Reihe von Werken verfaßt. Den Sieg vom 1. Oktober 1949 begrüßten wir freudig und von ganzem Herzen, und wir gehörten zu den ersten Ländern, die den neuen chinesischen Staat anerkannten und

brüderliche Beziehungen zu ihm aufnahmen. Wenn sich nun auch mehr Möglichkeiten und Wege für häufigere und engere Verbindungen und Kontakte zwischen unseren beiden Ländern ergaben, so blieben diese Verbindungen dennoch auf dem Niveau eines freundschaftlichen Kultur- und Handelsaustauschs, der Entsendung einiger zweitrangiger Delegationen, der gegenseitigen Unterstützung durch gelegentliche öffentliche Reden und Erklärungen und des Austauschs von ein paar Telegrammen aus Anlaß von Festen und Jahrestagen. Sonst gab es fast nichts.

Wir fuhren fort, das chinesische Volk und die chinesische Führung bei ihren Bemühungen um den sozialistischen Aufbau des Landes mit aller Kraft zu unterstützen, doch inwieweit und wie dieser große Prozeß in China vollzogen wurde, darüber wußten wir nichts Konkretes. Es hieß, Mao verfolge beim Aufbau des Sozialismus in China eine »interessante« Linie, indem er mit der einheimischen Bourgeoisie und mit anderen Parteien zusammenarbeite, die »demokratisch«. »Industriellenpartei« usw. genannt würden. Die Kommunistische Partei, so hieß es weiter, erlaube und fördere dort gemischte privat-staatliche Unternehmen, ermuntere und entschädige die Angehörigen der reichen Klassen, beteilige sie sogar an der Leitung von Betrieben und von Provinzen, usw. usf. All das war für uns ganz unbegreiflich; so sehr man sich auch den Kopf darüber zerbrach,

es ließ sich kein Argument dafür finden, daß dies im Einklang mit dem Marxismus-Leninismus stand. Wir meinten jedoch, China sei nun einmal ein sehr großes Land mit einer nach Hunderten von Millionen zählenden Bevölkerung, das kaum erst die finstere feudal-bürgerliche Vergangenheit hinter sich gelassen hatte, sich vielen Sorgen und Schwierigkeiten gegenüber sah und die Dinge, die nicht gingen, mit der Zeit schon auf dem richtigen Weg des Marxismus-Leninismus korrigieren würde.

Das war es im großen ganzen, was wir bis 1956 über die Kommunistische Partei Chinas und den chinesischen Staat wußten, als das Zentralkomitee unserer Partei eine Einladung Mao Tse-tungs erhielt, mit einer Parteidelegation am 8. Parteitag der KP Chinas teilzunehmen. Die Einladung nahmen wir gerne und mit Freuden an, erhielten wir dadurch doch die Gelegenheit, diese Bruderpartei und dieses sozialistische Bruderland direkt und eingehender kennenzulernen. Zur gleichen Zeit hatten wir auch Einladungen von der Mongolischen Volksrepublik und der Koreanischen Volksdemokratischen Republik erhalten, wir sollten Regierungs- und Parteidelegationen auf höchster Ebene zu Freundschaftsbesuchen in diese Länder schicken.

Wir erörterten im Politbüro die Einladungen der Freunde und beschlossen, unsere Spitze-
delegation, die nach China zum 8. Parteitag der

KP Chinas fuhr, solle die Gelegenheit nutzen und auf dem Weg dorthin auch die Mongolei und Korea besuchen.

Zu Mitgliedern der Delegation bestimmte das Politbüro mich, die Genossen Mehmet Shehu und Ramiz Alia sowie unseren damaligen Außenminister Behar Shtylla. In der Mongolei und in Korea sollte die Delegation — als Regierungsdelegation — von Genossen Mehmet geleitet werden, in China dagegen — als Parteidelegation — von mir.

Wir trafen die nötigen Vorbereitungen und reisten Ende August 1956 ab.

Das war die Zeit, als der moderne Revisionismus, der durch den 20. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion einen Anstoß erhalten hatte, sich nicht nur in der Sowjetunion und den anderen volksdemokratischen Ländern ausbreitete, sondern auch seine ganze innere Fäulnis zutage förderte — Spaltung, Streit, Verschwörung, Konterrevolution. In Polen war aus dem Kessel, in dem es schon lange brodelte, als Fertigprodukt der berüchtigte Gomulka hervorgekrochen; in Ungarn war die schwärzeste Reaktion aktiv wie nie zuvor und bereitete fieberhaft die Konterrevolution vor. Tito war in diesen Tagen »zum Urlaub« auf die Krim eingeladen und befaßte sich zusammen mit Chruschtschow, Ranković und anderen damit, Gerö abzuhalftern. Es schien, als wollten sich die Revisionisten der ver-

schiedenen Länder in einem infamen Wettstreit bei der praktischen Anwendung des Chruschtschowsismus gegenseitig übertrumpfen. In Europa ließ das revisionistische Erdbeben — sieht man von unserer Partei und unserem Land ab — alles in den Fundamenten wanken.

Die drei oder vier Tage unseres Besuchs in der Mongolei gingen sang- und klanglos vorüber. Wir fuhren stundenlang, bis wir dann bei irgendeiner Wohnsiedlung ankamen. Und überall bot sich das gleiche Bild: flach, kahl, monoton, langweilig.

Tsedenbal, der agil und rund wie ein Gummiball um uns herumhüpfte, hatte nur ein einziges Thema: die Viehzucht. So und so viele Millionen Schafe, so und so viele Stuten, so und so viele Hengste, so und so viele Kamele, das war der einzige Reichtum, der einzige Wirtschaftszweig, auf den dieses sozialistische Land sich stützte. Wir tranken Stutenmilch, wünschten einander viel Erfolg und gingen auseinander.

Am 7. September kamen wir in Pjöngjang an. Wir wurden freundlich empfangen, mit Volk, mit Gongs, mit Blumen und Bildern von Kim Il Sung an allen Ecken und Enden. Man mußte lange suchen, bis man in irgendeinem verlorenen Winkel auch einmal ein Bild von Lenin entdeckte.

Wir besichtigten Pjöngjang und einige andere koreanische Städte und Dörfer und wurden sowohl vom Volk als auch von den Partei- und Staats-

führern herzlich empfangen. Kim Il Sung verhielt sich während der Tage unseres Aufenthalts dort lebenswürdig und freundschaftlich. Das koreanische Volk hatte gerade den blutigen Krieg gegen die amerikanischen Aggressoren überstanden und ging jetzt schwungvoll an den Wiederaufbau und die Entwicklung des Landes. Es war ein fleißiges, sauberes und begabtes Volk, das nach Entwicklung und weiterem Fortschritt dürstete, und wir wünschten ihm von ganzem Herzen stetige Erfolge auf dem Weg des Sozialismus.

Doch die revisionistische Wespe hatte auch hier ihren giftigen Stachel einzubohren begonnen.

Bei den Gesprächen erzählte uns Kim Il Sung von einem Vorfall, der sich auf dem Plenum des Zentralkomitees der Partei im Anschluß an den 20. Parteitag zugetragen hatte.

»Als ich mit meinem Bericht fertig war«, erzählte uns Kim, »erhoben sich zwei Mitglieder des Politbüros und einige andere Mitglieder des Zentralkomitees und ließen sich darüber aus, daß die Lehren des 20. Parteitags und das Problem des Personenkults bei uns, in Korea, nicht richtig behandelt worden seien, daß bei uns kein konsequenter Kampf gegen den Personenkult geführt werde usw. 'Unsere wirtschaftlichen und politischen Ergebnisse,' sagten sie vor dem Plenum, 'entsprechen nicht der Plattform des 20. Parteitags, und rings um das Zentralkomitee hat sich ein Haufen unfähiger Leute angesammelt.'

Mit einem Wort», fuhr Kim Il Sung fort, »sie griffen die Linie der Führung, ihre Einheit an. Das ganze Zentralkomitee«, schloß er, »war empört über sie.«

»Wie habt ihr euch ihnen gegenüber verhalten?« fragte ich.

»Das Plenum kritisierte sie, nichts weiter«, antwortete Kim Il Sung und fügte hinzu: »Unmittelbar danach flohen die beiden nach China.«

»Nach China?! Was haben sie denn dort gemacht?«

»Unser Zentralkomitee betrachtete sie als parteifeindliche Elemente, und wir schrieben der chinesischen Führung, sie müsse sie uns unbedingt zurückschicken. Zu ihren Fehlern kam ja auch noch der gewichtige Umstand ihrer Flucht hinzu. Die chinesischen Genossen schickten sie uns nicht zurück. Sie sind immer noch dort.«

Wir erklärten Kim Il Sung offen: »Wir wissen über die Fragen, die diese beiden Mitglieder des Politbüros aufgeworfen haben, nicht gründlich Bescheid, und es steht uns auch nicht zu, über eure Angelegenheiten zu urteilen. Trotzdem, ihr habt uns gegenüber das Problem angesprochen, deshalb möchten wir sagen, daß wir das für einen schwerwiegenden Vorfall halten.

Auch bei uns«, fuhren wir fort, »machten nach dem 20. Parteitag der sowjetischen Partei parteifeindliche Elemente den Versuch, ein Komplott gegen unsere Partei und unser Zentral-

komitee anzuzetteln. Das Komplott war ein Werk der Belgrader Revisionisten, und wir zerschlugen es, sobald wir Wind davon bekamen.«

Wir berichteten dann über die Parteikonferenz von Tirana im April 1956, über den Druck, dem wir ausgesetzt waren, und über die entschlossene und unerschütterliche Haltung unserer Partei gegenüber den äußeren und inneren Feinden.«

»Richtig, richtig!« kommentierte Kim Il Sung meinen Bericht. Ich spürte an der Art, wie er sprach und reagierte, daß ihm eine gewisse Unsicherheit, ein gewisses Schwanken zu schaffen machten.

Ich hatte mich in meinem Verdacht nicht getäuscht. Einige Tage später, in China, sprach ich bei einer Begegnung mit Ponomarjow, Mitglied der sowjetischen Delegation auf dem 8. Parteitag der KPCh, auch das Problem der koreanischen Flüchtlinge an.

»Wir wissen Bescheid«, antwortete er mir, »und haben Kim Il Sung dazu einen Rat gegeben.«

»Einen Rat gegeben? Weshalb?« fragte ich.

»Genosse Enver, bei den Koreanern sieht es nicht gut aus«, sagte er zu mir. »Sie tragen die Nase sehr hoch und täten gut daran, sie zu senken.«

»Es geht hier nicht darum, wie es insgesamt bei ihnen aussieht, darüber weiß ich nicht Bescheid«, entgegnete ich Ponomarjow. »Es geht um ein konkretes Problem. Zwei Mitglieder des Polit-

büros meutern gegen das Zentralkomitee ihrer eigenen Partei und fliehen dann in ein anderes sozialistisches Land. Wieso hat Kim Il Sung daran schuld?«

»Die koreanischen Genossen haben falsch gehandelt«, beharrte Ponomarjow. »Sie haben die Linie des 20. Parteitags nicht in Maßnahmen umgesetzt, dagegen haben zwei Mitglieder des Politbüros aufbegehrt. Auch die chinesischen Genossen waren empört über diesen Zustand und haben Kim Il Sung erklärt, sie würden die beiden Genossen, die in China Zuflucht gesucht haben, nicht ausliefern, wenn keine Maßnahmen ergriffen werden.«

»Merkwürdig!« sagte ich.

»Daran gibt es nichts Merkwürdiges«, entgegnete er. »Kim Il Sung selbst lenkt schon ein. Dieser Tage hat ein Plenum des Zentralkomitees der koreanischen Partei stattgefunden, und die Koreaner haben eingewilligt, ihre Fehler zu korrigieren.«

Und so war es tatsächlich. Die beiden Geflüchteten kehrten nach Korea zurück und nahmen ihre alten Plätze im Politbüro ein. Kim Il Sung, in die Zange genommen, senkte nicht nur die Nase, sondern den ganzen Kopf. Dies war ein Gemeinschaftswerk der Sowjets und der Chinesen, wobei ein besonderes »Verdienst« Mikojan gebührte. Er wurde als Leiter der sowjetischen Delegation zum 8. Parteitag der KPCh nach China

geschickt. Und der chruschtschowianische Mafioso reiste, ohne überhaupt das Ende des chinesischen Parteitags abzuwarten, zusammen mit Peng Dö-huai, den ihm Mao Tsetung als Vertreter Chinas beigab, eiligst nach Korea, um nach Art der Chruschtschowianer bei Kim Il Sung die falsch klingenden Saiten zu stimmen. Später sollte es seitens der Sowjets, der Chinesen und anderer weitere Reisen nach Korea zum »Nachstimmen« geben, doch das lag noch in der Zukunft. Kehren wir zurück zum September 1956.

In Peking, wo wir am 13. September ankamen, wurden wir mit Volk, mit Musik und Blumen — nicht zu vergessen das Gewimmel von Bildern Mao Tsetungs — empfangen. Liu Schao-tschü, Tschou En-lai, Deng Hsiao-ping und andere, deren Namen ich nicht behalten habe, waren zum Flugplatz gekommen.

Wir begrüßten sie, wünschten dem Parteitag, der zwei Tage später eröffnet werden sollte, viel Erfolg, und wurden von ihnen fast erschlagen mit ihren stereotypen Sprüchen: »Große Ehre«, »große Hilfe«, »die Brüder von der fernen Front Europas«, »gebt uns Hinweise«, usw. usf. Einige Jahre später sollten uns derlei Sprüche bis zum Hals stehen. (Damals allerdings machten diese Bemerkungen, die überall als Fertiggericht aufgetischt wurden, keinen schlechten Eindruck auf uns — wir hielten sie für Zeichen chinesischer Einfachheit und Bescheidenheit.)

Mao Tsetung empfing uns in einer Pause zwischen den Sitzungen in einem der Nebenräume des Parteitagsgebäudes. Es war das erste Mal, daß wir ihm begegneten. Als wir den Raum betraten, stand er auf, beugte sich ein wenig vor, streckte den Arm aus und wartete so, ohne sich vom Fleck zu rühren, bis wir herangekommen waren, worauf er uns dann allen der Reihe nach die Hand gab und ein Lächeln schenkte. Wir nahmen Platz.

Mao ergriff das Wort. Er sagte, sie freuten sich sehr, Gäste aus dem fernen Albanien bei sich zu haben, und sprach dann ein paar Worte über unser Volk, das ein tapferes und heroisches Volk sei.

»Wir empfinden große Sympathie für euer Volk«, sagte er unter anderem, »denn ihr seid schon länger befreit als wir.«

Gleich darauf fragte er mich:

»Wie ist euer Verhältnis zu Jugoslawien?«

»Kühl«, antwortete ich und stellte augenblicklich Zeichen einer offenen Überraschung bei ihm fest. Anscheinend weiß er nicht gut Bescheid über uns und die Jugoslawen, dachte ich mir und beschloß, ihm die lange Geschichte der Beziehungen unserer Partei und unseres Landes zur jugoslawischen Partei und zum jugoslawischen Staat ein wenig zu erläutern. Ich sprach kurz und ging nur auf die Schlüsselmomente in der albanienfeindlichen und antimarxistischen Tätigkeit der jugoslawischen Führung ein. Die ganze Zeit über

wartete ich auf irgendeine Reaktion von ihm. Doch ich stellte fest, daß Mao nur Überraschung zeigte und hier und da den anderen chinesischen Genossen einen Blick zuwarf.

»In dieser Frage«, sagte Mao, »habt weder ihr Albaner euch den Jugoslawen gegenüber falsch verhalten, noch die jugoslawischen Genossen euch gegenüber. Hier hat das Informbüro große Fehler gemacht.«

»Obwohl wir nicht dem Informbüro angehörten«, entgegnete ich, »haben wir seine bekannten Analysen und Auffassungen über die Tätigkeit der jugoslawischen Führung unterstützt, und wir halten sie nach wie vor für richtig. Unsere langen Beziehungen zur jugoslawischen Führung selbst haben uns davon überzeugt, daß die Linie und die Haltung der Jugoslawen weder marxistisch-leninistisch waren noch sind. Tito ist ein unverbesserlicher Renegat.«

Ohne abzuwarten, bis meine Worte fertig übersetzt waren, fragte mich Mao:

»Was ist eure Meinung über Stalin?«

Ich antwortete, unsere Partei halte an der Einschätzung fest, daß Stalin ein Führer mit sehr großen Verdiensten auf allen Gebieten, ein Schüler und getreuer Fortsetzer des Werks von Lenin gewesen sei, ein...

Er unterbrach mich:

»Habt ihr den Bericht, den Genosse Chruschtschow auf dem 20. Parteitag der Kommunisti-

schen Partei der Sowjetunion gehalten hat, veröffentlicht?«

»Nein«, erwiderte ich. »Das haben wir nicht getan und das werden wir niemals tun.«

»Ihr albanischen Genossen habt ganz richtig gehandelt«, sagte er, »und die Linie eurer Partei ist richtig. Auch wir sind vorgegangen wie ihr. Wenn die sowjetische Führung schon selbst diesen Bericht nicht offiziell veröffentlichte, dann hatten auch wir keinen Grund, es einigen anderen nachzutun.«

Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort:

»Stalin hat Fehler begangen. Er hat auch uns gegenüber Fehler begangen, zum Beispiel 1927. Auch gegenüber den jugoslawischen Genossen hat er falsch gehandelt.«

Dann fuhr er ruhig und mit leiser Stimme fort:

»Ohne Fehler geht es nicht.« Und fragte mich: »Hat eure Partei Fehler gemacht?«

»Es waren auch Fehler festzustellen, das läßt sich nicht leugnen«, entgegnete ich. »Die Hauptsache ist jedoch, daß wir darum kämpfen, so wenig Fehler wie möglich oder überhaupt keine Fehler zu machen, und daß wir, wenn Fehler aufgedeckt werden, uns bemühen, sie sofort zu beheben.«

Ich war »vorschnell« gewesen. Der große Philosoph wollte es anders:

»Fehler müssen gemacht werden«, sagte er. »Die Partei kann nicht erzogen werden, wenn sie keine Fehler macht. Das ist von großer Bedeutung.«

Wir stießen überall in der Praxis auf diese »Erziehungs«methode Mao Tsetungs. Während des Parteitags sagte ein chinesischer Genosse einmal zu uns:

»Bei uns hat eine schreckliche Angst bestanden. Die Leute bemühten sich, keine Fehler zu machen, aus Angst, sie würden sonst aus der Partei ausgeschlossen werden. Doch dank der richtigen Politik des Vorsitzenden Mao ist diese Angst nun verschwunden, und bei den Parteimitgliedern gibt es nun mehr Initiative und Antrieb zur schöpferischen Arbeit.

Seht euch den an, der gerade spricht«, sagte er. »Das ist Li Li-san, einer der Gründer unserer Kommunistischen Partei. Er hat in seinem Leben schwere Fehler begangen, nicht nur einmal, sondern dreimal hintereinander. Es gab Genossen, die diesen alten Mann aus der Partei ausschließen wollten, doch dank der Beharrlichkeit des Vorsitzenden Mao ist er weiter Mitglied des Zentralkomitees der Partei und arbeitet jetzt im Apparat des Zentralkomitees.«

Li Li-san legte inzwischen vor dem 8. Parteitag eine erneute »Selbstkritik« ab.

»Ich habe Fehler gemacht«, sagte er, »aber die Partei hat mir geholfen. Genossen«, fuhr er

fort. »ich fordere euch auf, mir auch weiter zu helfen, denn ich werde vielleicht wieder Fehler machen...«

Doch kehren wir zu der Begegnung mit Mao Tsetung zurück. Nachdem er über »die große Bedeutung des Fehlermachens« philosophiert hatte, nutzte ich die Gelegenheit, um ergänzend zu dem, was ich über die Jugoslawen bereits gesagt hatte, auch noch über die Agententätigkeit der Belgrader Revisionisten bei der Organisierung des Komplotts auf der Parteikonferenz von Tirana im April 1956 zu berichten.

»Unserer Meinung nach«, sagte ich zu ihm, »sind sie unverbesserlich.«

Maos Antwort war eine hohle Phrase im chinesischen Stil:

»Ihr habt eine korrekte marxistisch-leninistische Linie.«

Es wurde Zeit, daß wir aufbrachen. Ich bedankte mich für die Einladung, für den Empfang und die Hilfe, die uns die Volksrepublik China gegeben hatte.

»Ihr braucht euch nicht zu bedanken«, unterbrach mich Mao. »Erstens ist die Hilfe, die wir euch gegeben haben, nur ganz gering.« Und er krümmte einen Finger. »Zweitens«, und er krümmte noch einen Finger, »gehören wir zur großen Familie des sozialistischen Lagers, an dessen Spitze die Sowjetunion steht, und das ist,

als ob die eine Hand des gleichen Körpers der anderen gibt.«

Wir bedankten uns noch einmal und standen auf. Es wurden einige Photos von uns zusammen gemacht, dann drückten wir uns noch einmal die Hand und gingen auseinander.

Um die Wahrheit zu sagen, diese Begegnung hatte unsere Erwartungen enttäuscht, und als wir gingen, unterhielt ich mich mit Mehmet und Ramiz über das Gehörte. Die Unterhaltung mit Mao hatte überhaupt nichts Konstruktives gebracht, das uns hätte nützen können, und die Zusammenkunft erschien uns mehr eine Geste der Höflichkeit. Besonders enttäuscht waren wir über das, was wir aus Maos Mund über das Informbüro, Stalin und die Jugoslawienfrage vernommen hatten.

Doch noch mehr erstaunte und beunruhigte uns der Ablauf ihres 8. Parteitags. Die gesamte Plattform dieses Parteitags baute auf den Thesen des 20. Parteitags der Kommunistischen Partei der Sowjetunion auf, in verschiedener Hinsicht waren Chruschtschows Thesen von Mao Tsetung, Liu Schao-tshi und den anderen hohen chinesischen Führern sogar noch weitergetrieben worden.

Wir spürten, daß die Seuche des modernen Revisionismus auch China befallen hatte. In welchem Ausmaß die Krankheit verbreitet war, konnten wir damals noch nicht beurteilen, doch was in China geschehen ist und noch geschieht, zeigt,

daß die chinesischen Führer es damals eilig hatten, nicht den Anschluß zu verlieren und sogar das buntscheckige Banner der Chruschtschowianer an sich zu reißen.

Unter anderem wurde in den Berichten, die Liu Schao-tschi, Deng Hsiao-ping und Tschou En-lai nacheinander auf dem 8. Parteitag hielten, die unwandelbare Linie der Kommunistischen Partei Chinas in bezug auf eine breite Zusammenarbeit mit der Bourgeoisie und dem Kulakentum verfochten und vertieft. Sie »bewiesen«, welch große Vorteile dem »Sozialismus« aus der guten Behandlung der Kapitalisten, der Geschäftsleute und bürgerlichen Intellektuellen sowie aus ihrer Einsetzung in leitende Funktionen auf höchster Ebene angeblich erwachsen, propagierten lautstark, im Sozialismus sei eine Zusammenarbeit der Arbeiterklasse mit der einheimischen Bourgeoisie und der Kommunistischen Partei mit den anderen demokratischen, nationalen Parteien unbedingt notwendig usw. usf. Die »100 Blumen« und die »100 Schulen« Mao Tsetungs, die in den Sitzungen des Parteitags blühten und miteinander wetteiferten, blühten und wetteiferten miteinander tatsächlich in der ganzen Partei und im ganzen chinesischen Staat. Diese Theorie der 100 Fahnen von Mao Tsetung, die im Mai 1956 vom Kandidaten des Politbüros des ZK der KP Chinas Lu Dingyi weit und breit verkündet worden war, stellte die chinesische Spielart der bürgerlich-revisioni-

stischen Theorie und Praxis von der »freien Zirkulation der Ideen und der Menschen«, von der Koexistenz aller möglichen Ideologien, Strömungen, Schulen und Schülchen im Sozialismus dar*.

Später bin ich oft zu dieser Periode in der Geschichte der Kommunistischen Partei Chinas zurückgegangen, weil ich herausfinden wollte, wie und warum die zutiefst revisionistische Linie des Jahres 1956 später eine andere Richtung genommen zu haben und für eine gewisse Zeit »rein«, »antirevisionistisch«, »marxistisch-leninistisch« geworden zu sein schien. Tatsache ist beispielsweise, daß sich die Kommunistische Partei Chinas 1960 den revisionistischen Thesen Nikita Chruschtschows nachdrücklich zu widersetzen schien, daß sie beteuerte, sie verteidige den Marxismus-Leninismus gegen die Entstellungen, die ihm zugefügt wurden, usw. Eben dem Umstand, daß China 1960 gegen den modernen Revisionismus auftrat und (scheinbar) marxistisch-leninistische Positionen bezog, war es zuzuschreiben, daß sich unsere Partei in dem Kampf, den wir gegen die Chruschtschowianer aufgenommen hatten, an seiner Seite befand.

Doch mit der Zeit erwies sich (in den Doku-

* Später stellte sich dann heraus, daß unter anderem auch Mao Tsetungs durch und durch revisionistischer Dekalog »Über die zehn großen Beziehungen« genau aus dieser »Frühlings«-phase des modernen Revisionismus stammt. (Anmerkung des Autors)

menten unserer Partei spiegelt sich das breit wider), daß die Kommunistische Partei Chinas weder 1956 noch 1960 irgendwann einmal den Marxismus-Leninismus zum Ausgangspunkt ihres Handelns machte.

1956 versuchte sie eiligst, das Banner des Revisionismus an sich zu reißen, Chruschtschow auszustecken und selbst die Führungsrolle in der kommunistischen und Arbeiterbewegung zu übernehmen. Als jedoch Mao Tsetung und Genossen sahen, daß es nicht so leicht war, im revisionistischen Wettlauf den Patriarchen des modernen Revisionismus, Chruschtschow, zu überrunden, änderten sie die Taktik, taten so, als würden sie die erste Fahne beiseitewerfen, und gaben sich als reinrassige »Marxisten-Leninisten«. So versuchten sie jene Positionen zu erobern, die sie mit der ersten Taktik nicht zu gewinnen vermocht hatten. Als sich auch diese zweite Taktik als erfolglos erwies, warfen sie auch die zweite, angeblich marxistisch-leninistische Fahne weg und traten in die Arena als das, was sie zeit ihres Lebens gewesen waren — Opportunisten, getreue Verfechter einer Linie der Versöhnung und der Kapitulation gegenüber dem Kapital und der Reaktion. All das sollten wir in der Praxis, im Verlauf eines langen, schwierigen, aber ruhmreichen Kampfes erkennen und bestätigt finden — des Kampfes, den unsere Partei für die Verteidigung des Marxismus-Leninismus führte.

Nach Abschluß des Parteitags unternahmen sie mit uns Besichtigungsfahrten in einige Städte und Volkskommunen — Peking, Schanghai, Tientsin, Nanking, Port Arthur usw. Dabei lernten wir das Leben und die Arbeit des großen chinesischen Volkes näher kennen. Es waren einfache und fleißige Menschen, ohne große Ansprüche, bescheiden und aufmerksam zu Gästen. Aus den Erläuterungen der chinesischen Führer und unserer Begleiter ging hervor, und unsere eigenen Beobachtungen bestätigten, daß es eine Reihe von positiven Veränderungen und Entwicklungen gegeben hatte, doch nicht in dem Maß, wie behauptet wurde. Das galt um so mehr, wenn man das außerordentlich große menschliche Potential des chinesischen Kontinents, den Arbeitseifer und die Arbeitsbereitschaft der chinesischen Menschen mitberücksichtigte.

Man hatte es in China geschafft, den massenhaften Hunger zu beseitigen, der stets eine Geißel für dieses Land gewesen war. Man hatte Fabriken und Werke gebaut, war dabei, Volkskommunen einzurichten, doch der Lebensstandard schien noch niedrig zu sein, weit unter dem Lebensstandard nicht nur in den entwickelten sozialistischen Ländern, sondern auch in unserem Land. Bei unseren Besuchen in diesem großen Land, bei den Kontakten, die wir auch mit einfachen Menschen hatten, beeindruckte uns ihr wirklich gutes, korrektes Verhalten, doch man spürte eine gewisse

Befangenheit sowohl uns als auch unseren Begleitern gegenüber. Der Art, wie sie mit den Kadern sprachen und sich ihnen gegenüber benahmten, haftete erkennbar noch etwas aus der Vergangenheit an. Es war deutlich zu sehen, daß die Vergangenheit vieler Jahrhunderte, die absolute Herrschaft der chinesischen Kaiser, Feudalen und Kapitalisten, der japanischen, amerikanischen, englischen u.a. ausländischen Ausbeuter, der Buddhismus und all die anderen reaktionären Philosophien, von den ältesten bis zu den »modernsten«, dieses Volk nicht nur in einer furchtbaren wirtschaftlichen Rückständigkeit belassen hatten, sondern auch in seiner Weltanschauung, in seinem Benehmen und in seiner Sprechweise einen sklavischen, unterwürfigen Zug, blindes Vertrauen und widerspruchslosen Gehorsam gegenüber Autoritäten jeden Ranges verwurzelt hatten. Doch dies alles konnte natürlich nicht auf einen Schlag beseitigt werden, und wir sahen darin Atavismen, die aus dem Bewußtsein dieses Volkes verschwinden würden, das mit seinen positiven Eigenschaften und unter einer gesunden Führung Wunder vollbringen konnte.

Außer den Begegnungen mit Mao Tsetung und anderen chinesischen Führern hatten wir während unseres Aufenthalts in China auch Gelegenheit, mit einer Anzahl von Delegationen der kommunistischen und Arbeiterparteien zusam-

menzutreffen, die am 8. Parteitag der KP Chinas teilgenommen hatten.

Alle rühmten begeistert die »neue Linie« nach dem 20. Parteitag.

Die Bulgaren nannten sie »Aprillinie«, weil sie im April ein Plenum des Zentralkomitees abgehalten hatten, auf dem man die Auffassungen Blagojeffs und Dimitroffs unter den Tisch gewischt und die chruschtschowianische Linie übernommen hatte.

»Trajtscho Kostoff haben wir rehabilitiert«, sagte Anton Jugoff zu uns. »Es ließ sich kein Beweis für seine Schuld finden.«

Seine Stimme klang müde. Offenbar spürte er, daß sie ihn früher oder später davonjagen würden, um die revisionistische Linie, die in Bulgarien nach Chruschtschows Vorschriften zubereitet wurde, bis zur Neige auszukosten. Der »Informbüromann« Dej, der wenige Jahre zuvor den Bericht des Informbüros abgegeben hatte, in dem die Tätigkeit der Belgrader Revisionisten verurteilt worden war, hatte sich nun in Bukarest mit Tito versöhnt und traf Vorbereitungen, die Küsse auch in Belgrad durchzukosten.

»Ich werde nach Belgrad fahren, um mich mit Tito zu treffen«, sagte er, kaum daß wir uns in Peking, wohin er ebenfalls als Parteitagsgast gekommen war, begegnet waren. »Tito«, fuhr er fort, »ist ein guter, positiver Genosse, nicht so wie Kardelj und Popović.« (Nun mußten wir uns die-

ses Werturteil, das wir drei Monate zuvor auf russisch gehört hatten, auch auf rumänisch anhören!) »Als Tito im Juni nach Moskau fuhr«, sagte Dej, »haben wir ihn eingeladen, zu Gesprächen in Bukarest haltzumachen, doch er lehnte ab. Was haben wir also getan? Wir haben die ganze Partei- und Staatsführung zusammengetrommelt und uns am Bahnhof vor ihm aufgebaut. Was sollte Tito machen, er konnte ja nicht weg! So zwangen wir ihn, nicht, wie vorgesehen, nur 45 Minuten zum Ausruhen zu bleiben, sondern volle zwei Stunden!« (Wirklich, toll habt ihr ihn »gezwungen«, dachte ich mir.) »Vor seiner Rückkehr aus der Sowjetunion«, fuhr Dej fort, »benachrichtigte uns Genosse Tito, er wolle zu Gesprächen in Bukarest Station machen. Wir nahmen seine Bitte mit Freuden an, trafen mit ihm zusammen, unterhielten uns...«, und Dej erzählte uns bis in alle Einzelheiten, wie sie mit Tito geschäkert hatten.

»Soll ich jetzt bei meinem Besuch in Belgrad auch über euch sprechen?« fragte er mich.

»Wenn Sie Lust haben, mit ihm über uns zu sprechen«, erwiderte ich Gheorghiu Dej, »dann richten Sie ihm aus, sie sollen gefälligst die Finger von ihrer Agententätigkeit und ihren Komplotten gegen die Volksrepublik Albanien und die Partei der Arbeit Albaniens lassen. Sagen Sie, daß die jugoslawischen Diplomaten auf, vor und nach der Tiranaer Konferenz eine infame Tätigkeit betrie-

ben haben...«, und ich berichtete ihm kurz, was in unserem Land nach dem 20. Parteitag geschehen war.

»Ja, ja!« sagte er, und ich bemerkte sein langes Gesicht. Es gefiel ihm nicht, daß ich Tito anprangerte. Dieses Mißfallen ließ Dej auch später erkennen, als ich mit ihm zusammentraf, nachdem er seinen lang ersehnten Versöhnungsbesuch in Belgrad abgestattet hatte und mit Tito ins reine gekommen war. Einige Monate nach diesem Besuch, als ich in Bukarest Zwischenstation machte, traf ich zu einem Gespräch mit Dej und Bodnaraş zusammen.

Mitten im Gespräch fing Bodnaraş (der Ältere, Emil) zu erzählen an, sie seien bei Tito gewesen, und während der Unterredung sei man auch auf Albanien zu sprechen gekommen. »Tito«, sagte Bodnaraş «äußerte sich positiv und wohlwollend über euer Land, über euer heldenhaftes Volk und sprach sich für gute Beziehungen zu euch aus«, usw. Anders ausgedrückt, dieses »Sprachrohr« Titos schlüpfte in die Vermittlerrolle, um uns mit Tito zu versöhnen, er wollte verwirklichen, was Chruschtschow danebengegangen war.

Ich setzte Bodnaraş einen Dämpfer auf, machte ihm klar, daß wir Tito samt dem Titoismus bis zum letzten bekämpfen würden, weil er ein Renegat des Marxismus-Leninismus sei.

»Für uns gibt es keine Versöhnung mit Tito«, sagte ich zu Bodnaraş kurz und bündig.

Mir fiel auf, daß Dej, während ich diese gegen Tito gerichteten Pfeile auf Bodnaraş abschoß, mit dem Bleistift sinnlose Striche auf ein Blatt Papier kritzelte, sicherlich aus Nervosität, aber kein Wort sagte. Meine Worte waren für ihn wie Essig.

Doch kehren wir nach China zurück, zu den Treffen, die wir in jenen Tagen mit anderen Genossen der Bruderparteien hatten.

Es war interessant: alle, die wir trafen, redeten von den Rehabilitierungen und von Tito. So gar Tschou En-lai erklärte uns bei einer Zusammenkunft:

»Tito hat mich nach Jugoslawien eingeladen, und ich habe die Einladung angenommen. Wenn ihr einverstanden seid, könnte ich bei dieser Gelegenheit auch nach Albanien kommen.«

»Damit, daß Sie nach Albanien kommen, sind wir völlig einverstanden«, sagten wir und bedankten uns für das Angebot, wemgleich es uns gar nicht gefallen wollte, daß der Ministerpräsident Chinas seinen Albanienbesuch »bei der Gelegenheit« seiner Jugoslawienreise abstattete.

Doch das war, wie ich bereits geschrieben habe, die Zeit, da das revisionistische Fieber alle befallen hatte und jeder versuchte, so schnell wie möglich nach Belgrad zu kommen, um den Segen und die »Erfahrung« des Veteranen des modernen Revisionismus einzuholen. Einmal kam Scoccimarro zu mir und jammerte mir vor, Togliatti sei nach

Belgrad gefahren, habe sich aber mit Tito nicht richtig verständigen können.

»Wie?« fragte ich nicht ohne Spott. »Haben sie sich gezankt?«

»Nein«, erwiderte er, »aber sie sind sich nicht über alles einig geworden. Dennoch«, fuhr er fort, »werden wir eine Delegation nach Belgrad schicken, um Erfahrungen zu sammeln.«

»In welcher Beziehung?« fragte ich.

»Die jugoslawischen Genossen«, antwortete er mir, »haben einen wirksamen Kampf gegen die Bürokratie geführt, heute gibt es in Jugoslawien keine Bürokratie mehr.«

»Woher wißt ihr denn, daß es dort keine Bürokratie gibt?« fragte ich ihn.

»Weil dort auch die Arbeiter am Gewinn teilhaben«, war seine Antwort.

Ich erläuterte ihm den Standpunkt unserer Partei zu diesem Problem, doch der Italiener hatte nur Tito im Kopf. Mehmet mischte sich ein und fragte:

»Warum wollt ihr nur nach Jugoslawien Leute schicken, um 'Erfahrungen zu sammeln'? Warum habt ihr solche Delegationen nicht auch in die volksdemokratischen Länder geschickt, zum Beispiel nach Albanien oder anderswohin?!«

Er war einen Moment lang verwirrt, dann fiel ihm die Lösung ein:

»Das werden wir tun«, sagte er. »Chinas Erfahrung beispielsweise in bezug auf die Zusam-

menarbeit der Arbeiterklasse mit der Bourgeoisie und der Kommunistischen Partei mit den anderen demokratischen Parteien ist sehr wertvoll für uns. Wir werden sie studieren...«

Da gab es wirklich etwas für ihn zu holen. Von nun an beschränkten sich die Möglichkeiten der italienischen Revisionisten, Erfahrungen im Verrat an der Sache des Proletariats, der Revolution und des Sozialismus zu sammeln und auszuteilen, nicht mehr nur auf Jugoslawien und China, sie konnten überallhin gehen. Nur in unser Land kamen sie nicht. Warum sollten sie auch, schließlich wurde bei uns nur der Marxismus-Leninismus angewandt, und diese Erfahrung konnten sie nicht brauchen.

Am 3. Oktober 1956 traten wir die Heimreise an. Die ganze Reise hatte uns die großen, gefährlichen Ausmaße, die der chruschtschowianische moderne Revisionismus angenommen hatte, noch klarer vor Augen geführt. In Budapest sollten wir dann eine der furchtbaren Ausgeburten der chruschtschowianisch-titoistischen »neuen Linie« erleben: die Konterrevolution. Sie gärte schon seit geraumer Zeit, nun brach sie aus.

9. DIE »TEUFEL« GERATEN AUSSER KONTROLLE

Ungarn und Polen — die Konterrevolution in Aktion. Matyas Rakosi. Wer hat das »Schlammassel« in Budapest angerichtet? Gespräch mit ungarischen Führern. Debatte mit Suslow in Moskau. Imre Nagys »Selbstkritik«. Rakosis Sturz. Die Reaktion erhält Auftrieb. Chruschtschow, Tito und Gerö auf der Krim. Andropow: »Man kann die Aufständischen nicht als Konterrevolutionäre bezeichnen.« Die Sowjetführung zögert. Die Ungarische Partei der Werktätigen wird liquidiert. Nagy verkündet den Austritt aus dem Warschauer Vertrag. Ein Teil des Spiels hinter den Kulissen: der Briefwechsel Tito-Chruschtschow. Polen 1956 — Gomulka auf dem Thron. Ein Rückblick: Bierut. Gomulkas konterrevolutionäres Programm. Unsere Lehren aus den Ereignissen des Jahres 1956. Gespräche in Moskau im Dezember 1956.

Der ansteckende Geist des 20. Parteitags gab allen konterrevolutionären Elementen in den

sozialistischen Ländern und in den kommunistischen und Arbeiterparteien Auftrieb, er flößte denen Mut ein, die maskiert nur auf den Augenblick warteten, an dem sie den Sozialismus, wo er gesiegt hatte, stürzen konnten.

Die Konterrevolutionäre in Ungarn, in Polen, in Bulgarien, in der Tschechoslowakei und anderswo, die Verräter am Marxismus-Leninismus in den Parteien Italiens und Frankreichs sowie die jugoslawischen Titoisten begrüßten jubelnd Chruschtschows berüchtigte Thesen über die »Demokratisierung«, den »Stalinkult«, die Rehabilitierung verurteilter Feinde, die »friedliche Koexistenz«, den »friedlichen Übergang« vom Kapitalismus zum Sozialismus usw. Diese Thesen und Parolen fanden bei den Revisionisten, an der Macht oder gestürzt, bei der Sozialdemokratie und den reaktionären bürgerlichen Intellektuellen begeisterte und hoffnungsvolle Aufnahme.

Die Ereignisse in Ungarn und Polen waren das sichtbare Vorspiel zur Konterrevolution, die sich später noch breiter und tiefgreifender nicht nur in diesen Ländern, sondern auch in Bulgarien, in Ostdeutschland, in der Tschechoslowakei, in China und besonders in der Sowjetunion abspielen sollte.

Nachdem sie ihre Stellungen in Bulgarien, in Rumänien, in der Tschechoslowakei usw. bis zu einem gewissen Grad abgesichert hatte, fiel die Chruschtschowclique über Ungarn her, dessen

Führung dem sowjetischen Kurs nicht so gehorsam folgte. Doch auf Ungarn hatten es auch Tito und die Amerikaner abgesehen.

Wie sich zeigte, gab es in Ungarn viele schwache Punkte. Dort war die Partei geschaffen worden; an ihrer Spitze stand Rakosi, um den sich einige alte kommunistische Genossen scharten, etwa Gerö und München, aber auch junge, erst vor kurzem dazugekommene, die sich an den von der Roten Armee und Stalin gedeckten Tisch setzen konnten. Man begann in Ungarn »den Sozialismus aufzubauen«, doch die Reformen waren nicht radikal. Das Proletariat wurde zwar bevorzugt, doch ohne das Kleinbürgertum allzusehr zu verärgern. Die ungarische Partei war entstanden aus einem Zusammenschluß der angeblichen illegalen kommunistischen Partei (ungarische Kriegsgefangene in der Sowjetunion), der alten Kommunisten Béla Kuns sowie der sozialdemokratischen Partei. Dieser Zusammenschluß war also ein ungesunder Verschnitt, aus dem nie etwas wurde, bis dann die Konterrevolution und Kadar im Verein mit Chruschtschow und Mikojan per Dekret die vollständige Liquidierung der Ungarischen Partei der Werktätigen verkündeten.

Rakosi habe ich näher gekannt, und ich mochte ihn. Ich habe mich oft mit ihm unterhalten, denn ich war mehrmals bei ihm, sowohl dienstlich als auch privat, mit Nexhmije. Rakosi war ein ehrlicher Mann, ein alter Kommunist und Führer

der Komintern. Er hatte gute Absichten, doch seine Arbeit wurde von innen und von außen sabotiert. Solange Stalin lebte, schien alles gut zu gehen, doch nach seinem Tod begannen sich in Ungarn die Schwachstellen zu zeigen.

Rakosi berichtete mir einmal in einem Gespräch über die ungarische Armee und fragte mich dann auch nach unserer:

»Unsere Armee ist schwach, wir haben keine Kader, die Offiziere sind die alten aus der Horthy-Armee, deshalb nehmen wir jetzt einfache Arbeiter aus den Fabriken von Czepel und machen sie zu Offizieren«, erzählte er mir.

»Ohne eine starke Armee«, sagte ich zu Rakosi, »läßt sich der Sozialismus nicht verteidigen. Ihr müßt die Horthy-Leute entfernen. Es ist gut, daß ihr Arbeiter genommen habt, nur müßt ihr darauf achten, daß sie ordentlich ausgebildet werden.«

Während wir uns in Rakosis Villa unterhielten, kam Kadar. Er war gerade aus Moskau zurückgekehrt, wo er sich zur Behandlung eines Augenleidens aufgehalten hatte. Rakosi stellte ihn mir vor, erkundigte sich, wie es ihm denn nun gehe, und entließ ihn dann zu seiner Familie. Als wir wieder allein waren, sagte Rakosi zu mir:

»Kadar zum Beispiel ist ein junger Kader, wir haben ihn zum Innenminister gemacht.«

Um die Wahrheit zu sagen, er sah mir nicht nach einem Innenminister aus.

Bei einer anderen Gelegenheit unterhielten wir uns über die Wirtschaft. Rakosi berichtete mir über die Wirtschaft Ungarns, besonders über die Landwirtschaft, wo es so gut aussehe, daß sich das Volk satt essen könne und sie gar nicht wüßten, wohin mit all dem Schweinefleisch, der Wurst, dem Bier und dem Wein! Ich machte große Augen, wußte ich doch, daß es nicht nur bei uns, sondern auch in allen anderen sozialistischen Ländern nicht so aussah, sogar in Ungarn nicht. Rakosi hatte den Fehler, daß er gerne dick auftrug und die Erfolge bei der Arbeit übertrieb. Doch trotz dieser Schwäche hatte Matyas meiner Meinung nach ein gutes kommunistisches Herz und sah die Linie der Entwicklung des Sozialismus nicht falsch. Man muß wissen, daß Ungarn und die Rakosi-Führung sich, meiner Meinung nach, ständig der Wühlarbeit der vom Klerus, vom mächtigen Kulakentum und den getarnten Horthy-Faschisten unterstützten internationalen Reaktion zu erwehren hatten, daß sie vom jugoslawischen Titoismus und seiner Agentenorganisation mit Rajk an der Spitze, mit Kadar (der sich tarnte) und anderen bedrängt wurden und schließlich, daß ihnen Chruschtschow und die Chruschtschowianer keine Ruhe ließen. Diese mochten Rakosi und seine Anhänger nicht, haßten ihn sogar, weil er Stalin und dem Marxismus-Leninismus treu blieb und, wenn nötig, auf gemeinsamen Beratungen das ganze Gewicht seiner Persönlichkeit ge-

gen sie in die Waagschale warf. Rakosi gehörte zur alten Garde der Komintern, und die Komintern war für die modernen Revisionisten ein »rotes Tuch«.

So wurde Ungarn zur Spielwiese der Intrigen und Machenschaften Chruschtschows, Titos und der Konterrevolutionäre (hinter denen der amerikanische Imperialismus stand), die die ungarische Partei von innen zersetzten und die Stellung Rakosis und der zuverlässigen Leute in ihrer Führung untergruben. Rakosi stand sowohl Chruschtschow im Weg, der auch Ungarn in seinen Pferch bringen wollte, als auch Tito, der das sozialistische Lager zerstören wollte und Rakosi als einen der »Stalinisten«, die ihn 1948 bloßgestellt hatten, doppelt haßte.

Im April 1957, als die »partei-feindliche Gruppe« Malenkows, Molotows usw. noch nicht ausgeschaltet war, hielt ich mich mit einer Partei- und Regierungsdelegation in Moskau auf. Nach einem inoffiziellen Abendessen im Katerinsky-Saal im Kreml saßen wir noch mit Chruschtschow, Molotow, Mikojan, Bulganin u.a. zum Kaffeetrinken zusammen. Während des Gesprächs wandte sich Molotow an mich und sagte wie im Spaß:

»Mikojan fährt morgen nach Wien. Er will dort auch so ein Schlamassel anrichten wie in Budapest.«

Um das Gespräch bei diesem Thema zu halten, fragte ich ihn:

»Wieso, hat Mikojan dieses Schlamassel angerichtet?«

»Wer sonst?« entgegnete Molotow.

»Dann kann sich aber Mikojan nicht mehr in Budapest blicken lassen«, sagte ich.

»Wenn Mikojan sich in Budapest noch einmal blicken läßt«, fuhr Molotow fort, »wird man ihn aufknüpfen.«

Chruschtschow saß mit gesenktem Kopf da und rührte in seinem Kaffee. Mikojan lief dunkel an, seine Kiefer arbeiteten, dann sagte er mit einem zynischen Lächeln:

»Warum sollte ich denn nicht nach Budapest gehen? Wenn sie mich hängen, hängen sie auch Kadar; schließlich haben wir dieses Schlamassel zusammen angerichtet.«

Die Rolle der Chruschtschowianer bei der ungarischen Tragödie war für mich nun klar.

Chruschtschows und Titos Anstrengungen, alles Gesunde in Ungarn zu liquidieren, deckten sich, deshalb stimmten sie ihr Vorgehen aufeinander ab. Nach Chruschtschows Belgradreise richteten sich ihre Vorstöße auf die Rehabilitierung der titoistischen Verschwörer Koçi Xoxe, Rajk, Kostoff usw. Während unsere Partei um keinen Millimeter von ihrem korrekten, prinzipienfesten Standpunkt abrückte, gab die ungarische Partei klein bei, Tito und Chruschtschow triumphierten. Mit Rajk wurde auch der Verrat rehabilitiert. Rakosis Stellung wurde erheblich geschwächt.

Es mag schon sein, daß die ungarische Parteiführung mit Rakosi und Gerö auch wirtschaftliche Fehler beging, aber diese haben die Konterrevolution nicht hervorgerufen. Der Hauptfehler von Rakosi und Genossen war, daß sie nicht fest blieben, daß sie sich durch den Druck der äußeren und inneren Feinde ins Schwanken bringen ließen. Sie versäumten es, die Partei und das Volk, die Arbeiterklasse zu mobilisieren, um die Anstrengungen der Reaktion schon im Keim zu ersticken. Stattdessen machten sie dieser Zugeständnisse, rehabilitierten Feinde wie Rajk usw. Dadurch wurde die Lage immer labiler, bis dann die Konterrevolution ausbrach.

Im Juni 1956 hatte ich auf dem Weg nach Moskau zu einer Beratung des RGW in Budapest ein Gespräch mit den Genossen des Politbüros der Ungarischen Partei der Werktätigen. Ich traf weder Rakosi noch Hegedüs, damals Ministerpräsident, noch Gerö an, weil sie mit dem Zug bereits nach Moskau abgereist waren. (Allerdings begegnete ich Rakosi in Moskau weder auf der Beratung noch sonst irgendwo. Mit Sicherheit war er zum »Ausruhen« in irgendeiner »Klinik«, wo ihn die Sowjets davon »überzeugten, seinen Rücktritt zu erklären«. Zwei oder drei Wochen später wurde er tatsächlich seiner Ämter enthoben.) Die ungarischen Genossen erzählten mir, in ihrer Partei und ihrem Zentralkomitee gebe es einige Schwierigkeiten.

»Im Zentralkomitee«, sagten sie, »ist eine Stimmung gegen Rakosi aufgekommen. Farkas, der Mitglied des Politbüros gewesen ist, hat die Fahne gegen ihn erhoben.«

»Es ist nun an der Zeit, daß Farkas nicht nur aus dem Zentralkomitee, sondern auch aus der Partei entfernt wird«, sagte Bata, der Verteidigungsminister, zu mir. »Seine Haltung«, fuhr er fort, »ist parteifeindlich, feindselig. Er vertritt die These: 'Ich habe Fehler gemacht, Beriia ist ein Verräter. Doch wer hat mir befohlen, diese Fehler zu machen? Rakosi!'«. Diese Frage sei auch von Revay aufs Tapet gebracht worden, berichteten mir die ungarischen Genossen, der vorgeschlagen habe: »Wir sollten eine Kommission schaffen, die das Verschulden jedes einzelnen, Rakosis Fehler usw. untersucht.«

Ich fragte dazwischen:

»Dann hat also das Zentralkomitee kein Vertrauen zum Politbüro?«

»So sieht es aus«, erwiderten sie. »Wir waren gezwungen, der Bildung einer Kommission zuzustimmen, beschlossen aber, daß ihr Bericht zuerst dem Politbüro vorgelegt wird.«

»Was ist das für eine Kommission«, fragte ich. »Solche Fragen muß das Zentralkomitee ans Politbüro überweisen, und dort muß der Bericht diskutiert werden. Und wenn das Zentralkomitee es für nötig hält, setzt es das Politbüro ab.«

Die ungarischen Genossen erzählten mir unter anderem, der als Konterrevolutionär ausgeschlossene Imre Nagy habe an seinem Geburtstag ein großes Abendessen für etwa 150 Leute gegeben, zu dem auch Mitglieder des Zentralkomitees und der Regierung eingeladen worden seien. Viele hätten die Einladung des Verräters angenommen und seien hingegangen. Als ein Mitglied des Zentralkomitees die Genossen der Führung gefragt habe, ob er nun gehen solle oder nicht, hätten diese geantwortet: »Entscheide selbst.« Diese Antwort erschien mir natürlich sehr merkwürdig, und ich fragte die ungarischen Genossen:

»Warum habt ihr ihm denn nicht klipp und klar gesagt, er solle nicht gehen, weil Imre Nagy ein Feind ist?!«

»Na ja, wir ließen ihn die Sache selber beurteilen und nach seinem eigenen Gewissen entscheiden«, lautete die Antwort.

Bei diesem Gespräch gestanden die ungarischen Führer mir gegenüber ein, daß in ihrer Partei eine schwierige Situation herrsche. An diesen Schwierigkeiten hatte auch der 20. Parteitag seinen Anteil.

»Es gibt bei uns Gruppen in der Partei, Schriftsteller usw., die nicht auf der Linie sind und sich nach dem 20. Parteitag richten wollen«, berichteten sie mir. »Diese Leute sagen zu uns: 'Der 20. Parteitag bestätigt unsere Thesen, daß es in der Führung Fehler gibt. Deshalb haben wir recht.'«

»Auch Togliattis Interview hat uns viele Scherereien gemacht«, sagte einer der Anwesenden. »Es gibt Mitglieder des Zentralkomitees, die zu mir gesagt haben: 'Was sollen wir denn nun machen? Besser, wir handeln, verfolgen auch in Ungarn eine andere, unabhängige Politik, so wie Jugoslawien.'«

Es sah dort wirklich sehr schlimm aus. Ein anderes Mitglied des Zentralkomitees hatte zornig zu ihnen gesagt: »Verheimlicht ihr vom Politbüro uns immer noch Dinge wie beim 20. Parteitag? Warum veröffentlicht ihr Togliattis Interview nicht?«

»Und wir veröffentlichten es«, erklärten mir die Genossen des Büros. »Die Partei muß schließlich informiert werden...!«

Ich berichtete den ungarischen Genossen, daß es bei uns gut aussah, und erläuterte unser Vorgehen auf der Konferenz von Tirana.

»In der Partei«, betonte ich, »muß es eine richtige Demokratie geben. Sie muß stabilisierend wirken und die Einheit festigen, nicht sie zerstören. Deshalb haben wir denen, die die Demokratie zum Schaden der Partei mißbrauchen wollten, die Leviten gelesen. Wir haben solche Dinge bei uns nicht zugelassen.«

Als die Rede auf Togliattis Interview kam, fragten sie mich nach meiner Meinung.

»Togliatti liegt falsch mit dem, was er da gesagt hat«, antwortete ich ihnen. »Wir haben un-

sere Widersprüche zu ihm natürlich nicht an die Öffentlichkeit getragen, aber wir haben die Ersten Sekretäre der Bezirksparteikomitees zusammengerufen und ihnen die Sache erklärt, damit sie wachsam und in jedem Fall vorbereitet sind.«

Da sagt mir Szallai, Mitglied des Politbüros:

»Ich habe Togliattis Interview gelesen und halte es nicht für so schlecht. Der Anfang ist in Ordnung, erst gegen Schluß wird es schlecht.«

»Wir haben es nicht veröffentlicht und waren erstaunt, als Radio Prag es brachte«, sagte ich.

Dieses Gespräch brachte mich zu der Überzeugung, daß ihre Linie schwankend war. Außerdem schienen auch die zuverlässigeren Leute im Büro unter dem Druck der konterrevolutionären Elemente zu stehen, und so schwankten auch sie. Das Politbüro schien zusammenzuhalten, doch man hatte es völlig isoliert.

Am Abend gaben sie in einem Saal im Parlamentsgebäude ein Essen für uns. An der Wand zog ein großes Gemälde von Atilla den Blick auf sich. Wir unterhielten uns erneut über die in Ungarn gärende schwierige Lage. Doch man merkte, daß sie den Kopf verloren hatten. Ich sagte:

»Warum seht ihr tatenlos zu, wie die Konterrevolution heraufzieht? Warum ergreift ihr keine Maßnahmen?«

»Was für Maßnahmen sollen wir denn ergreifen?« fragte einer von ihnen.

»Schließt unverzüglich den Petöfi-Klub, ver-

haftet die Hauptunruhestifter, schickt die Arbeiterklasse bewaffnet auf die Straße und umstellt das Esztergom. Wenn ihr Mindszenty nicht inhaftieren könnt, könnt ihr dann nicht wenigstens Imre Nagy verhaften? Laßt einige von den Häuptern dieser Konterrevolutionäre erschießen, damit sie begreifen, was Diktatur des Proletariats heißt.«

Die ungarischen Genossen rissen die Augen auf und blickten mich verblüfft an, als wollten sie sagen: »Du hast wohl den Verstand verloren?« Einer von ihnen sagte zu mir:

»Wir können nicht so vorgehen wie Sie sagen, Genosse Enver. Für so alarmierend halten wir die Lage nicht. Wir haben die Situation unter Kontrolle. Das Geschrei im Petöfi-Klub, das sind Kindereien. Und wenn ein paar Mitglieder des Zentralkomitees zu Imre Nagy gegangen sind und ihm gratuliert haben, dann nur, weil sie schon lange mit ihm befreundet sind und nicht, weil sie etwas dagegen haben, daß das Zentralkomitee Imre ausgeschlossen hat.«

»Ich glaube, ihr nehmt die Sache auf die leichte Schulter«, entgegnete ich. »Ihr habt gar keine richtige Vorstellung von der großen Gefahr, die auf euch zukommt. Glaubt uns, wir kennen die Titoisten genau und wissen, was sie vorhaben, diese Antikommunisten und Agenten des Imperialismus.«

Doch ich blieb ein Rufer in der Wüste. Wir würgten unser Abendbrot hinunter, und die un-

garischen Genossen versuchten während der ganzen Unterhaltung, die sich einige Stunden lang hinzog, mir weiszumachen, sie hätten »die Situation unter Kontrolle«, und ähnlichen Unsinn.

Am nächsten Morgen stieg ich ins Flugzeug und flog nach Moskau. Ich traf mit Suslow in seinem Büro im Kreml zusammen. Er empfing mich in seiner üblichen Art, tänzelnd wie eine Ballerina vom Bolschoi-Ballett, und fragte mich, nachdem wir uns gesetzt hatten, über Albanien aus. Als wir unsere Probleme besprochen hatten, schnitt ich die Ungarnfrage an. Ich teilte ihm meine Eindrücke und Ansichten mit, so wie ich sie auch den ungarischen Genossen offen gesagt hatte. Suslow sah mich mit seinen durchdringenden Augen durch die dunkle Hornbrille an, und ich stellte beim Sprechen in seinen Augen einen Ausdruck von Unzufriedenheit, Verdrossenheit, ja Ärger fest. Seine Mißbilligung äußerte sich auch in den Bleistiftkritzeleien, die er auf ein weißes Blatt Papier warf, das vor ihm auf dem Tisch lag. Ich fuhr fort und schloß mit der Bemerkung, mich erstaune die Ruhe und »Gelassenheit« der ungarischen Genossen.

Suslow fing mit seiner holunderpfeifendünen Stimme zu sprechen an. Er sagte mir im wesentlichen folgendes:

»Wir können mit Ihrer Beurteilung der Ungarnfrage nicht einverstanden sein. Sie malen die Lage in schwärzeren Farben, als sie in Wirklich-

keit ist. Möglicherweise verfügen Sie nicht über ausreichende Informationen.« Und Suslow redete und redete, versuchte mich zu »beruhigen« und davon zu überzeugen, daß die Situation in Ungarn durchaus nicht alarmierend sei. Seine »Argumente« überzeugten mich keineswegs, und die darauffolgenden Ereignisse bestätigten, daß unsere Ansichten und Hinweise bezüglich der schwierigen Lage in Ungarn vollkommen richtig waren. Rund zwei Monate später, Ende August 1956, hatte ich erneut eine scharfe Debatte mit Suslow über die Ungarnfrage. Wir waren auf dem Weg nach China zum Parteitag der chinesischen Partei über Budapest gekommen und hatten dort auf dem Flughafen ein Gespräch mit der damaligen ungarischen Führung gehabt, das uns noch mehr in unserer Überzeugung bestärkte, daß dort der Zusammenbruch in vollem Gange war, daß die Reaktion handelte, während die ungarische Führung durch ihr Vorgehen die Konterrevolution sogar noch begünstigte. Bei unserem Aufenthalt in Moskau trafen Mehmet, Ramiz und ich mit Suslow zusammen und teilten ihm unsere Besorgnis mit, damit er die sowjetische Führung davon unterrichtete. Suslow nahm die gleiche Haltung ein wie bei meiner Begegnung mit ihm im Juni.

»Wir haben weder vom Nachrichtendienst noch aus anderen Quellen Angaben darüber erhalten, daß dort, wie ihr sagt, die Konterrevolution gärt«, erklärte uns Suslow. »Die Feinde machen

viel Lärm um Ungarn, doch die Lage dort ist dabei, sich zu normalisieren. Es gibt zwar einige Bewegungen unter den Studenten, doch die sind ungefährlich, unter Kontrolle. Die Jugoslawen sind dort nicht am Werk, wie ihr behauptet. Ihr müßt wissen, daß nicht nur Rakosi Fehler gemacht hat, sondern auch Gerö...«

»Ja, Fehler haben sie wirklich gemacht, schließlich haben sie die ungarischen titoistischen Verräter rehabilitiert, die sich verschworen hatten, um den Sozialismus in die Luft zu sprengen«, fiel ich Suslow ins Wort. Er verzog seine dünnen Lippen und fuhr fort:

»Was Genossen Imre Nagy angeht, können wir mit Ihnen nicht einer Meinung sein, Genosse Enver.«

»Es überrascht mich sehr«, entgegnete ich, »daß Sie Imre Nagy als Genossen betrachten, obwohl ihn die Ungarische Partei der Werktätigen davongejagt hat.«

»Na und wenn schon«, sagte Suslow darauf, »immerhin hat er bereut und Selbstkritik abgelegt.«

»Worte verfliegen im Wind«, widersprach ich. »Glaubt doch nicht an das Geschwätz...«

»Nein«, sagte Suslow, rot angelaufen, »wir haben seine Selbstkritik schriftlich.« Er zog eine Schublade auf und holte ein an die Kommunistische Partei der Sowjetunion gerichtetes Schreiben mit Imre Nagys Unterschrift hervor. Dieser

erklärte darin, er habe »im Denken und Handeln« geirrt und bitte um die Unterstützung der Sowjets.

»Glauben Sie das denn?« fragte ich Suslow.

»Ja, wir glauben es, warum auch nicht?« erwiderte er und fuhr fort: »Genossen können auch Fehler begehen, doch wenn sie ihre Fehler einsehen, müssen wir ihnen die Hand reichen.«

»Er ist ein Verräter«, sagte ich zu Suslow, »und unserer Meinung nach begeht ihr einen großen Fehler, wenn ihr einem Verräter die Hand reicht.«

Damit war das Gespräch mit Suslow beendet, und wir gingen weg, ohne mit ihm einverstanden zu sein. Diese Zusammenkunft hinterließ bei uns den Eindruck, daß die Sowjets, nachdem sie Rakosi definitiv verurteilt hatten, durch die Situation in Ungarn alarmiert und verschreckt waren, daß sie nicht wußten, was sie tun sollten, und noch vor dem Sturm eine Lösung finden wollten. Sicherlich verhandelten sie gerade mit Tito über eine gemeinsame Lösung. Sie bereiteten sich darauf vor. Imre Nagy, mit dem sie die Situation in Ungarn zu meistern hofften, zum Einsatz zu bringen. Und so geschah es dann auch.

Der Kreis um Rakosi war sehr schwach. Weder das Zentralkomitee noch das Politbüro hatten das erforderliche Niveau. Leute wie Hegedüs und Kadar, Greise wie München und einige junge Burschen ohne Partei- und Kampferfahrung ließen die Leitungstätigkeit mit jedem Tag schwächer

werden und gingen der titoistisch-chruschtschowianischen Spinne ins Netz.

Das ganze Abenteuer wurde fieberhaft vorbereitet. Die Reaktion erwachte zum Leben, erhielt Auftrieb, sprach und handelte offen. Der Pseudokommunist, Kulak und Verräter Imre Nagy wurde im Gewand des Kommunisten zum Bannerträger des Titoismus und des Kampfes gegen Rakosi. Dieser hatte die Gefahr erkannt, die der Partei und dem Land drohte, und Maßnahmen gegen Imre Nagy ergriffen, indem er ihn Ende 1955 aus der Partei entfernte. Doch es war zu spät. Die Spinne der Konterrevolution hatte Ungarn in ihr Netz eingesponnen, und es war dabei, die Schlacht zu verlieren. Chruschtschow und Tito, das Zentrum des Esztergom und die ausländische Reaktion, sie alle griffen Rakosi an. Anna Kettly, Mindszenty, die Grafen und Barone im Dienst der Weltreaktion, die sich innerhalb Ungarns, in Österreich und anderswo zusammengerottet hatten, organisierten die Konterrevolution und schmuggelten Waffen ein für die Tumulte, die sie vorbereiteten.

Der Petöfi-Klub wurde zum Zentrum der Reaktion. Angeblich war dies ein Kulturklub des Jugendverbands, in Wirklichkeit aber ein Nest, wo die reaktionären Intellektuellen unter der Nase der ungarischen Partei nicht nur über den Sozialismus und die Diktatur des Proletariats herzogen, sondern auch Vorbereitungen trafen und sich or-

ganisierten. Sie gingen sogar so weit, der Partei und der Regierung ihre Forderungen arrogant in Form eines Ultimatums zu unterbreiten. Anfänglich, als Rakosi noch an der Spitze stand, versuchte man einige Maßnahmen zu ergreifen: Der Petöfi-Klub wurde in einer Resolution des Zentralkomitees angegriffen, zwei oder drei Schriftsteller wurden aus der Partei ausgeschlossen, doch das waren eher Nadelstiche, keinesfalls aber durchgreifende Maßnahmen. Der Hort der Konterrevolution bestand weiter, und wenig später wurden auch die Angegriffenen fast alle wieder rehabilitiert.

Der gestürzte Imre Nagy thronte wie ein Pascha bei sich zu Hause und empfing seine Anhänger in Audienz. Unter diesen Anhängern waren Mitglieder des Zentralkomitees der Ungarischen Partei der Werktätigen. Die ungarischen Führer reisten verstört in Moskau an und ab, während ihre vorgeblichen Genossen im Zentralkomitee im Haus von Imre Nagy vorsprachen, um ihm zum Geburtstag zu gratulieren, anstatt Maßnahmen gegen die sich erhebende Reaktion zu ergreifen. Rakosis Hofleute wurden zu Höflingen Nagys und zu Wegbereitern seiner Machtergreifung.

Der Beschluß, Rakosi zu stürzen, wurde in Moskau und in Belgrad gefaßt. Rakosi gab auf, wehrte sich nicht gegen den Druck der Chruschtschowianer und der Titoisten sowie die Intrigen ihrer Agenten in der ungarischen Führung.

Er wurde gezwungen, seinen Rücktritt einzureichen, angeblich »aus gesundheitlichen Gründen« (weil er an Bluthochdruck litt!), und gleichzeitig »gesetzesverletzende Fehler« zuzugeben. Anfänglich sprach man noch über die Verdienste des »Genossen Matyas Rakosi« (sie »begruben« ihn also in Ehren), später sprach man von seinen Fehlern, um schließlich bei »Rakosis Verbrecherbande« zu landen. Wichtigen Anteil an der Vorbereitung der Intrigen, die Rakosis Absetzung vorausgingen, hatte Suslow, der genau zu dieser Zeit auf Urlaub nach Ungarn fuhr(!).

Offensichtlich war Rakosi der letzte Bremsklotz gewesen, der den revisionistischen Karren noch daran gehindert hatte, volle Fahrt aufzunehmen. Zwar wurde nicht Kadar zum Ersten Sekretär gewählt, wie die Sowjets und die Jugoslawen wollten, sondern Gerö, doch auch dessen Tage waren gezählt. Kadar jedoch, der im Gefängnis gesessen hatte und erst kurz zuvor rehabilitiert worden war, wurde zunächst einmal ins Politbüro gewählt und spielte als Mann Chruschtschows und Titos in Wirklichkeit die »erste Geige«.

Nach dem Plenum vom Juli 1956 (auf dem Gerö an Rakosis Stelle trat und Kadar ins Politbüro kam) bekam die Reaktion Oberwasser; die Partei und die Regierung genossen fast gar keine Autorität. Die konterrevolutionären Elemente forderten hartnäckig Nagys Rehabilitierung und die Absetzung der wenigen zuverlässigen Leute in der

Führung. Gerö, Hegedüs und andere klapperten Stadt um Stadt und Fabrik um Fabrik ab, um die Gemüter zu beschwichtigen, sie versprachen »Demokratie«, »sozialistische Gesetzlichkeit« und Lohnerhöhungen. Selbstverständlich geschah das alles nicht auf korrekte marxistisch-leninistische Weise, vielmehr gab man der starken Woge des Kleinbürgertums und der Reaktion nach.

Wir betrachteten Rakosis Entfernung aus der Führung der ungarischen Partei als Fehler, der die Situation in Ungarn noch erheblich kritischer und labiler machte, und diese unsere Meinung teilten wir den sowjetischen Führern mit, als wir im Dezember nach Moskau fuhren. Die Ereignisse selbst bewiesen, wie recht wir hatten.

Es begann die »glückliche« Periode der Liberalisierung, die Periode, in der die von der Diktatur des Proletariats zu Recht Bestraften aus dem Gefängnis und aus dem Grab hervorgeholt wurden. Der Verräter Rajk wurde samt seinen Kumpanen nach einer pompösen Zeremonie, an der Tausende von Menschen, allen voran die ungarischen Führer, teilnahmen, und die mit der Internationale beschlossen wurde, in ein neues Grab umgebettet. So wurde aus dem Verräter Rajk der »Genosse Rajk« und ein Nationalheld Ungarns, fast wie Kossuth.

Nach einem formalen Brief an das Zentralkomitee wurde Nagy wieder in die Partei aufgenommen und sah den Ereignissen, die ihn an die

Macht bringen würden, gelassen entgegen. Und diese ließen nicht lange auf sich warten.

Nach Rajk wurden noch eine Menge anderer aus der Versenkung hervorgeholt, die einst verurteilt worden waren — Offiziere und Priester, politische Verbrecher und Diebe. Sie erhielten moralische und materielle Satisfaktion. Rajks Witwe wurde für den Verrat ihres Mannes mit 200 000 Forint belohnt, und die Budapester Zeitungen konnten die Großherzigkeit von »Frau Rajk« melden, die diese Summe den Volkskollegien schenkte. Die gerichtlich Verurteilten wurden zu Opfern Rakosis, Gabor Peters und Mihaly Farkas' erklärt. Letzterer wurde damals verhaftet. Die hohen Funktionäre rechtfertigten sich vor der Reaktion für ihre »Verbrechen«. »Was sollten wir denn machen«, sagte der Justizminister, »wenn Genosse Rajk doch selbst zugab, wessen man ihn beschuldigte?«

Als Hegedüs noch Ministerpräsident war, erklärte er unter Chruschtschows Druck: »Wir bedauern sehr, daß unsere Partei und unsere Regierung die Jugoslawen verleumdet haben.« Und Gerö sagte in seiner ersten Rede nach seiner Wahl an die Parteispitze: »Unsere Partei muß ihre offenen Schulden beim Bund der Kommunisten Jugoslawiens und den Führern Jugoslawiens noch begleichen und die Verleumdungen, die wir über die Föderative Republik Jugoslawien ausgestreut haben, klarstellen.«

Gerö, einer der ältesten Führer der Partei, entpuppte sich bei all dem, was damals geschah, als Opportunist und Feigling, der von hier nach dort pendelte und wie eine Marionette an den Fäden der wahren Akteure der ungarischen Tragödie tanzte. Als Tito zum »Urlaub« auf der Krim weilte, ging Gerö hin und unterhielt sich in Chruschtschows Villa mit ihm, und alle drei »spazierten« zusammen mit ihrem Gefolge »am Strand entlang, unterhielten sich und ließen sich zusammen fotografieren«. Eine »historische« Fotografie, falls einmal die Geschichte der Intrigen und Ränkespiele auf Kosten der Völker geschrieben wird! Hier, in Jalta, in Chruschtschows Villa, fand die erste Versöhnung statt, und ein paar Tage später fuhr Gerö mit Hegedüs und Kadar nach Belgrad, wo sie mit Ranković Gespräche führten. Es dauerte nicht lange, bis der Aufruhr begann, Gerö auf den Müll gefegt wurde, und Kadar — mit Chruschtschows Segen und mit Hilfe der Manöver Mikojans und des revisionistischen Ideologen Suslow — zum Ersten Sekretär aufgeputzt wurde.

Inzwischen ergriff Imre Nagy, aus seinem Loch hervorgekrochen, die Macht, stieß ein Triumphgeheul aus, verkündete die »Demokratie«, und Tito hatte den höchsten Gipfel seines Sieges erreicht. Die Reaktion trat die Macht an, von außen wucherte das Banditentum herein. Die Parteien der Bourgeoisie — die faschistische, die Horthy-

Partei, die klerikale — wurden neugebildet. Der Imperialismus überschwemmte das Land mit Spionen und schmuggelte aus Österreich massenweise Waffen ein. Radio »Freies Europa« schürte Tag und Nacht die Konterrevolution, rief zum Sturz und zur totalen Beseitigung der sozialistischen Ordnung auf. Ungarn hatte schon zuvor den als Touristen getarnten Spionen freien Zugang gewährt.

Als wir im Oktober 1956 auf der Rückreise von China in Budapest Halt einlegten, erklärten uns die Mitglieder des Büros der Ungarischen Partei der Werktätigen höchstpersönlich, in der letzten Zeit hätten 20 000 Touristen Ungarn besucht. Als ich darauf hinwies, dies sei gefährlich, entgegneten sie: »Sie bringen uns aber Devisen ins Land.« Nach Rakosis Sturz, besonders in den berühmtesten Oktobertagen, wurden den Horthy-Leuten, den Baronen und Grafen, den Exherren und einstigen Unterdrückern Ungarns, die Tore geöffnet. Esterhazy ließ sich mitten in Budapest nieder, telefonierte mit den Botschaften und informierte sie von seiner Absicht, die Regierung zu übernehmen. Mindszenty, schon früher aus dem Gefängnis entlassen, zog eskortiert von der »Nationalgarde« in seinen Palast ein und segnete das Volk. Wie Maden in einer faulenden Wunde lebten die alten Parteien wieder auf, die Grundbesitzerpartei, die Partei der Kleinlandwirte, die Sozialdemokraten, die Katholiken. Sie ließen sich

in ihren alten Gebäuden nieder, brachten Zeitungen heraus, und Nagy und Kadar kamen an die Regierung. Die Konterrevolution erfaßte die gesamte Hauptstadt und verbreitete sich über ganz Ungarn.

Wie uns Bato Karafili, unser Botschafter in Ungarn, später berichtete, hatte es der blindwütige Mob von Konterrevolutionären gleich am Anfang auf ein Bronzedenkmal Stalins abgesehen, das auf einem Platz in Budapest noch stehen geblieben war. So wie sich einst Hitlers SA auf alles Fortschrittliche gestürzt hatte, so fielen auch die Horthy-Leute und der andere Abschaum Ungarns wütend über das Stalindenkmal her und versuchten es zu stürzen. Nachdem sie es auch mit Stahlseilen und einem schweren Bulldozer nicht geschafft hatten, machten sich die Banditen mit Schweißgeräten ans Werk. Ihr erster Akt war symbolisch: mit der Zerstörung des Stalindenkmals wollten sie zum Ausdruck bringen, daß sie alles, was in Ungarn noch vom Sozialismus, von der Diktatur des Proletariats, vom Marxismus-Leninismus geblieben war, niederzureißen entschlossen waren. Zerstörung, Mord, Aufruhr überzogen die ganze Stadt.

Chruschtschow und Suslow glitt auch der rühdige Vogel Imre Nagy aus der Hand. Dieser Verräter, auf den Moskau seine Hoffnungen gesetzt hatte wie ein Ertrinkender, der sich selbst am Schopf packt, um sich vor dem tödlichen Unter-

gehen zu bewahren, zeigte in den Wogen der konterrevolutionären Wut sein wahres Gesicht, verkündete sein reaktionäres Programm und erklärte öffentlich Ungarns Austritt aus dem Warschauer Vertrag. Sowjetischer Botschafter in Ungarn war ein gewisser Andropow, ein KGB-Mann, der später zu Rang und Namen kam und auch uns gegenüber eine üble Rolle spielte. Dieser Geheimagent im Botschaftergewand wurde vom Ausbruch der Konterrevolution überrollt. Selbst als sich die konterrevolutionären Ereignisse schon offen abspielten, als Nagy die Regierung übernahm, fuhren die Sowjets noch fort, ihn zu unterstützen, anscheinend in der Hoffnung, ihn unter Kontrolle halten zu können. In den Tagen nach der ersten halbherzigen Intervention der sowjetischen Truppen sagte Andropow zu unserem Botschafter in Budapest:

»Man kann die Aufständischen nicht als Konterrevolutionäre bezeichnen, schließlich gibt es unter ihnen auch ehrliche Leute. Die neue Regierung ist gut und muß beibehalten werden, damit sich die Lage stabilisieren kann.«

»Was halten Sie von Nagys Reden?« fragte ihn unser Botschafter.

»Die sind nicht schlecht«, erwiderte Andropow, und als unser Genosse meinte, was darin über die Sowjetunion gesagt werde, erscheine ihm nicht richtig, antwortete er:

»Es gibt Antisowjetismus, doch Nagys letzte

Rede war nicht schlecht und auch nicht anti-sowjetisch. Er will Kontakt zu den Massen halten. Das Politbüro ist gut und genießt Kredit.«

Die Konterrevolutionäre gingen so arrogant vor, daß sie Andropow selbst und mit ihm das ganze Personal auf die Straße jagten und dort stundenlang sitzen ließen. Wir gaben unserem Botschafter in Budapest Anweisung, Maßnahmen zum Schutz der Botschaft und des Botschaftspersonals zu treffen, auf dem oberen Treppenabsatz ein Maschinengewehr aufzustellen und, falls die Konterrevolutionäre Übergriffe gegen die Botschaft wagen sollten, ohne Zögern zu feuern. Doch als unser Botschafter von Andropow Waffen zum Schutz der Botschaft verlangte, wehrte dieser ab:

»Wir genießen diplomatische Immunität, niemand wird euch belästigen.«

»Was ist das denn für eine diplomatische Immunität?!« fragte unser Botschafter. »Euch haben sie auf die Straße hinausgejagt!«

»Nein, nein«, sagte Andropow. »Wenn wir euch Waffen geben, kommt es womöglich zu einem Zwischenfall.«

»Also gut«, sagte unser Vertreter. »Dann richte ich hiermit im Namen der albanischen Regierung die offizielle Forderung an Sie.«

»Ich werde in Moskau nachfragen«, sagte Andropow, und als unsere Forderung abgelehnt wurde, erklärte unser Botschafter:

»Einverstanden, aber laßt euch gesagt sein,

daß wir uns mit dem Revolver und den Doppelflinten, die wir haben, verteidigen werden.«

Der sowjetische Botschafter hatte sich in der Botschaft eingeschlossen und wagte den Kopf nicht herauszustrecken. Ein verantwortlicher Funktionär des ungarischen Außenministeriums, der von den Banditen verfolgt wurde, suchte in unserer Botschaft Zuflucht, und wir gewährten sie ihm. Er erzählte unseren Genossen, er sei auch in der sowjetischen Botschaft gewesen, dort habe man ihn aber nicht aufgenommen.

Die in Ungarn stationierten sowjetischen Truppen griffen anfänglich ein, zogen sich dann aber unter dem Druck von Nagy und Kadar zurück, und die sowjetische Regierung erklärte, sie sei zu Verhandlungen über ihren Abzug aus Ungarn bereit. Und während die Konterrevolutionäre ein Blutbad anrichteten, war Moskau vor Schreck erstarrt. Chruschtschow bebte, zögerte einzugreifen. Tito war Herr der Lage und unterstützte Imre Nagy, hatte sogar seine Armee aufmarschieren lassen und machte sich bereit zur Intervention. Daraufhin schickte Moskau den geeigneten Mann nach Budapest, den Schieber Mikojan, zusammen mit dem Hähnchen Suslow.

Wir hier in Tirana sahen nicht wortlos zu. Ich rief den Sowjetbotschafter und erklärte ihm ärgerlich:

»Wir haben keinerlei Informationen darüber, was gegenwärtig in einigen sozialistischen Län-

dern geschieht. Tito und Konsorten haben bei der Organisation der Konterrevolution in Ungarn ihre Finger im Spiel. Ihr überlaßt Ungarn dem Imperialismus und Tito. Ihr müßt bewaffnet intervenieren und reinen Tisch machen, solange es noch nicht zu spät ist.«

Ich wies ihn auf Titos Absichten hin, verurteilte Chruschtschows Vertrauen in ihn und Suslows Vertrauen auf Imre Nagys »Selbstkritik«.

»Da habt ihr euren Imre Nagy«, sagte ich zu ihm. »Nun wird in Ungarn Blut vergossen, und die Schuldigen müssen festgestellt werden.«

Er antwortete mir:

»Die Lage ist schwierig, doch wir liefern Ungarn nicht dem Feind aus. Ich werde Ihre Meinung nach Moskau weitergeben.«

Es ist bekannt, was in Budapest und ganz Ungarn geschah. Tausende Menschen wurden getötet. Die vom Ausland bewaffnete Reaktion wütete, erschöß Kommunisten und Demokraten, Frauen und Kinder auf der Straße, brannte Häuser, Büros und alles nieder, was ihr unter die Hände kam. Tagelang regierte das Banditentum. Der einzige geringe Widerstand, der geleistet wurde, kam von den Budapester Abteilungen der Staatssicherheit, während die ungarische Armee und die Ungarische Partei der Werktätigen neutralisiert und liquidiert wurden. Kadar erließ das Dekret zur Liquidierung der Ungarischen Partei der Werktätigen, womit er sein wahres Gesicht

zeigte, und verkündete die Gründung der neuen Partei, der Sozialistischen Arbeiterpartei, die Kadar, Nagy und andere aufbauen wollten.

Die sowjetische Botschaft blieb mit Panzern umstellt, und drinnen intrigierten Mikojan, Suslow, Andropow und wer weiß, wer sonst noch.

Die Reaktion mit Kadar und Imre Nagy an der Spitze, die sich im Parlament eingeschlossen hatten und palaverten, erließ weitere Aufrufe an die kapitalistischen Staaten des Westens, bewaffnet gegen die Sowjets zu intervenieren. Der eingeschüchterte Nikita Chruschtschow war schließlich gezwungen, den Einsatzbefehl zu geben. Sowjetische Panzertruppen rückten in Budapest ein, und der Straßenkampf begann. Der Intrigant Mikojan setzte Andropow in einen Panzer und schickte ihn zum Parlamentsgebäude, um Kadar von dort wegzuholen, damit er mit ihm manipulieren konnte. Und so geschah es dann auch. Kadar wechselte erneut den Herren, wechselte erneut das Hemd, warf sich den Sowjets in die Arme, und unter dem Schutz ihrer Panzer rief er das Volk auf, die Unruhen zu beenden, und die Konterrevolutionäre, die Waffen abzuliefern und sich zu ergeben.

Um die Regierung Nagy war es damit geschehen. Die Konterrevolution wurde niedergeschlagen, und Imre Nagy suchte in Titos Botschaft Zuflucht. Es war klar, daß er ein Agent Titos und der Weltreaktion war. Er hatte auch Chru-

tschows Unterstützung gehabt, war aber dessen Griff entschlüpft, weil er noch weiter gehen wollte und auch ging. Monatelang zankte sich Chruschtschow mit Tito, weil er Nagy haben wollte. Doch Tito gab ihn nicht heraus, bis sie dann den Kompromiß erzielten, Nagy solle an die Rumänen ausgeliefert werden. Während mit Tito über dieses Problem verhandelt wurde, erkundigte sich Krylow, der sowjetische Botschafter in Tirana, auch bei uns, ob wir einverstanden seien, wenn Nagy nach Rumänien gehe.

»Wir haben bereits erklärt«, antwortete ich Krylow, »daß Imre Nagy ein Verräter ist und dem Faschismus in Ungarn die Tore geöffnet hat. Nun schlägt man vor, daß dieser Verräter, der Kommunisten, fortschrittliche Menschen ermorden ließ, der Sowjetsoldaten töten ließ und die Imperialisten zur Intervention aufrief, von einem befreundeten Land aufgenommen werden soll. Das ist ein großes Zugeständnis, mit dem wir nicht einverstanden sind.«

Nachdem die Gemüter besänftigt und die Opfer der ungarischen Konterrevolution, die vor allem Titos und Chruschtschows Werk gewesen war, beerdigt waren, wurde Nagy hingerichtet. Auch das war nicht richtig. Nicht, daß Nagy es nicht verdient gehabt hätte, hingerichtet zu werden, aber das hätte nicht heimlich, ohne Gericht, ohne öffentliche Entlarvung geschehen dürfen, wie es dann der Fall war. Er hätte öffentlich vor

Gericht gestellt und bestraft werden müssen, und zwar nach den Gesetzen des Landes, dessen Staatsbürger er war. Aber an einem Prozeß waren natürlich weder Chruschtschow noch Kadar, noch Tito interessiert, hätte doch Nagy womöglich die schmutzige Wäsche der Drahtzieher des konterrevolutionären Komplotts an die Öffentlichkeit gezerzt.

Später, als die Konterrevolution in Ungarn unterdrückt worden war, kamen viele Tatsachen ans Licht, die die Mitschuld der sowjetischen Führer an den ungarischen Ereignissen bewiesen. Wir argwöhnten natürlich die Rolle, die die Sowjets gespielt hatten, besonders was Rakosis Absetzung, die Unterstützung Nagys usw. betraf. Doch genau wußten wir damals nicht, wie sich Chruschtschows Zusammenarbeit mit Tito vollzog, auch wußten wir nichts von Chruschtschows und Malenkows geheimen Zusammenkünften mit Tito in Brioni. Das kam erst später heraus, und wir distanzierten uns von diesen Handlungen der Sowjets.

Einige Tage, nachdem in Ungarn die Ordnung wiederhergestellt worden war, setzte uns die sowjetische Führung über ihren Briefwechsel mit der jugoslawischen Führung zur Ungarnfrage in Kenntnis. Die Fakten, die in diesen Briefen ans Licht kamen, beunruhigten uns zutiefst, denn die Probleme waren ernst und kritisch. Die Interessen des Sozialismus und der kommunistischen Bewegung verlangten es damals, daß die Sowjetunion

gegen die Angriffe des Imperialismus und der Reaktion in Schutz genommen, daß unsere Einheit gewahrt wurde. Andererseits konnte unsere Partei zu diesen antimarxistischen Handlungen der sowjetischen Führung nicht schweigen. Deshalb mußte alles gründlich beurteilt und gut erwogen werden, mit Rücksicht auf die Interessen der Partei, unseres Landes, der Revolution und des Sozialismus. So gingen wir an diese Probleme heran. Wir sagten den sowjetischen Führern in kameradschaftlichem Ton unsere Meinung, und zwar so, daß alles unter uns blieb und unter uns korrigiert werden konnte.

Ich rief damals, als wir die Briefe erhalten hatten, Krylow zu mir.

»Ich habe Sie gerufen«, sagte ich zu ihm, »um einige Fragen zu klären, die sich aus diesen Briefen ergeben. Zunächst möchte ich Ihnen sagen, daß wir Titos Anspielungen auf 'einige üble Leute', womit ganz eindeutig die Führung unserer Partei gemeint ist, für unannehmbar halten. Was ihn betrifft, so überrascht uns das nicht, schließlich sind wir an Titos Angriffe gewöhnt. Was uns aber außerordentlich befremdet, ist, daß in der Antwort des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion diese Anwürfe Titos nicht entschieden zurückgewiesen werden. Können Sie uns etwas dazu sagen?«

»Ich habe dazu nichts zu sagen!« antwortete Krylow, der wie üblich den Taubstummen spielte.

Ich fuhr daraufhin fort:

»Man hätte Tito klipp und klar erklären müssen, daß nicht wir üble Leute und Feinde des Sozialismus sind, wie er behauptet. Wir sind Marxisten-Leninisten, entschlossene Menschen, die bis zum letzten für die Sache des Sozialismus kämpfen werden. Tito selbst ist ein Feind der Revolution, des Sozialismus. Dafür gibt es viele Tatsachen.«

Krylow schwieg, und ich brachte dann das Gespräch hauptsächlich auf ein anderes Problem, das uns in diesen Briefen aufgefallen war. »Sie«, schrieb Chruschtschow an Tito, »waren durchaus damit einverstanden, daß sich das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion schon im Sommer dieses Jahres im Zusammenhang mit Rakosis Entfernung darum bemühte, daß Kadar Erster Sekretär wurde.«

Überdies zeigte dieser Brief klar ihre Zusammenarbeit nicht nur vor, sondern auch während der Oktoberereignisse. Diese Zusammenarbeit nahm in dem Plan, der bei den Geheimgesprächen in Brioni ausgeheckt wurde, konkrete Gestalt an. Für uns war diese Handlungsweise der sowjetischen Führer unannehmbar. Unserer Meinung nach hatten die Titoisten ihre Agenten- und Spaltertätigkeit nicht eingestellt, was sich ganz besonders in Ungarn deutlich zeigte. Von dieser Überzeugung hatten wir die Führung der Sowjetunion in Kenntnis gesetzt.

Ich befragte zu dieser Sache auch Krylow.

»Uns ist nicht ganz klar, wo das Zentralkomitee der Ungarischen Partei der Werktätigen gebildet worden ist, in Budapest oder auf der Krim.«

Diese Frage gefiel Krylow natürlich nicht, und umständlich rückte er mit der Antwort heraus:

»Die Sache wird so sein: die ungarischen Genossen fuhrten auf die Krim und unterhielten sich mit unseren Genossen. Dort ging es dann darum, wer in die Führung kommen sollte. Und das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion hat gesagt: 'Es wäre gut, wenn Kadar gewählt werden würde.'«

»Das heißt also, die Führung der Kommunistischen Partei der Sowjetunion war nicht für Gerö, sondern für Kadar?« fuhr ich fort.

»Das ist diesem Brief zu entnehmen«, erwiderte Krylow.

»Außerdem ist auch Kadars Regierung in enger Zusammenarbeit eurer Führung mit Tito gebildet worden«, sagte ich, »oder nicht?«

»Ja«, mußte Krylow zugeben, »so scheint es.«

Ich teilte dem sowjetischen Botschafter dann mit, welche Besorgnis die Ereignisse in Ungarn in unserer Partei hervorgerufen hatten, und betonte daraufhin:

»Es ist die einhellige Meinung unseres Politbüros, daß die Genossen des Präsidiums des Zen-

tralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion nicht richtig handeln, wenn sie sich mit Tito über die Zusammensetzung der ungarischen Partei- und Staatsführung unterhalten. Die sowjetische Führung kennt unsere Meinung zu all diesen Fragen genau, denn wir haben sie ihr mitgeteilt. So ist es doch?»

»Ja«, sagte Krylow, »so ist es«.

»Haben Sie alle unsere Auffassungen nach Moskau berichtet?«

»Ja«, erwiderte er, »das habe ich getan.«

Am Schluß des Gesprächs fragte mich der sowjetische Botschafter wie nebenbei:

»Werdet ihr Dali Ndreu den Prozeß machen?«

Das war natürlich keine zufällige Frage. Es gefiel den Sowjets offenbar nicht, daß die Agenten der Jugoslawen Liri Gega und Dali Ndreu vor Gericht gestellt und gebrandmarkt wurden.

»Der Prozeß ist vorbereitet worden und wird stattfinden«, antwortete ich Krylow, »denn sie sind Verräter und Agenten. Als Dali Ndreu und Liri Gegas Versuch gescheitert war, eine Verschwörung gegen unsere Partei und unseren Staat ins Werk zu setzen, und als sie merkten, daß sie sich für ihre Agententätigkeit zu verantworten haben würden, wollten sie flüchten. Sie sind in der Nähe unserer Staatsgrenze gefaßt worden. Ihre feindliche Tätigkeit ist inzwischen völlig bewiesen, und auch sie selbst haben sie zugegeben. Und wenn Tito seine Wühlarbeit fortsetzt, werden

wir die Wahrheit über diese Agenten veröffentlichen, mit Fakten und Tonbandaufzeichnungen. Wir meinen, daß wir den Titoisten nichts mehr durchgehen lassen dürfen. Einerseits greifen sie uns hinterrücks an, andererseits machen sie uns Vorwürfe.«

»Ich verstehe eure Lage«, murmelte Krylow und machte sich mit eingezogenem Schwanz davon.

Zu den gleichen Erscheinungen wie in Ungarn kam es fast zur selben Zeit auch in Polen, wenn auch die Ereignisse dort nach Ausmaß und dramatischem Charakter nicht an die in Ungarn heranreichten. Auch in Polen war unter Führung der Vereinigten Arbeiterpartei die Diktatur des Proletariats errichtet worden, doch dort entwickelte sich der Sozialismus trotz der Hilfe der Sowjetunion nicht rasch genug. Solange Bierut noch an der Spitze stand und die polnische Partei eine korrekte Position einnahm, wurden bei der sozialistischen Entwicklung des Landes Erfolge erzielt. Doch die ersten dort durchgeführten Reformen und Maßnahmen wurden nicht bis zum Ende getrieben, und der Klassenkampf wurde nicht genügend entfaltet. Das Proletariat wuchs, die Industrie entwickelte sich, man unternahm Anstrengungen, die marxistischen Ideen unter den Massen zu verbreiten, doch de facto behielten die Elemente der Bourgeoisie viele von ihren herr-

schenden Positionen. Die Agrarreform auf dem Land fand nicht statt, und die Kollektivierung blieb auf halbem Wege stecken, bis Gomulka dann die Genossenschaften und die Staatsfarmen für unrentabel erklärte und das Anwachsen des Kulakentums im polnischen Dorf begünstigte.

Wie in Ungarn, in Ostdeutschland, in Rumänien und anderswo entstand auch in Polen die Partei aus einer mechanischen Vereinigung der bestehenden Partei mit den bürgerlichen sogenannten Arbeiterparteien. Vielleicht war das notwendig, um das Proletariat unter der Führung einer einzigen Partei zusammenzuschließen, doch dieser Zusammenschluß hätte durch eine umfangreiche ideologische, politische und organisatorische Arbeit vollzogen werden müssen, so daß die ehemaligen Mitglieder der anderen Parteien nicht nur aufgesaugt, sondern, und das ist das Wichtigste, auch zu einem gründlichen Verständnis der marxistisch-leninistischen ideologischen und organisatorischen Normen erzogen worden wären. Doch das geschah weder in Polen noch in Ungarn, noch sonst irgendwo, und tatsächlich wechselten die Mitglieder der bürgerlichen Parteien nur den Namen, wurden »Kommunisten«, behielten dabei aber ihre alten Ansichten, ihre alte Weltanschauung bei. So wurden die Parteien des Proletariats nicht etwa gestärkt, sondern im Gegenteil sogar geschwächt, denn in ihnen setzten sich Sozialdemokraten und

Opportunisten wie Cyrankiewicz, Marosan, Grotewohl usw. mit ihren Anschauungen fest.

In Polen gab es außerdem auch noch einen anderen Faktor, der die konterrevolutionären Bekundungen beeinflusste: den alten Haß des polnischen Volks auf das zaristische Rußland. Infolge der Arbeit der Reaktion innerhalb und außerhalb der Partei richtete sich der alte, in der Vergangenheit völlig berechtigte Haß nun gegen die Sowjetunion, gegen das Sowjetvolk, das in Wirklichkeit sein Blut für die Befreiung Polens vergossen hatte. Die polnische Bourgeoisie, die nicht hart genug geschlagen worden war, tat alles, um die nationalistischen und chauvinistischen Gefühle gegenüber der Sowjetunion zu schüren.

Nach Bieruts Tod zeigten sie sich offener, und auch die Schwächen der Partei und der Diktatur des Proletariats in Polen traten offener zutage. Und so kam es — teils infolge der Schwächen in der Arbeit, teils infolge der Anstrengungen der Reaktion, der Kirche, Gomulkas und Cyrankiewiczs, teils infolge der Einmischung der Chruschtschowianer — zu den Juniunruhen 1956 und den darauf folgenden Ereignissen. Bieruts Tod schuf natürlich günstige Voraussetzungen für die Durchführung der Pläne der Konterrevolution. Ich hatte Bierut schon früh kennengelernt, bei einem Besuch in Warschau. Er war ein reifer, erfahrener, lebenswürdiger, ruhiger Genosse. Ob-

wohl ich jünger war als er, benahm er sich mir gegenüber so nett und kameradschaftlich, daß ich das Zusammensein mit ihm nie werde vergessen können. Auch wenn ich ihm bei Beratungen in Moskau begegnete, unterhielt ich mich mit ihm besonders gern. Er hörte aufmerksam zu, wenn ich über unser Volk und die Lage berichtete, in der es sich befand. Er war aufrichtig, gerecht und prinzipienfest. Ich erinnere mich, daß er bei einem Gespräch mit mir in Warschau auch eine frühere Unterhaltung mit Genossen Mehmet erwähnte.

»Euer Genosse hat mir gegenüber ganz offen die Einstellung unseres Ministerpräsidenten kritisiert. Mir gefallen Genossen, die offen sprechen«, sagte Bierut.

Zum letzten Mal begegnete ich ihm in Moskau beim 20. Parteitag der KPdSU.

Kurze Zeit vor seinem Tod saßen Bierut, seine Frau, Nexhmije und ich zusammen in einer Loge im Malij-Theater, um uns ein Stück über die revolutionäre Marine von Leningrad anzusehen.

In einer Pause hatten wir in einem kleinen Nebenraum eine herzliche Unterhaltung. Es ging unter anderem um die Komintern, denn inzwischen war auch der Bulgare Ganeff gekommen, und er und Bierut erzählten mir von einer Begegnung in Sofia, wohin Bierut in illegalem Auftrag gekommen war.

Kurze Zeit nach dieser Begegnung geschah das Unglück: Bierut starb... Auch er, wie Gottwald...

an Schnupfen«. Große Trauer und Verwundung!

Wir fuhren nach Warschau, um ihn zu beerdigen; das war Anfang März 1956. Am Sarg von Bierut wurden eine Menge Reden gehalten, von Chruschtschow, Cyrankiewicz, Ochab, Tschu Teh usw. Auch Vukmanović Tempo, der als Vertreter Belgrads zur Beisetzung gekommen war, hielt eine Ansprache. Der Vertreter der Titoisten nutzte auch diese Gelegenheit, um seine revisionistischen Parolen auszustreuen und seine Befriedigung über die gerade eben vom 20. Parteitag eröffneten neuen »Möglichkeiten und Perspektiven« zu bekunden.

»Bierut ging in einem Augenblick von uns, da der Zusammenarbeit und Freundschaft zwischen allen sozialistischen Bewegungen zur Verwirklichung der Ideen des Oktober auf verschiedenen Wegen Möglichkeiten und Perspektiven erschlossen worden sind«, sagte Tempo und rief dazu auf, »durch ständige Taten« auf dem erschlossenen Weg voranzuschreiten. Während die Reden weitergingen, sah ich, wie nicht weit von mir Chruschtschow, an einen Baum gelehnt, in ein reges Gespräch mit Wanda Wassilewska vertieft war. Mit Sicherheit feilschte er, während Bieruts Leichnam ins Grab gesenkt wurde.

Einige Monate nach diesen bitteren Ereignissen zu Beginn des Jahres 1956 wurde Polen von

Wirrwarr und Chaos überzogen, die nach Konterrevolution rochen.

Die Ereignisse in Polen glichen denen in Ungarn wie ein Ei dem anderen. Die Revolten der Poznaner Arbeiter begannen zwar vor dem Ausbruch der Konterrevolution in Ungarn, tatsächlich fielen jedoch diese beiden konterrevolutionären Bewegungen zeitlich, von der Situation und vom Geist her zusammen. Ich will mich nicht auf eine ausführliche Darstellung der Ereignisse einlassen, denn diese sind bekannt. Doch es ist von Interesse, die Analogie der Fakten in diesen Ländern, die erstaunliche Parallelität im Ablauf der Konterrevolution in Polen und Ungarn hervorzuheben.

Sowohl in Polen als auch in Ungarn wurden die Führer ausgewechselt: in einem Land starb Bierut (in Moskau), im anderen wurde Rakosi abgesetzt (ein Werk Moskaus); in Ungarn wurden Rajk, Nagy und Kadar rehabilitiert, in Polen Gomulka, Spychalski, Morawski, Loga-Sowynski und ein ganzer Heerzug von Verrätern; dort betrat Mindszenty die Szene, hier Wyszynski.

Am auffallendsten war die ideologische und geistige Identität dieser Ereignisse. In Polen wie in Ungarn vollzogen sich die Ereignisse unter der Schirmherrschaft des 20. Parteitags — unter den Losungen der »Demokratisierung«, der Liberalisierung und der Rehabilitierung. Die Chruschtschowianer spielten bei den Geschehnissen in beiden Ländern eine aktive Rolle, eine infame und

konterrevolutionäre Rolle. Die Titoisten übten in Polen ebenfalls ihren Einfluß aus, wenn auch vielleicht nicht so direkt wie in Ungarn. Doch die Ideen von der »Selbstverwaltung«, von den »nationalen Wegen zum Sozialismus«, von den »Arbeiterräten«, die in Polen um sich griffen, waren natürlich vom jugoslawischen »spezifischen Sozialismus« inspiriert.

Die Juniereignisse in Poznan waren konterrevolutionäre Bewegungen, geschürt von der Reaktion, die die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und die Fehler der polnischen Partei bei der Entwicklung der Wirtschaft ausnutzte. Diese Revolten wurden unterdrückt, ehe sie ein solches Ausmaß annahmen wie in Ungarn, doch sie hatten beträchtliche Auswirkungen auf den weiteren Ablauf der Ereignisse. In Polen fand die Reaktion ebenfalls ihren Nagy: Wladislaw Gomulka, einen Feind, den man aus dem Gefängnis holte und sofort zum Ersten Sekretär der Partei machte. Gomulka war eine Zeitlang Generalsekretär der Polnischen Arbeiterpartei gewesen und wegen seiner rechtsopportunistischen und nationalistischen Auffassungen, die der Linie der damals vom Informbüro entlarvten Titogruppe sehr ähnelten, verurteilt worden. Beim Vereinigungsparteitag der Arbeiterpartei und der Sozialistischen Partei im Jahr 1948 entlarvten und attackierten Bierut und die anderen Führer und Delegierten Gomulkas Anschauungen. Unsere Partei hatte einen Vertreter

zu diesem Parteitag entsandt, der nach seiner Rückkehr nach Albanien vom arroganten und sturen Verhalten Gomulkas auf diesem Parteitag berichtete. Gomulka wurde gebrandmarkt, trotzdem »reichte man ihm noch einmal die Hand«, wie gesagt wurde, und wählte ihn ins Zentralkomitee. Wie ein polnischer Begleiter unserem Genossen erzählte, hatte Gomulka in jenen Tagen ein langes tête-à-tête mit Ponomarenko, Sekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, der am Parteitag teilnahm, und anscheinend überredete Ponomarenko Gomulka zur Selbstkritik. Doch mit der Zeit stellte sich heraus, daß er seine Anschauungen nicht aufgegeben hatte, und später wurde er dann auch wegen staatsfeindlicher Tätigkeit verurteilt.

Als die Rehabilitierungskampagne begann, übten Gomulkas Anhänger Druck auf die Parteiführung aus, auch Gomulka reinzuwaschen. Doch der war ideologisch und politisch außerordentlich diskreditiert, so daß sich das nicht reibungslos verwirklichen ließ. Einige Monate, bevor Gomulka erneut an die Spitze der polnischen Partei kam, erklärte Ochab »feierlich«, man habe zwar Wladislaw Gomulka aus dem Gefängnis herausgelassen, das ändere aber »keinesfalls etwas am richtigen Kern des politischen und ideologischen Kampfes, den die Partei gegen Gomulkas Anschauungen geführt hat«.

Chruschtschow unterstützte, nachdem er

Bierut liquidiert hatte, Ochab, Sawatzki, Sambrowski und andere Elemente wie Cyrankiewicz, doch die Saat des Haders und der Spaltung war tief eingedrungen und ging auf. Gomulka und seine Anhänger handelten und schafften es, an die Macht zu kommen. Die Chruschtschowianer waren in Sorge, sie mußten Polen, *manu militari** an der Kandare halten, und ihre Politik und Ideologie wurden diesem Gebot angepaßt. Chruschtschow ließ seine alten Freunde im Stich und wandte sich Gomulka zu, auch wenn der Chruschtschows Diktat nicht so willig gehorchen mochte.

Gomulkas Machtantritt brachte uns zur Überzeugung, daß sich die Ereignisse in Polen zuungunsten des Sozialismus entwickelten. Wir kannten nicht nur Gomulkas dunkle Vergangenheit, sondern waren auch imstande, uns anhand der Parolen, die er ausgab, und der Reden, die er hielt, ein Urteil über ihn zu bilden. Er kam mit bestimmten Parolen an die Macht, Parolen von der »wahren Unabhängigkeit Polens« und der »weiteren Demokratisierung des Landes«. In der Rede, die er vor seiner Wahl zum Ersten Sekretär hielt, ließ er es sich nicht nehmen, den Sowjets zu drohen: »Wir werden uns verteidigen.« Und soweit wir wissen, kam es in Polen auch zu Zusammenstößen zwischen polnischen und sowjetischen

* Lateinisch im Original: durch Waffengewalt.

Abteilungen. Überhaupt vollzogen sich die Ereignisse in Polen wie in Ungarn unter antisowjetischen Losungen. Auch Gomulka war sowjetfeindlich; er war natürlich gegen die Sowjetunion zur Zeit Stalins, doch auch aktuell wollte er sich dem Joch, das die Chruschtschowianer für die Länder des sozialistischen Lagers vorbereiteten, nicht beugen. Dennoch verzichtete er nicht auf formale Beteuerungen der Freundschaft mit der Sowjetunion und »verurteilte« die antisowjetischen Parolen. Außerdem sprach er sich für die Stationierung der sowjetischen Truppen in Polen aus, und zwar aus nationalen Augenblickserwägungen, denn er hatte Angst vor einem möglichen Angriff Westdeutschlands, das die Oder-Neiße-Grenze unter keinen Umständen anerkennen wollte.

Der Revisionist Gomulka führte sich so beispiellos arrogant auf, daß ich Chruschtschow bei einem Treffen in Jalta auf einige seiner Taten hinwies. Wir saßen unter einem Sonnenschirm auf den Kieselsteinen am Strand, und Chruschtschow gab mir, als er mich angehört hatte, recht. Er sagte wortwörtlich: »Gomulka ist ein echter Faschist.« Doch die beiden Konterrevolutionäre einigten sich später und redeten in honigsüßen Tönen übereinander. Die Gegensätze und Widersprüche wurden milder.

Gomulkas Rede auf dem Plenum des Zentralkomitees, das ihn zum Ersten Sekretär wählte, war die »programmatische« Rede eines Revisionisten.

Er kritisierte die bis dahin in der Industrie und in der Landwirtschaft verfolgte Linie, trieb Schwarzmalerei und verkündete die Unrentabilität des Genossenschaftssystems auf dem Dorf sowie der Staatsfarmen. Für uns waren diese Anschauungen antimarxistisch und antileninistisch. Möglicherweise waren in Polen bei der Kollektivierung und beim Aufbau der landwirtschaftlichen Genossenschaften Fehler gemacht worden, doch schuld daran war nicht das Genossenschaftssystem. Dieses hatte in der Sowjetunion, in den anderen sozialistischen Ländern und bei uns seine Lebenskraft bewiesen, als einziger Weg zum Aufbau des Sozialismus auf dem Land. Gomulka rasselte nach links und nach rechts mit dem Säbel, gegen die »Rechtsverletzungen«, gegen den »Personenkult«, gegen Stalin, gegen Bierut (obwohl er seinen Namen nicht nannte), gegen die Führer der sozialistischen Länder, die er Stalins Satelliten nannte. Gomulka verteidigte die konterrevolutionären Vorgänge in Poznan. »Die Poznaner Arbeiter«, erklärte Gomulka auf dem 8. Plenum im Oktober 1956, »protestierten nicht gegen den Sozialismus, sondern gegen die Mißstände, die sich in unserem Gesellschaftssystem breit gemacht hatten. Der Versuch, die schmerzliche Tragödie in Poznan als Werk imperialistischer Agenten und Provokateure hinzustellen, war politisch sehr naiv. Die Ursachen müssen in der Führung von Partei und Regierung gesucht werden.«

Die Sowjets waren durch die Ereignisse in Polen beunruhigt, erschreckt, weil sie sahen, daß der von ihnen selbst verkündete »neue Kurs« die polnischen Führer dazu trieb, weiter zu gehen, als es ihnen selbst lieb sein konnte: Polen drohte ihrem Einfluß zu entgleiten. In den Tagen des Plenums, das Gomulka wieder an die Macht brachte, reisten Chruschtschow, Molotow, Kaganowitsch und Mikojan eilig nach Polen. Chruschtschow schrie die polnischen Führer auf dem Flughafen arrogant an: »Wir haben Blut vergossen, um dieses Land zu befreien, und ihr wollt es den Amerikanern ausliefern.« Die Sorge der Russen erhöhte sich noch mehr, denn sowohl der Sowjetmarschall Rokossowski, ein Pole, als auch andere Mitglieder des Politbüros, die als prosowjetisch galten, etwa Minc, sollten aus dem Politbüro ausgeschlossen werden und wurden später auch tatsächlich ausgeschlossen. Doch die Polen beugten sich weder ihrem Druck noch den Bewegungen russischer Panzer: sie ließen die Sowjets nicht einmal auf dem Plenum zu. Es wurden wohl Gespräche geführt, an denen auch Gomulka teilnahm, trotzdem hatten Chruschtschow und Co. vorläufig das Nachsehen. Es gab Druck, in der Prawda erschien ein Artikel, den die Polen arrogant beantworteten, schließlich erteilte Chruschtschow Gomulka den Segen. Dieser erhielt nach einer Wallfahrt nach Moskau sogar Kredite und sprach von der »leninistischen« sowjetisch-polnischen »Freundschaft«.

Gomulka führte sein »Programm« durch, schuf »Arbeiterräte«, »selbstverwaltete Genossenschaften« und »Rehabilitierungsausschüsse«, förderte den privaten Handel, führte die Religion in Schule und Armee ein, das Land wurde der ausländischen Propaganda geöffnet, und auch er sprach nun vom »nationalen Weg« des Sozialismus.

Gomulkas Ansichten und Handlungen waren ungemein offen und unverhüllt, so daß viele Leute sie nicht billigten bzw. nicht offen billigen konnten. Selbst Chruschtschow war von Zeit zu Zeit gezwungen, ein Steinchen in Gomulkas Garten zu werfen. Auch die Tschechen, die Franzosen, die Bulgaren und die Ostdeutschen, die mit einem Auge und einem Ohr in Moskau waren, verhielten sich damals reserviert oder gar ablehnend. Wir waren selbstverständlich gegen Gomulka und sein Vorgehen und setzten die sowjetische Führung, als wir mit ihr sprachen, davon in Kenntnis. Diese Einstellung gefiel den Polen nicht, und ihre Presse beschwerte sich unverhohlen, die anderen Parteien verstünden die Veränderungen in Polen nicht. In einem damals veröffentlichten Artikel wurde die Presse unseres Landes und einiger anderer Länder als Beispiel für dieses »Unverständnis« angeführt, im Unterschied zur italienischen, zur chinesischen, zur jugoslawischen Partei und zu anderen Parteien, die »den zutiefst sozialisti-

schen Charakter der Veränderungen in Polen richtig verstanden« hätten.

Die Jugoslawen begrüßten diese »sozialistischen« Veränderungen begeistert und schrien, in Polen hätten »jene Kräfte gesiegt, die für politische Demokratisierung, für wirtschaftliche Dezentralisierung und für das Selbstverwaltungssystem kämpfen«.

Auch über die Ereignisse in Polen erhielten wir von den Sowjets keinerlei Informationen. Sie schickten uns nur einen Brief, in dem sie uns schrieben, die Lage dort sei sehr bedenklich und eine sowjetische Delegation werde hinfahren. Sonst gar nichts, keine Nachricht, keine Information. In der sowjetischen Presse fanden wir den einen oder anderen Artikel, in dem die Vorgänge in Polen gegeißelt wurden, doch es gab auch beifällige Veröffentlichungen. Aus dem sowjetischen Botschafter in Tirana, Krylow, war wie gesagt nichts herauszuholen. Bei einer Zusammenkunft mit ihm sprach ich über die Polenfrage, über die Sorge, die uns die Ereignisse dort bereiteten.

»Wie ist es nur möglich«, fragte ich, »daß wir nicht auf dem laufenden gehalten werden? Wie ist es nur möglich, daß wir über diese Fragen, die alle betreffen, im Dunkeln gelassen werden? Das ist nicht richtig.«

»Ihre Forderung«, antwortete mir Krylow, »ist berechtigt.«

»Setzen Sie also Ihr Zentralkomitee von unserem Standpunkt in Kenntnis«, schloß ich.

Im Verlauf der Ereignisse traten die Meinungsverschiedenheiten zwischen uns und den Sowjets immer deutlicher zutage. Der Standpunkt unserer Partei dazu war folgender: diese Meinungsverschiedenheiten nicht an die Öffentlichkeit tragen, weil dies der Sowjetunion und dem sozialistischen Lager schaden würde, auf der anderen Seite aber auch kein einziges grundsätzliches Zugeständnis machen, an unserem Standpunkt festhalten, den sowjetischen Führern offen unsere Ansichten mitteilen.

Als ich im Dezember des gleichen Jahres in Moskau war, sprach ich mit den Sowjetführern auch über die Polenfrage. Auf die Gespräche im Dezember 1956 werde ich noch besonders eingehen, hier will ich nur die Unterstützung erwähnen, die Chruschtschow und Konsorten Gomulka bei der Konsolidierung seiner Macht zukommen ließen. Als wir Chruschtschow und Suslow unsere Ansichten und Zweifel über Gomulka vortrugen, versuchten sie uns einzureden, er sei ein guter Mann und müsse unterstützt werden. Wir dagegen waren davon überzeugt, daß die in Polen hervorgerufenen Unruhen, die der ungarischen Konterrevolution ähnelten, Gomulkas Werk waren und dazu dienten, diesen Faschisten an die Macht zu bringen, wo er verblieb, bis ihn die Chruschtschowianer und Gierek abservierten. Letzte-

rer ist ein wütender Feind der Partei der Arbeit Albaniens. In Polen wurden, einer nach dem andern, alle gestürzt. Cyrankiewicz, dieser alte Agent der Bourgeoisie, hielt sich am längsten und zog mit der Sowjetarmee, die Polen besetzt hielt, die Fäden.

Die Ereignisse in Ungarn und Polen lösten bei unserer Partei und ihrer Führung berechtigte Besorgnis aus, denn sie schadeten der Sache der Revolution und schwächten die Stellung des Sozialismus in Europa und auf der Welt.

Nachdem diese Ereignisse vorbei waren oder, genauer gesagt, sich nicht mehr offen und scharf, sondern im Verborgenen entwickelten, kam die Zeit der Analysen und der sich daraus ergebenden Schlußfolgerungen. Analysen stellten sowohl Chruschtschow als auch Tito an, entsprechend ihren eigenen Interessen und ihrer jeweiligen Kalkulation, ausgehend von ihren antimarxistischen Anschauungen. Im Kern stimmten die »Analysen« der Titoisten und der Chruschtschowianer miteinander überein. Die Schuld wurde auf die Fehler der ungarischen Führung, besonders Rakosis, geschoben. Auch Kadar, der Diener beider Herrn, stimmte ein und erklärte: »Die Revolte der Massen war aufgrund der Fehler der verbrecherischen Clique Rakosis und Gerös gerechtfertigt.«

Unsere Partei hatte die Ereignisse — soweit

die ihren Verlauf kannte und gestützt auf die aus der Dunkelheit, die das Komplott umgab, hervordringenden Tatsachen — analysiert und ihre eigenen Schlußfolgerungen gezogen. Unserer Meinung nach war die Konterrevolution vom Weltkapitalismus und von seinem titoistischen Agentenring im schwächsten Kettenglied des sozialistischen Lagers provoziert und organisiert worden, als die Chruschtschowclique ihre Stellungen noch nicht konsolidiert hatte. Die Ungarische Partei der Werktätigen und die Diktatur des Proletariats in Ungarn schmolzen schon bei der ersten harten Konfrontation mit der Reaktion hinweg wie Schnee im Regen. Von allem, was geschehen war, ließen uns vor allem folgende Fakten aufhorchen:

In erster Linie brachten die Ereignisse die schwache und oberflächliche Arbeit der ungarischen Partei bei der Erziehung und Führung der Arbeiterklasse ans Licht. Trotz ihrer revolutionären Traditionen verstand es die ungarische Arbeiterklasse während der Konterrevolution nicht, ihre Macht zu verteidigen. Ein Teil von ihr wurde im Gegenteil sogar zur Reserve der Reaktion. Die Partei selbst reagierte nicht wie ein bewußter und organisierter Vortrupp der Klasse, sie wurde innerhalb weniger Tage zerschlagen, was dem Konterrevolutionär Kadar die Möglichkeit gab, sie endgültig zu begraben.

Die Ereignisse im Oktober/November 1956 machten noch einmal den schwankenden Charak-

ter der ungarischen Intellektuellen und der ungarischen Studentenjugend deutlich. Sie wurden zum willfährigen Werkzeug der Reaktion, zum Sturmtrupp der Bourgeoisie. Eine besonders niederträchtige Rolle spielten dabei die konterrevolutionären Schriftsteller, allen voran der Reaktionsär und Antikommunist Lukacz, der auch Mitglied der Nagy-Regierung wurde.

Der Fall Ungarn bewies, daß die Bourgeoisie ihre Hoffnungen auf eine Restauration nicht aufgegeben hatte, sondern vielmehr in der Illegalität ihre Vorbereitungen getroffen hatte. Dabei behielt sie sogar die alten Organisationsformen bei, was sich u.a. an der umgehenden Gründung der bürgerlichen, klerikalen und faschistischen Parteien zeigte.

Was in Ungarn geschehen war, bestärkte unsere Partei erneut in der Überzeugung, daß unsere Haltung gegenüber den jugoslawischen Revisionisten richtig war. Die Titoisten waren die wichtigsten Inspiratoren und die Hauptunterstützer der ungarischen Konterrevolution. Die offiziellen Persönlichkeiten und die Presse Jugoslawiens begrüßten die Ereignisse begeistert. Das Geschwätz aus dem Petöfi-Klub wurde in Belgrad veröffentlicht, und die »Theorien« Titos und Kardeljs waren zusammen mit den Thesen des 20. Parteitags das Banner dieser Schwätze-reien.

Doch das war weder neu noch unerwartet

für uns. Was uns mehr beunruhigte, war die Rolle der sowjetischen Führung bei diesen Ereignissen, die Abstimmung der Pläne mit Tito, die Intrigen hinter dem Rücken des ungarischen Volks, die nachhaltigen, bitteren Rückwirkungen für dieses Land hatten.

Die Konterrevolution in Ungarn wurde von den sowjetischen Panzern niedergeschlagen, weil Chruschtschow gar nicht anders konnte, als einzugreifen (sonst hätte er sich endgültig entlarvt). In diesem Punkt hatten Tito und die Imperialisten nicht richtig kalkuliert. Doch dann stellte sich heraus, daß diese Konterrevolution von Konterrevolutionären unterdrückt worden war, die den Kapitalismus restaurierten, allerdings mehr im Verborgenen, unter Wahrung der Farbe und der Masken, wie es die sowjetischen Chruschtschowianer in ihrem Land taten.

Die Fakten im Zusammenhang mit Ungarn verstärkten unsere Zweifel an der Führung der KPdSU, sie beunruhigten und betrübten uns. Wir hatten stets großes Vertrauen zur Bolschewistischen Partei Lenins und Stalins gehabt, und dieses Vertrauen hatten wir wie unsere aufrichtige Liebe für sie und das Sowjetland auch bekundet.

Mit diesen Zweifeln, dieser Beunruhigung fuhr ich im Dezember 1956 nach Moskau, zusammen mit Hysni Kapo, der mir bei den schwierigen Gesprächen und Diskussionen mit den Chru-

schtschowianern, in denen sich Gift und Heuchelei vermischten, zur Seite stand.

Wir fuhren, wie zuvor auch im Politbüro beschlossen, in die Sowjetunion, um mit der sowjetischen Führung über die brennenden aktuellen Fragen, über die Ereignisse in Ungarn und Polen sowie die Beziehungen zu Jugoslawien zu diskutieren.

Es muß gesagt werden, daß sich Chruschtschow und Konsorten damals nicht mehr so gut mit Tito vertrugen, die Freundschaft war wohl etwas abgekühlt. Tito hatte mittlerweile in Pula seine berüchtigte Rede gehalten, die in vielen Parteien des sozialistischen Lagers eine Menge ablehnender Reaktionen hervorgerufen hatte. In dieser Rede hatte das Belgrader Oberhaupt das sowjetische System, den Sozialismus, die Parteien angegriffen, die nicht Titos »original marxistisch-leninistischen« Kurs verfolgten, und auch die sowjetische Intervention in Ungarn verurteilt. Diese Thesen paßten Chruschtschow und Konsorten nicht in den Kram, oder aber sie waren zu unverblümt, und Chruschtschow und Co. mußten auf die Weltmeinung Rücksicht nehmen.

So hatten die Chruschtschowianer ein oder zwei Angriffe in der Presse unternommen, wenn auch nicht sehr heftige (um Genossen Tito nicht übermäßig zu erzürnen!), ja, es gab dabei sogar manch lobendes Wort. Und nach alter Gewohnheit hatten sie auch mit wirtschaftlichem Druck auf

Jugoslawien begonnen, was Chruschtschow selbst in den Gesprächen mit mir zugab. Die Prawda hatte damals sogar einen Artikel von mir veröffentlicht, in dem in scharfem Ton der jugoslawische »spezifische Sozialismus« und seine Apostel angegriffen worden waren.

Ich will damit erklären, warum uns damals ein »herzlicherer« Empfang bereitet wurde, und warum unsere Ansichten, besonders über die Jugoslawen, bei der sowjetischen Führung nicht auf Widerspruch stießen, sondern von ihnen scheinbar sogar gutgeheißen wurden.

Schon als wir in Odessa das Schiff verließen, nahmen wir im Gespräch mit denen, die uns in Empfang nahmen, mit Führern der Partei- und Staatsorgane der Ukraine, diese Atmosphäre wahr.

Von Odessa fuhren wir mit dem Zug nach Moskau weiter. Wir hatten uns noch nicht einmal richtig von der Reise ausgeruht, als man uns auch schon benachrichtigte, das Präsidium des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion gebe zu Ehren unserer Delegation ein Abendessen. Wie ich schon geschrieben habe, waren die Sowjetführer unübertroffen, was stundenlange Mittag- und Abendessen betrifft. Wir waren noch müde von der Fahrt, aber natürlich gingen wir zu diesem »Abendessen«, das schon gegen vier Uhr nachmittags begann. Soweit ich mich erinnere, waren alle Mitglieder des Präsidiums außer Breschnew, Furzewa und vielleicht sonst noch je-

mand anwesend. Das Abendessen dauerte einige Stunden, und Chruschtschow und die anderen bemühten sich um eine möglichst freundschaftliche Atmosphäre. Nahezu alle Anwesenden brachten Trinksprüche aus (Chruschtschow allein schon fünf oder sechs), und zwischen den Toasts äußerte man sich wohlwollend über unsere Partei, über Albanien und lobend über mich persönlich. Vornehmlich Pospjelow, der im Mai am 3. Parteitag unserer Partei teilgenommen hatte, teilte eifrig dieses Lob aus.

Die Trinksprüche, die ausgebracht wurden, waren häufig politische Reden, besonders bei Chruschtschow, dem es gar nichts ausmachte, eine halbe Stunde mit erhobenem Glas zu sprechen. Immerhin bekamen wir in diesen Reden einen ersten Hinweis auf die Haltung, die sie dann bei den Gesprächen einnehmen sollten.

An jenem Abend sparte Chruschtschow nicht mit Attacken gegen die jugoslawische Führung.

»Sie stehen auf antileninistischen und opportunistischen Positionen«, sagte Chruschtschow unter anderem. »Ihre Politik ist ein Salat. Wir werden ihnen keine Zugeständnisse machen. Sie leiden an Größenwahn«, fuhr er fort. »Als Tito in Moskau war, schloß er aus dem großartigen Empfang, der ihm bereitet wurde, daß das Volk ihm recht gebe und unsere Politik ablehne. In Wirklichkeit hätte ein Wort von uns genügt, und das Volk hätte Tito samt Genossen in Stücke gerissen.«

Über unsere Haltung gegenüber den Titosen sagte er: »Die albanischen Genossen haben recht, doch man muß kühles Blut und die Selbstbeherrschung bewahren.«

»Ihr habt schon graue Haare«, beendete Chruschtschow diesen Trinkspruch, »aber auch wir sind Glatzköpfe.«

Während das Festmahl weiterging, erklärte uns der »Glatzkopf«, Albanien sei ein kleines Land, habe aber eine wichtige strategische Position. »Wenn wir dort einen U-Boot- und Raketenstützpunkt bauen, können wir das ganze Mittelmeer kontrollieren.« Diese Meinung wiederholten Chruschtschow und Malinowski, als sie 1959 zu Besuch bei uns waren. Das war der Gedanke, der im Stützpunkt von Vlora konkrete Gestalt annahm, den die Chruschtschowianer später als Druckmittel gegen uns benutzten.

Wie ich schon sagte, benahmen sich Chruschtschow und die anderen sowjetischen Führer sehr »herzlich«, es fehlte nicht an Schmeicheleien, und das alles, um die berechtigte Empörung unserer Partei über ihr falsches Verhalten zu beschwichtigen. Ich erinnere mich, daß an diesem Abend auch über einen Besuch Chruschtschows in unserem Land diskutiert wurde, denn obwohl dieser bei seinen Reisen kein Land ausgelassen hatte — zu uns war er bisher weder offiziell noch heimlich gekommen. Doch an jenem Abend war man geneigt, unsere Anfrage positiv zu bescheiden.

Nicht nur Chruschtschow, sondern auch viele andere Mitglieder des Präsidiums äußerten den Wunsch, nach Albanien zu kommen, und irgend jemand, ich weiß nicht mehr wer, schlug im Scherz vor, eine Sitzung des Präsidiums, ja sogar des Zentralkomitees in Albanien abzuhalten! Es war auch die Rede von der »Liebe«, die Chruschtschow für unser Land empfinde (er hat sie später bewiesen!), und man belegte Chruschtschow mit dem Beinamen *albanec**.

Ich erinnere mich, daß neben vielen anderen auch Molotow einen Trinkspruch ausbrachte:

»Ich gehöre zu jener Kategorie von Leuten«, sagte er, »die Albanien keine Bedeutung beigemessen und es nicht gekannt haben. Nun rühmt sich unser Volk, einen so treuen, unbeirrten und kämpferischen Freund zu haben. Die Sowjetunion hat viele Freunde, doch nicht alle sind gleich. Albanien ist unser bester Freund. Trinken wir darauf, daß die Sowjetunion immer so treue Freunde hat wie Albanien!«

Überhaupt lobten an diesem Abend alle Sowjetführer unsere richtige Linie und verurteilten die jugoslawischen Revisionisten. Marschall Schukow erklärte uns sogar, sie verfügten über Angaben, daß die Belgrader Führer die Konterrevolution in Ungarn nicht nur ideologisch, sondern auch organisatorisch unterstützt hätten, und daß die

* Russisch im Original: Albaner.

Jugoslawen als Agentur des amerikanischen Imperialismus handelten.

Machen wir es kurz: das ganze Abendessen verlief in diesem Geist. Zwei oder drei Tage darauf hatten wir ein Vorbereitungstreffen mit Suslow, Sekretär des Zentralkomitees, der als Spezialist für ideologische Fragen galt und, wenn ich mich nicht täusche, auch für die internationalen Beziehungen zuständig war.

Suslow gehörte zu den größten Demagogen in der sowjetischen Führung. Klug und gerissen, verstand er es, sich aus schwierigen Situationen herauszuwinden. Vielleicht ist er deshalb einer der wenigen, die den periodischen Säuberungen in der sowjetischen revisionistischen Führung entgangen sind. Ich hatte es mehrmals mit Suslow zu tun, und stets hinterließen die Gespräche mit ihm bei mir Unmut und Verdrossenheit. Um so weniger war mir jetzt danach, mit Suslow zu verhandeln, nach den Ereignissen in Ungarn, nach der Debatte, die ich mit ihm über Nagy, über die Lage in Ungarn usw. gehabt hatte. Außerdem kannte ich die Rolle, die er bei diesen Ereignissen und besonders beim Beschluß, Rakosi abzusetzen, gespielt hatte. Trotzdem, die Arbeit verlangte es, also traf ich mich mit Suslow.

An dieser Zusammenkunft nahm auch Breschnew teil, allerdings nur durch seine Anwesenheit, denn die ganze Zeit sprach nur Suslow. Leonidas bewegte ab und zu seine dicken Brauen, saß

aber sonst so steinern da, daß kaum herauszufinden war, was er von dem Gesagten hielt. Zum erstenmal war ich ihm auf dem 20. Parteitag in den Sitzungspausen begegnet (später dann noch einmal anläßlich der Feiern zum 40. Jahrestag der Oktoberrevolution im November 1957), und schon bei diesem zufälligen und flüchtigen Kennenlernen hatte er mir den Eindruck eines überheblichen und selbstzufriedenen Kerls gemacht. Kaum waren wir einander vorgestellt worden, brachte er auch schon das Gespräch auf sich selbst und teilte uns »im Vertrauen« mit, er befasse sich mit »Spezialwaffen«. Sein Ton und sein Gesichtsausdruck gaben uns zu verstehen, daß er der Mann im Zentralkomitee war, der sich um die Atomwaffenprobleme kümmerte.

Auf dem 20. Parteitag wurde Breschnew zum Kandidaten des Präsidiums des Zentralkomitees gewählt, und rund ein Jahr später, auf dem Juniplenium 1957 des Zentralkomitees der KP der Sowjetunion, das die »partei-feindliche Molotow-Malenkow-Gruppe« verurteilte und ausschaltete, stieg er vom Kandidaten zum Mitglied des Präsidiums auf. Das war offenbar eine Belohnung für seine »Verdienste« bei der Beseitigung von Molotow, Malenkow und den anderen aus der Parteiführung.

Nach diesen Ereignissen mußte ich, bis 1960, oft nach Moskau fahren, wo ich mit den wichtigsten Führern der sowjetischen Partei zusammen-

traf, doch von Breschnew war wie schon vor dem 20. Parteitag nirgendwo etwas zu sehen oder zu hören. Er stand, oder man hielt ihn, ständig im Schatten, sozusagen »in Reserve«. Ausgerechnet dieser finstere und verdrießliche Mensch wurde nach Chruschtschows ruhmlosem Ende aus dem Schatten hervorgeholt und nahm den Platz des Renegaten ein, um das schmutzige Werk der chruschtschowianischen Mafia, jetzt allerdings ohne Chruschtschow, weiterzuführen.

Offensichtlich wurde Breschnew weniger wegen seiner Fähigkeiten an die Spitze der Partei und des sozialimperialistischen sowjetischen Staates gestellt, sondern viel eher als *Modus vivendi*, um das Gleichgewicht unter den gegnerischen Gruppen zu wahren, die sich in der obersten Sowjetführung in den Haaren lagen. Doch um ihm nicht Unrecht zu tun: er hat nur die Brauen eines Komödianten, sein Handeln dagegen ist zutiefst tragisch. Seit der Machtübernahme dieses Chruschtschowianers hat unsere Partei mit ihrer Meinung über ihn und sein antimarxistisches, feindseliges und aggressives Handeln nie hinter dem Berg gehalten. Doch hier ist nicht der Platz, sich länger über Breschnew auszulassen; kehren wir zu dem Treffen im Dezember 1956 zurück.

Zu Beginn regte Suslow an, wir sollten kurz die zu diskutierenden Probleme umreißen, besonders den historischen Teil, und gab seinerseits eine Darstellung der Ereignisse in Ungarn. Suslow

kritisierte Rakosi und Gerö, die durch ihre Fehler »große Unzufriedenheit unter dem Volk hervorgerufen«, Nagy aber der Kontrolle entgleiten lassen hätten.

»Nagy und die Jugoslawen«, fuhr er fort, »haben den Sozialismus bekämpft.«

»Warum ist dann Nagy wieder in die Partei aufgenommen worden?« fragte ich ihn.

»Man hatte ihn zu Unrecht ausgeschlossen, seine Verfehlungen rechtfertigten eine solche Strafe nicht. Kadar dagegen geht jetzt einen richtigen Weg. In eurer Presse hat es einige kritische Bemerkungen über Kadar gegeben. Ihr solltet allerdings bedenken, daß er unterstützt werden muß, weil die Jugoslawen ihn bekämpfen.«

»Wir kennen Kadar nicht sehr gut. Wir wissen nur, daß er im Gefängnis gesessen und zu Imre Nagy gehalten hat.«

Als wir kritisierten, daß wir über die Ereignisse in Ungarn nicht auf dem laufenden gehalten worden waren, antwortete Suslow, die Ereignisse seien überraschend gekommen und es habe keine Zeit für Konsultationen gegeben.

»Auch mit den anderen Parteien haben keine Konsultationen stattgefunden. Erst beim zweiten Eingreifen haben wir uns mit den Chinesen beraten, und Chruschtschow, Malenkow und Molotow sind nach Rumänien und in die Tschechoslowakei gefahren.«

»Wie habt ihr denn die Zeit gefunden,

auch mit Tito sogar über Kadars Ernennung zu beraten, während ihr uns überhaupt nicht unterrichtet habt?« fragte ich.

»Wir haben uns mit Tito nicht über Kadar beraten«, erwiderte er. »Wir sagten ihm nur, für die Regierung Nagy sei kein Platz mehr.«

»Das sind grundsätzliche Fragen«, betonte ich. »Konsultationen sind unerläßlich, doch sie finden nicht statt. Der Beratende Politische Ausschuß des Warschauer Vertrags zum Beispiel ist seit einem Jahr nicht mehr zusammengetreten.«

»Er soll im Januar zusammentreten. Damals jedoch hätte jeder Tag Verzögerung zu einem großen Blutvergießen geführt.«

Ich erklärte ihm unter anderem, uns komme die jetzt verwendete Bezeichnung »Verbrecherbande von Rakosi und Gerö« befremdlich vor, und wir meinten, dies trage nicht zum Zusammenschluß aller ungarischen Kommunisten bei.

»Rakosis Fehler«, erwiderte Suslow, »haben im Volk und unter den Kommunisten eine schwierige Situation und Unzufriedenheit hervorgerufen.«

Wir wollten konkret etwas über Rakosis und Gerös Fehler erfahren, und Suslow zählte eine Reihe allgemeiner Dinge auf, die dazu dienen sollten, den beiden die gesamte Verantwortung für das Geschehene aufzuladen. Wir verlangten ein konkretes Beispiel, und er sagte:

»Da ist zum Beispiel die Sache mit Rajk. Man

bezeichnete ihn als Spion, ohne über irgendwelches Beweismaterial zu verfügen.«

»Wurde mit Rakosi über diese Dinge gesprochen, hat man ihn beraten?« fragte ich.

»Rakosi nahm keine Ratschläge an«, lautete die Antwort.

Auch in der Haltung zu Gomulka und seinen Ansichten waren wir völlig anderer Meinung als Suslow:

»Gomulka hat alte und zuverlässige Kommunisten, Führer und Offiziere ausgebootet«, sagte ich zu Suslow, »und durch andere ersetzt, die von der Diktatur des Proletariats einst verurteilt worden waren.«

»Er stützte sich auf Leute, die er kannte«, erwiderte Suslow. »Wir müssen Gomulka Zeit geben, ehe wir ein Urteil über ihn fällen.«

»Seine Ansichten und Taten lassen sich ganz gut schon jetzt beurteilen«, widersprach ich. »Wie erklären sich denn die antisowjetischen Parolen, mit denen er an die Macht kam?!«

Suslow verzog säuerlich das Gesicht und gab rasch zurück:

»Das war nicht Gomulka, und inzwischen zieht er in dieser Hinsicht die Zügel straffer an.«

»Und seine Auffassungen und Erklärungen, zum Beispiel über die Kirche?«

Suslow spulte einen ganzen Vortrag ab, in dem er mir »bewies«, daß dies »Wahltaktiken« seien, daß Gomulka eine »korrekte Einstellung«

zur Sowjetunion und zum sozialistischen Lager habe, und dergleichen mehr. Wir gingen auseinander, ohne Übereinstimmung erzielt zu haben.

Am selben Tag führten wir auch offizielle Gespräche mit Chruschtschow, Suslow und Ponomarjow. Zunächst ergriff ich das Wort und legte den Standpunkt unserer Partei zu den Ereignissen in Ungarn und Polen sowie zu den Beziehungen mit Jugoslawien dar. Gleich zu Beginn sagte ich:

»Unsere Delegation wird die Auffassungen des Zentralkomitees unserer Partei zu diesen Fragen freimütig vortragen, auch wenn wir in einigen Punkten Differenzen mit der sowjetischen Führung haben. Diese Ansichten, mögen sie nun angenehm sein oder bitter«, fuhr ich fort, »werden wir als Marxisten-Leninisten offen sagen, und wir sollten kameradschaftlich darüber diskutieren, ob wir recht haben oder nicht. Und wenn wir nicht recht haben, muß man uns davon überzeugen, warum.«

Im Zusammenhang mit Ungarn hob ich noch einmal die fehlende Information und Konsultation über dieses für das sozialistische Lager so neuralgische Problem hervor.

»In dieser Situation«, sagte ich, »hätte unserer Meinung nach der Beratende Politische Ausschuß des Warschauer Vertrags einberufen werden müssen. In solchen Augenblicken sind Konsultationen unerlässlich, um unser Vorgehen

und unsere Haltung zu koordinieren. Das hätte unsere Stärke und Einheit bewiesen.«

Weiter schilderte ich ihnen zum Ungarnproblem unseren Eindruck von der ungarischen Partei, von Rakosi und Gerö. Vor allem betonte ich, daß uns Kadars Einschätzung der beiden als »Verbrecherbande« merkwürdig erscheine. Unserer Meinung nach seien Rakosis und Gerös Fehler nicht so schwerwiegend gewesen, daß sie eine solche Wertung verdient hätten. »Was die Fehler bei der wirtschaftlichen Entwicklung Ungarns betrifft«, unterstrich ich, »hat unseres Wissens keine so ernste Situation geherrscht, daß die 'Revolte der Massen' gerechtfertigt gewesen wäre.« In diesem Punkt akzeptierten die Sowjets unsere Meinung und gaben zu, daß die wirtschaftliche Situation nicht schwierig gewesen war.

Des weiteren sprach ich auch über die Haltung zu Nagy, Kadar usw. Ich brachte das Mißtrauen unserer Partei Kadar gegenüber zum Ausdruck, fügte jedoch hinzu, trotzdem hätten wir ihm gegenüber eine sehr sachliche Haltung eingenommen.

Ich hob die Rolle hervor, die die jugoslawischen Revisionisten bei den Ereignissen in Ungarn gespielt hatten, und betonte, die Partei der Arbeit Albaniens könne nicht billigen, daß Tito bei diesen Ereignissen eine Schiedsrichterrolle übertragen worden sei.

Zu den Beziehungen mit Jugoslawien gab ich zunächst eine historische Darstellung des Problems und erklärte dann, wie wir es im Politbüro beschlossen hatten, im wesentlichen folgendes:

Schon seit langem betreiben die Jugoslawen eine feindselige Tätigkeit gegen unsere Partei und unser Land. Unserer Meinung nach sind die jugoslawischen Führer Antimarxisten und gehören zusammen mit den Agenturen der amerikanischen Imperialisten zu denen, die die Ereignisse in Ungarn am meisten geschürt haben. Die Beziehungen zu Jugoslawien dürfen nur auf marxistisch-leninistischem Weg normalisiert werden, ohne Zugeständnisse, wie sie gemacht worden sind. Die Partei der Arbeit Albaniens ist der Ansicht, daß die Sowjetunion das durch Gošnjak vorgebrachte Ersuchen Jugoslawiens um Waffenlieferungen nicht erfüllen darf. Wir selbst werden zu Jugoslawien nur staatliche und Handelsbeziehungen unterhalten, keinesfalls jedoch Parteibeziehungen.

Ganz besonders betonte ich im Namen des Zentralkomitees unserer Partei noch einmal, daß Chruschtschows Belgradreise 1955 unserer Meinung nach nicht hätte erfolgen dürfen, ohne die Bruderparteien zu konsultieren, ohne das Informationsbüro, das Tito als Antimarxisten verurteilt hatte, einzuberufen.

Als ich fertig war, ergriff Nikita Chruschtschow das Wort. Er fing an zu erzählen, wie

er die jugoslawischen Führer wegen ihrer Haltung unserer Partei und unserem Land gegenüber kritisiert hatte. Chruschtschow tat, als billige und unterstütze er unsere Ansichten und Auffassungen, verzichtete aber trotzdem nicht darauf, uns seine Einwände und »Ratschläge« mitzuteilen. So sagte er über meinen Artikel, der in der Prawda veröffentlicht worden war:

»Tito war wütend über diesen Artikel. Wir hatten im Präsidium daran gedacht, einige Teile herauszunehmen, doch ihr hattet gesagt, es solle nichts geändert werden, und so veröffentlichten wir ihn, wie er war. Trotzdem, der Artikel hätte auch in anderer Form geschrieben werden können.«

Was die Ereignisse in Ungarn und Polen anbelangt, kam Chruschtschow wieder mit dem alten Lied an. Unter anderem gab er uns die »Anweisung«, Kadar und Gomulka zu unterstützen. Über letzteren sagte er uns:

»Gomulka ist in einer schwierigen Lage, denn die Reaktion macht mobil. Was in der Presse geschrieben wird, sind nicht die Ansichten des Zentralkomitees, sondern die Ansichten einiger weniger, die gegen Gomulka aufbegehren. Die Situation dort stabilisiert sich allmählich. Jetzt sind in Polen die bevorstehenden Wahlen wichtig. Aus diesem Grund müssen wir Gomulka unterstützen. Deshalb wird Tschou En-lai dort hinfahren, was sehr dazu beitragen wird, Gomulkas

Stellung zu festigen. Wir hielten es für besser, wenn die Chinesen sprechen und nicht wir, denn gegen uns hat die Reaktion mobil gemacht.«

Und so reiste Tschou En-lai, um Chruschtschow zu helfen, im Einvernehmen mit ihm nach Polen.

Dann »riet« uns Chruschtschow, den Jugoslawen gegenüber eine besonnene Haltung einzunehmen, und machte »große Politik«, indem er uns erzählte, welche Unterschiede angeblich zwischen den jugoslawischen Führern bestanden.

Am Ende seiner Rede verströmte Chruschtschow »Weihrauch« und versprach, sie würden unsere wirtschaftlichen Forderungen studieren und uns helfen.

So gingen diese Gespräche zu Ende, bei denen wir unsere Meinung sagten und die sowjetischen Führer versuchten, die Verantwortung für alles, was geschehen war, von sich abzuwälzen. So wurde auch die Diskussion über dieses tragische Kapitel in der Geschichte des ungarischen und des polnischen Volkes abgeschlossen. Die Konterrevolution wurde niedergeschlagen, hier durch sowjetische und dort durch polnische Panzer, doch sie wurde von Feinden der Revolution niedergeschlagen. Aber das Übel und die Tragödie waren noch nicht zu Ende, man ließ nur den Vorhang fallen, und hinter den Kulissen setzten Kadar, Gomulka und

Chruschtschow ihre Verbrechen fort, bis ihr Verrat mit der Restauration des Kapitalismus vollendet war.

10. ZEITWEILIGER RÜCKZUG, UM DANN REVANCHE ZU NEHMEN

Die Sowjets streben nach »Einheit«. Die Moskauer Beratung von 1957. Chruschtschow führt Verhandlungen, um Tito zur Beratung zu bringen. Chruschtschows kurzlebige »Verärgerung«. Debatte um die Formel: »Mit der Sowjetunion an der Spitze.« Gomulka: »Wir sind nicht von der Sowjetunion abhängig.« Mao Tsetung: »Unser Lager braucht einen Kopf, denn auch die Schlange hat einen Kopf.« Togliatti: »Er-schließen wir neue Wege«, »wir sind gegen ein einziges Führungszentrum«, »wir wollen nicht Lenins These von der 'Partei neuen Typs' verwenden«. Maos Sophismen: Achtzig-, siebzig- und zehnprozentige »Marxisten«. Die Moskauer Erklärung und die Reaktion der Jugoslawen. Chruschtschow tarnt den Verrat mit Lenins Namen.

Die Chruschtschowianer, die dabei waren, den Kapitalismus in der Sowjetunion wiederherzustellen, wollten diese in eine sozialimperialistische Großmacht verwandeln und mußten deshalb

möglichst stark aufrüsten, denn der Sturm, den sie entfesselten, würde nicht nur die Einheit des sozialistischen Lagers zerstören, sondern auch die Widersprüche mit dem amerikanischen Imperialismus verschärfen. Die Chruschtschowianer wußten, daß die Vereinigten Staaten von Amerika sowohl in der Wirtschaft als auch in der Rüstung stärker waren als die Sowjetunion.

Die demagogische Politik, mit der die Chruschtschowianer die »neue Epoche des Friedens«, die »Abrüstung« erreichen wollten, war eine Politik für Einfaltspinsel. Die Vereinigten Staaten von Amerika und der Weltkapitalismus nutzten sie, um die Krise des Kommunismus zu vertiefen, um einen raschen Eintritt der wirtschaftlichen und politischen Krise, die Amerika selbst bedrohte, zu vermeiden und um ihre Märkte und Bündnisse, besonders die NATO, zu konsolidieren. Die Chruschtschowianer ihrerseits bemühten sich, den Warschauer Vertrag zu konsolidieren und in eine starke sowjetische Fessel für unsere Länder zu verwandeln. Sie schafften es, die Stationierung sowjetischer Truppen unter dem Deckmantel des »Schutzes vor der NATO« in eine militärische Besetzung vieler Länder des Warschauer Vertrags zu verwandeln.

Die imperialistische Bedrohung war und blieb zwar real, doch nach dem Machtantritt der Chruschtschowianer wurden unsere Länder als vorgeschobenes Schlachtfeld vor den sowjetischen

Grenzen und unsere Völker als Kanonenfutter der Sowjetrevisionisten betrachtet. Alles — die Armee, die Wirtschaft, die Kultur usw. — versuchten sie unter ihre Kontrolle und Leitung zu bringen. Mit Ausnahme der Partei der Arbeit Albaniens gingen alle anderen Parteien der sozialistischen Länder in diese chruschtschowianische Falle.

Doch unvermeidlich gab es auch unter denen, die Chruschtschows Linie folgten und sich ihr unterwarfen, Reibungen, Meinungsverschiedenheiten, Zänkereien, die allesamt ihren Ursprung in den Zielen einer prinzipienlosen Politik hatten. Die Weltbourgeoisie und die internationale Reaktion schürten diese Meinungsverschiedenheiten, um die Risse im »kommunistischen Block« zu vertiefen.

Chruschtschow und Konsorten sahen diesen Prozeß, und sie bedienten sich aller Mittel und Methoden, um ihn einzudämmen und zu isolieren.

Zur Erreichung ihrer strategischen Ziele brauchten die Chruschtschowianer die »Freundschaft« aller, besonders der Parteien und Länder des sozialistischen Lagers. Deshalb griffen sie zu verschiedenen Taktiken, um die »Verbindungen zu konsolidieren«, die Meinungsverschiedenheiten auszuräumen, die anderen zu unterwerfen und unter ihre Leitung zu bringen.

Dabei bedienten sie sich der Methode, Beratungen, Versammlungen durchzuführen, fast alle

in Moskau, um Moskau, wenn schon nicht de jure, so doch mindestens de facto, zum Zentrum des internationalen Kommunismus zu machen und stets den Vorteil zu haben, den einen oder anderen bearbeiten und mit Menschen und Abhörgeräten unter Kontrolle halten zu können. Es war klar, daß für die Chruschtschowianer nicht alles wie geschmiert lief. Die Sowjetunion hatte mannigfache Widersprüche mit Albanien, mit China, aber auch mit den anderen volksdemokratischen Ländern. Die auf dem 20. Parteitag lauthals verkündete Linie der »Freiheit« und der »Demokratie« wurde jetzt für die Sowjetführung zu einem Bumerang. Die Reihen hatten sich auflösen begonnen. Doch die Chruschtschowianer mußten unter allen Bedingungen, mindestens zum Schein, die politisch-ideologische »Einheit« des sozialistischen Lagers und der internationalen kommunistischen Bewegung wahren. Zu diesem Zweck wurde auch die Moskauer Beratung des Jahres 1957 organisiert.

Chruschtschow und Konsorten bemühten sich fieberhaft um eine Teilnahme des Bundes der Kommunisten Jugoslawiens als »Partei eines sozialistischen Landes« an der Beratung. Und nicht nur das, Tito sollte sich mit Chruschtschow möglichst auch über die Plattform, die Durchführung und die Ergebnisse der Beratung selbst einigen. Die von den Chruschtschowianern erträumte und sehnlichst erstrebte »Einheit«

würde dann vollkommener erscheinen als je zuvor. Nun gehörte allerdings Tito nicht zu denen, die sich leicht in Chruschtschows Pferch locken ließen. Zahlreiche Briefe wurden am Vorabend der Beratung ausgetauscht, viele bilaterale Treffen von Chruschtschows und Titos Leuten fanden statt, doch kaum sah es so aus, als sei Einvernehmen erzielt worden, brach alles in sich zusammen, und der Graben wurde noch tiefer. Jede Seite wollte die Beratung für ihre eigenen Zwecke benutzen: Chruschtschow, damit er die »Einheit« verkünden konnte, auch wenn er schmerzliche Zugeständnisse machen mußte, um Tito zufriedenzustellen und für sich zu gewinnen. Dieser wiederum wollte die anderen dazu bringen, sich offen und endgültig vom Marxismus-Leninismus, vom Kampf gegen den modernen Revisionismus, von jedem prinzipienfesten Standpunkt loszusagen. Ponomarjow und Andropow fuhren nach Belgrad, feilschten mit Titos Vertretern, waren bereit, viele frühere, scheinbar prinzipienfeste Positionen aufzugeben, doch Tito winkte schon von weitem ab:

»Wir kommen zur Beratung, aber nur unter der Voraussetzung, daß keine Erklärung veröffentlicht wird, denn sonst verschärft sich das internationale Klima, die Imperialisten werden zornig und werfen uns eine 'Bedrohung durch den Kommunismus' vor.«

»Wir Jugoslawen können keinerlei Erklärung

akzeptieren, weil sonst unsere westlichen Verbündeten meinen, wir hätten uns dem sozialistischen Lager angeschlossen. Die Folge könnte sein, daß sie ihre engen Beziehungen zu Jugoslawien abbrechen.«

»Wir kommen zu der Beratung unter der Bedingung, daß dort die Begriffe Opportunismus und Revisionismus nicht in den Mund genommen werden, denn das wäre ein direkter Angriff auf uns.«

»Wir kommen zu der Beratung unter der Bedingung, daß die Politik der imperialistischen Mächte nicht angegriffen wird, denn das wäre der Entspannungspolitik abträglich.« Und so weiter, und so fort.

Kurz, Tito wollte, daß sich die Kommunisten der Welt in Moskau versammelten, um miteinander Tee zu trinken und sich Märchen zu erzählen.

Doch gerade die Erklärung brauchte Chruschtschow, eine Erklärung, in der die »Einheit« beteuert wurde und unter der möglichst viele Unterschriften standen. Die Diskussionen wurden abgebrochen. Tito entschied sich, nicht nach Moskau zu fahren. Chruschtschows Zorn brach hervor, die Ausdrücke wurden »härter«, das Lächeln und die Schmeicheleien für den »Genossen« und »Marxisten« Tito wurden für einen Moment ersetzt durch das Beiwort »Opportunist«, der »gar nichts mit dem Leninismus zu tun hat«, usw. usf.

Doch auch dieser »harten Worte« gegen das Belgrader Oberhaupt bediente sich Chruschtschow nur auf den Gängen und bei Zufallsbegegnungen, in der Beratung selbst sagte er nämlich kein Wort gegen »Genossen Tito«. Im Gegenteil, wenn er etwas »gegen« die Revisionisten bzw. alle, die sich gegen die Sowjetunion wandten, sagen mußte, führte er zwei Leichen an, die auf den Müll gekehrt worden waren: Nagy und Djilas.

Er hoffte noch, Tito werde vielleicht nach Moskau kommen, um die »Einheit der Dreizehn« zu bekräftigen, wie er es kurz zuvor in Bukarest versprochen hatte. Doch Tito wurde plötzlich »krank«!

»Diplomatische Krankheit!« wütete Chruschtschow und fragte uns und die anderen, was nun zu tun sei, da die Jugoslawen es nicht nur ablehnten, die Erklärung zu unterzeichnen, sondern auch an der ersten Beratung, der Beratung der kommunistischen Parteien der sozialistischen Länder, teilzunehmen.

»Wir haben unsere Meinung über sie schon lange gesagt«, antworteten wir, »und jeder Tag bestätigt, daß wir recht hatten und haben. Wir werden nicht nachgeben, nur weil die Jugoslawen nicht kommen wollen.«

»Das ist auch unsere Meinung«, sagte Suslow zu uns. Und die Beratung fand ohne den überflüssigen Dreizehnten am Tisch statt.

Doch auch wenn die jugoslawischen Revisio-

nisten an der ersten Beratung, der Beratung der Parteien der sozialistischen Länder, nicht teilnahmen, bei ihren Arbeiten waren sie doch gegenwärtig. Sie waren vertreten durch ihre ideologischen Brüder, Gomulka und Konsorten. Diese setzten sich offen für Titos Thesen ein und verlangten von Chruschtschow und den anderen Vorstöße in Richtung auf die weitere Auflösung und Konfusion.

»Wir sind nicht damit einverstanden, daß man 'sozialistisches Lager mit der Sowjetunion an der Spitze' sagt«, erklärte Gomulka. »Wir haben auch in der Praxis diese Formulierung aufgegeben, um zu zeigen, daß wir nicht mehr von der Sowjetunion abhängig sind wie zur Zeit Stalins.«

Die sowjetischen Führer selbst betrieben rund um dieses Problem ein hinterhältiges Manöver. Um ihre angebliche Prinzipientreue in den Beziehungen zu den anderen Bruderparteien zu demonstrieren, hatten sie »vorgeschlagen«, die Formulierung »mit der Sowjetunion an der Spitze« wegzulassen, weil wir alle »gleich« seien. Diesen Vorschlag machten sie allerdings nur halbherzig, gerade, um den anderen auf den Puls zu fühlen, denn eigentlich waren sie nicht bloß für die Formulierung »mit. . . an der Spitze«, sondern nach Möglichkeit sogar für die Formulierung »unter der Leitung der Sowjetunion«, also »in Abhängigkeit von der Sowjetunion«. Darauf

legten sie es an, dafür kämpften sie, und mit der Zeit kamen die Absichten der Chruschtschowianer vollständig ans Licht.

Als Gomulka auf der Beratung seinen Vorschlag machte, wurden die sowjetischen Vertreter schwarz vor Wut, und ohne selbst als erste die Bühne zu betreten, hetzten sie die anderen auf, über Gomulka herzufallen.

Es entspann sich eine lange Debatte über dieses Problem. Obwohl sich bei uns jeden Tag klarer die Meinung herauskristallisierte, daß die Führung der Sowjetunion dabei war, vom Weg des Sozialismus abzuweichen, verfochten wir weiterhin die Losung: »mit der Sowjetunion an der Spitze«, und zwar aus prinzipiellen und taktischen Erwägungen. Wir wußten genau, daß es Gomulka und seinen Anhängern, wenn sie gegen diese Aussage auftraten, in Wirklichkeit darum ging, offen und ohne Zaudern alles über Bord zu werfen, was an der jahrzehntelangen Erfahrung der Sowjetunion unter Führung Lenins und Stalins gut und wertvoll gewesen war, daß sie die Erfahrung der Oktoberrevolution und des sozialistischen Aufbaus in der Sowjetunion zur Zeit Stalins über Bord werfen, der Sowjetunion die Rolle absprechen wollten, die sie beim Sieg und beim Voranschreiten des Sozialismus in vielen Ländern eigentlich hätte spielen müssen.

So schlossen sich also Gomulka, Togliatti und andere Revisionisten dem blindwütigen Angriff

an, den der Imperialismus und die Reaktion in jenen Jahren gegen die Sowjetunion und die internationale kommunistische Bewegung entfesselt hatten.

Die Verteidigung dieser wichtigen marxistisch-leninistischen Errungenschaften war für uns eine internationalistische Pflicht, deshalb widersetzten wir uns Gomulka und den anderen nachdrücklich. Das war prinzipienfest. Auf der anderen Seite war die Verteidigung der Sowjetunion und der Losung: »mit der Sowjetunion an der Spitze« 1957 und auch noch zwei oder drei Jahre später eine der Taktiken unserer Partei, um den chruschtschowianischen modernen Revisionismus selbst zu attackieren.

Obwohl Chruschtschow und die anderen unsere Ansichten und unsere Haltung kannten, waren wir damals noch nicht vor allen Parteien offen gegen die sich bei ihnen herauskristallisierende revisionistische Linie aufgetreten. Wenn wir also nachdrücklich und vor aller Augen gegen die revisionistischen Thesen Titos, Gomulkas, Togliattis und anderer auftraten, bot sich uns damit gleichzeitig die Gelegenheit, indirekt die Thesen, die Haltung und das Vorgehen von Chruschtschow selbst anzugreifen, die sich im Kern von denen Titos und seiner Konsorten nicht unterschieden.

Doch mit ganz anderen Absichten und aus ganz anderen Gründen, die dem Marxismus-

Leninismus fremd waren, stellten sich Gomulka auch andere entgegen, Ulbricht, Novotny, Schiwkoff sowieso, Dej usw. Sie machten der Sowjetunion und Chruschtschow den Hof und ließen in dieser Frage ihren ideologischen Bruder in der Minderheit.

Mao Tsetung feuerte von seinem Platz aus »Argumente« ab.

»Unser Lager«, sagte er, »braucht einen Kopf, denn auch die Schlange hat einen Kopf, auch der Imperialismus hat einen Kopf. Ich wäre nicht einverstanden«, fuhr Mao fort, »würde man China als Kopf des Lagers bezeichnen, denn wir verdienen diese Ehre nicht, können diese Rolle nicht spielen, wir sind noch arm. Wir haben noch nicht einmal einen Viertel Satelliten, während die Sowjetunion zwei hat. Außerdem verdient es die Sowjetunion, dieser Kopf zu sein, weil sie uns gut behandelt. Seht euch an, wie frei wir jetzt reden können. Wäre Stalin da, würden wir kaum so reden können. Als ich mit Stalin zusammentraf, fühlte ich mich ihm gegenüber wie ein Schüler vor dem Lehrer. Mit Genossen Chruschtschow dagegen sprechen wir frei, wie gleichberechtigte Genossen.«

Und als ob dies nicht schon gereicht hätte, fuhr er in dem ihm eigenen Stil fort:

»Es ist, als sei mit der Kritik am Personenkult eine Art schweres Dach von uns genommen worden, das stark auf uns drückte und uns daran

hinderte, viele Fragen richtig zu verstehen. Wer nahm dieses Dach von uns, wer erleichterte es uns allen, den Personenkult richtig zu begreifen?!« fragte der Philosoph, schwieg ein wenig und gab dann gleich selbst die Antwort: »Genosse Chruschtschow, und dafür sei ihm Dank.«

So verteidigte der »Marxist« Mao die These: »mit der Sowjetunion an der Spitze«, so verteidigte er auch Chruschtschow. Doch als Balancekünstler fügte Mao, um Gomulka, der gegen diese These war, nicht zu verärgern, gleich hinzu:

»Gomulka ist ein guter Genosse, man muß ihn unterstützen und ihm vertrauen!«

Eine sehr lange Debatte wurde auch über die Haltung zum modernen Revisionismus geführt.

Besonders Gomulka, unterstützt von Ochab und Sambrowski, auf der ersten Beratung der 12 Parteien der sozialistischen Länder, und danach, auf der zweiten Beratung der 68 Parteien, an der auch Titos Vertreter teilnahmen, auch Togliatti liefen dagegen Sturm, daß der moderne Revisionismus angegriffen, daß er als Hauptgefahr in der internationalen kommunistischen und Arbeiterbewegung definiert wurde, denn, so sagte Ochab: »Mit diesen Formeln haben wir die tapferen und wunderbaren jugoslawischen Genossen weggestoßen, und damit stoßt ihr jetzt auch uns Polen weg«.

Palmiro Togliatti stand auf und verkündete

der Beratung seine ultrarevisionistischen Thesen:

»Vertiefen wir die Linie des 20. Parteitags noch weiter«, sagte er in der Essenz, »machen wir so die kommunistischen Parteien zu breiten Massenparteien, erschließen wir neue Wege, geben wir neue Losungen aus. Heute«, fuhr er fort, »ist eine große Unabhängigkeit bei der Festlegung der Losungen und der Formen der Zusammenarbeit vonnöten, deshalb sind wir gegen ein einziges Führungszentrum. Dieses Zentrum würde der Entfaltung der Individualität jeder Partei und der Annäherung an die breiten Massen, an die Katholiken usw. um uns herum nicht nützen.«

Jacques Duclos, der neben mir saß, hielt es nicht mehr auf seinem Platz:

»Ich stehe auf«, sagte er zu mir, »ich sag es ihm ins Gesicht. Hörst du, Genosse Enver, was der von sich gibt?!«

»Ja«, erwiderte ich Duclos. »Er sagt hier, was er schon seit langem denkt und tut.«

»1945 erklärten wir, wir wollten eine neue Partei schaffen«, machte Togliatti weiter. »Wir sagen 'neue Partei' und wollen nicht Lenins These von der 'Partei neuen Typs' verwenden, denn wenn wir das sagen würden, wäre das ein schwerer politischer und theoretischer Fehler, würde das heißen, daß wir eine kommunistische Partei schaffen, die die Traditionen der Sozialdemokratie zerstören würde. Würden wir eine Partei

neuen Typs aufbauen«, fuhr Togliatti fort, »würden wir die Partei von den Volksmassen entfernen und hätten niemals erreichen können, was wir erreicht haben, nämlich daß unsere Partei zu einer großen Massenpartei geworden ist.«

An dieser und anderen Thesen Togliattis entzündeten sich die Gemüter. Auch Jacques Duclos stand auf.

»Wir haben Togliattis Rede aufmerksam zugehört«, sagte er unter anderem, »doch wir erklären, daß wir mit dem, was Togliatti gesagt hat, auf keinen Fall einverstanden sind. Seine Ansichten geben dem Opportunismus und Revisionismus freie Bahn.«

»Für unsere Parteien,« wehrte sich Togliatti, »waren und sind das Sektierertum und der Dogmatismus ein Hemmnis.«

Einmal erhob sich auch Mao Tsetung, um in dem ihm eigenen Stil, mit Allegorien und Andeutungen, die Gemüter zu beschwichtigen:

»In jeder... menschlichen Frage«, sagte er, »muß man in die Schlacht ziehen, aber auch die Versöhnung anstreben. Mir geht es um die Beziehungen unter Genossen: wenn wir Differenzen haben, sollten wir einander zu Gesprächen einladen. In Panmunjon haben wir mit den Amerikanern verhandelt, in Vietnam mit den Franzosen.«

Nachdem er noch einige andere dieser Flos-

keln von sich gegeben hatte, kam er zu dem, worauf er hinauswollte:

»Es gibt Leute«, sagte er, »die sind zu 100 Prozent Marxisten, es gibt welche, die sind es zu 80 Prozent, zu 70 Prozent, zu 50 Prozent, ja, es gibt sogar Marxisten, die es vielleicht nur zu 10 Prozent sind. Auch mit denen, die nur zu 10 Prozent Marxisten sind, müssen wir sprechen, denn das wird nur zu unserem Vorteil sein.«

Er schwieg ein wenig, ließ einen verlorenen Blick über den Saal schweifen und fuhr fort:

»Warum sollen wir uns also nicht zu zweit oder zu dritt in einem kleinen Zimmer zusammensetzen und uns unterhalten? Warum sollen wir uns nicht ausgehend vom Wunsch nach Einheit unterhalten? Wir müssen beide Hände gebrauchen — mit der einen müssen wir gegen die kämpfen, die Fehler begehen, mit der anderen müssen wir Zugeständnisse machen.«

Auch Suslow stand auf und war genötigt, eine »prinzipienfeste« Haltung einzunehmen. Er betonte, der Kampf gegen Opportunismus und Revisionismus sei wichtig, so wie auch der Kampf gegen den Dogmatismus wichtig sei, nur sei eben der »Revisionismus die Hauptgefahr, weil er Spaltung sät, die Einheit zerstört«, usw. usw.

Den sowjetischen Chruschtschowianern ging es einzig und allein darum, »die Einheit zu wahren«, die sozialistischen Länder und die kommunistischen Parteien der verschiedenen Län-

der im Zaum zu halten. Wenn sie deshalb diesmal eine Reihe richtiger Thesen »billigten« und »verteidigten«, so taten sie es vor allem, weil sie durch den entschlossenen Kampf der wirklichen Marxisten-Leninisten unter den Teilnehmern an dieser Beratung dazu gezwungen wurden, aber auch ihrem strategischen Plan zuliebe. Sie lenkten vorübergehend ein, hielten sich zurück, um Kräfte zu sammeln und dann später revisionistische Revanche zu nehmen.

Unsere Delegation legte zu allen auf der Beratung zur Debatte stehenden Problemen ihren marxistisch-leninistischen Standpunkt dar, vor allem zur Frage des Kampfes gegen den modernen Revisionismus und den amerikanischen Imperialismus als Hauptgefahr für den Frieden und die Völker, zur Frage der Möglichkeiten des Übergangs zum Sozialismus, zur Frage der Wahrung der marxistisch-leninistischen Einheit in der kommunistischen und Arbeiterbewegung, zur Frage der Verteidigung der Erfahrung der Oktoberrevolution und der sozialistischen Ordnung usw.

Der Kampf, der auf der Beratung gegen die opportunistischen Ansichten zu den diskutierten Problemen geführt wurde, zwang die Revisionisten zum Rückzug. Es wurde erreicht, daß die Moskauer Erklärung von 1957 im allgemeinen zu einem positiven Dokument wurde.

Der Revisionismus, der Rechtsopportunismus

wurde auf der Beratung als Hauptgefahr für die internationale kommunistische und Arbeiterbewegung definiert.

Die Jugoslawen waren darüber erbost. Schon vorher hatten sie mit Chruschtschows Leuten besonders über diese These lange Debatten geführt.

»Warum regt ihr euch denn auf?« beruhigten sie die Chruschtschowianer. »Nirgendwo ist euer Name erwähnt. Wir werden vom Revisionismus im allgemeinen sprechen, ohne irgendeine Festlegung.«

»Ja«, erwiderten die Jugoslawen, »aber seht euch die Artikel von Enver Hoxha an, die ihr auch noch in der Prawda abdruckt! Wenn Enver Hoxha gegen den Revisionismus schreibt, dann meint er uns und nennt uns auch beim Namen. Doch auch wenn wir nicht beim Namen genannt werden, denkt dabei jeder an uns, deshalb nehmen wir nicht teil und unterschreiben auch nicht die Erklärung der Parteien der sozialistischen Länder.«

Und sie unterschrieben die Erklärung nicht.

Mao Tsetung drückte sein tiefes Bedauern aus:

»Sie werden die Erklärung der 12 Parteien nicht unterschreiben«, sagte er. »Regulär müßten es 13 Länder sein, doch die jugoslawischen Genossen haben sich entzogen. Wir haben keinen Grund, sie ihnen aufzuzwingen. Sie werden nicht

unterschreiben. Ich sage, daß sie in 10 Jahren die Erklärung unterschreiben werden.«*

In der Erklärung, die von der Beratung gemeinsam ausgearbeitet und verabschiedet wurde, war die Erfahrung der kommunistischen Weltbewegung verallgemeinert, wurden die allgemeinen Gesetze der sozialistischen Revolution und des sozialistischen Aufbaus verteidigt, wurden eine Reihe gemeinsamer Aufgaben der kommunistischen und Arbeiterparteien und die für die Beziehungen zwischen ihnen gültigen Normen festgelegt.

So war die Verabschiedung der Erklärung ein Sieg der revolutionären marxistisch-leninistischen Kräfte. Sie stellte im großen ganzen ein richtiges gemeinsames Kampfprogramm für die künftigen Schlachten gegen Imperialismus und Revisionismus dar.

Dennoch hatten die modernen Revisionisten, obwohl sie erst einmal zurücksteckten, von ihrem finsternen Werk nicht abgelassen. Chruschtschow benutzte die Moskauer Beratung von 1957 als Mittel, um den Boden für die Fortsetzung seiner teuflischen antikommunistischen Pläne vorzubereiten.

Er tat alles, um seinen Verrat mit Lenins

* Mao irrte sich nur in der Frist. Nicht nach 10, sondern nach 20 Jahren wurde in Peking wirklich eine »Erklärung« mit den Jugoslawen unterzeichnet. Die Maoisten unterschrieben ihren Kniefall vor Tito. (Anmerkung des Autors)

Namen zu tarnen. Deshalb warf er mit einer pseudoleninistischen Phraseologie um sich, mobilisierte alle liberalen Pseudophilosophen, die nur darauf warteten, die revisionistischen Linien (die sie aus dem alten sozialdemokratischen Arsenal hervorholten) mit einem leninistischen Tarnmantel zu versehen, entsprechend dem heutigen Stand der wirtschaftlichen Entwicklung »unserer Epoche der Überlegenheit des Sozialismus«, in der »insbesondere die Sowjetunion das Stadium des Aufbaus des Kommunismus erreicht«.

Der Chruschtschowismus entstellte den Marxismus-Leninismus, erklärte ihn für überholt, erklärte später folgerichtig auch die Phase der Diktatur des Proletariats für überholt und verkündete ihre Ablösung durch den »Staat des ganzen Volkes«. Ebenso ersetzte Chruschtschow, konsequent in seinem Verrat, auch die Partei des Proletariats durch die »Partei des ganzen Volkes«. Demnach, so Chruschtschow, war die Sowjetunion dabei, »zur höheren Phase des Kommunismus« überzugehen, während das Land in Industrie und Landwirtschaft in Wirklichkeit noch zurück war, während seine Märkte leer waren. Nur in den Erklärungen der Chruschtschowianer war »die Sowjetunion dabei, zur höheren Phase des Kommunismus überzugehen«, die Wirklichkeit zeugte vom Gegenteil. Vor allem hätte dieses Land eine starke marxistisch-leninistische Partei

gebraucht, um den sowjetischen Menschen, die sowjetische Gesellschaft, die im Begriff war zu entarten, zu erziehen.

Dieser liberale Bluff wurde von Chruschtschow und seinen Theoretikern von morgens bis abends hinausposaunt. In der Presse, im Rundfunk und in der gesamten sowjetischen Propaganda wurde ein Riesenspektakel darum gemacht. Sogar auf den Straßen, an den Häuserfronten und in den Industriebetrieben waren überall Spruchbänder und Parolen in großen Lettern zu sehen: «*Dognat i peregnat SŠA*»*. Von Versammlungstribünen herab schrie sich der Verräter heiser: Wir haben die USA in diesem und jenem Bereich überholt, wir werden sie in der Landwirtschaft übertreffen (er legte sogar den Zeitpunkt fest), wir werden dem Kapitalismus das Grab schaufeln usw. Die revisionistischen Theorien wurden von den verräterischen Führungen der pseudomarxistischen Parteien und einem ganzen Mischmasch pseudomarxistischer, trotzkistischer, Philosophen wie Servenne, Garaudy, Kriwin, Fischer und anderen in sämtlichen kapitalistischen Ländern entwickelt, ausgesponnen und verbreitet. Sie hatten sich in den kommunistischen Parteien verkrochen gehabt und kamen nun als Chruschtschowrevisionisten hervor wie Pilze nach dem Regen.

Die wahren Kommunisten wurden überrum-

* Russisch im Original: »Erreichen und überholen wir die USA.«

pelt. Dabei spielte eine ungesunde antimarxistische Sentimentalität eine negative Rolle. Sie wollten nicht aufbegehren gegen ihre Parteien, die im Begriff waren zu entarten, gegen die alten Führer, die Verrat begingen, gegen die Sowjetunion, die sie so sehr liebten, ohne daß sie imstande gewesen wären zu erkennen, in welche Katastrophe das Vaterland Lenins und Stalins trieb.

Die kapitalistische Bourgeoisie schürte diese Verwirrung mit allen ihr zur Verfügung stehenden wirtschaftlichen und propagandistischen Mitteln.

So wurde Chruschtschows tückischer Plan präzise abgewickelt, mit Intrigen, Druck, Demagogie, Erpressung, falschen Beschuldigungen, Bruch von Verträgen, Abkommen und Übereinkünften zwischen der Sowjetunion und China, aber auch zwischen der Sowjetunion und Albanien, bis die Chruschtschowianer schließlich bei der »berühmten« Bukarester Beratung angelangt waren.

11. »ZUCKERBROT« UND »PEITSCH«

Unsere Partei- und Regierungsdelegation fährt in die Sowjetunion. Chruschtschows Manöver: das »Zuckerbrot« wird auf den Tisch gelegt — die sowjetische Regierung erläßt uns die Rückzahlung der Kredite. Leningrad: Pospjelow und Koslow zensieren unsere Reden. »Die Jugoslawen dürfen nicht erwähnt werden.« Unsere offiziellen Gespräche mit Chruschtschow und anderen. Chruschtschow wird nervös: »Ihr wollt uns auf Stalins Weg zurückbringen.« »Tito und Ranković sind besser als Kardelj und Popović — Tempo ist ein wankelmütiger... Esel.« Ein flüchtiges Treffen mit dem jugoslawischen Botschafter in Moskau, Micunović. Chruschtschows Besuch in Albanien im Mai 1959. Chruschtschow und Malinowski wollen von uns Militärstützpunkte: »Wir werden das ganze Mittelmeer vom Bosphorus bis nach Gibraltar in der Hand haben.« Der Berater für die Hundeverteilung. Die sowjetische Botschaft in Tirana, ein Nest des KGB.

Unsere Partei und ihr Zentralkomitee erkannten den tragischen Kurs, auf den die Chruschtschowianer die Sowjetunion und die anderen

sozialistischen Länder trieben, sie sahen, worauf die Entwicklung hinauslief. Daher befanden wir uns in einem großen Dilemma. Die Schritte, die wir taten, mußten genau erwogen werden: wir durften nichts überstürzen, aber auch nicht schlafen. Wir erwarteten schwierige Zeiten und hatten daher großes Interesse daran, die Lage innerhalb des Landes weiter zu stabilisieren, die Wirtschaft aufzubauen und weiterzuentwickeln und die Armee zu stärken. In erster Linie und vor allem anderen mußten wir die Partei auf dem Kurs des Marxismus-Leninismus halten, das Eindringen des Revisionismus bekämpfen und in diesem Kampf standhaft die leninistischen Normen, die Einheit in der Führung und in der Partei verteidigen. Das war die Hauptsache, wollten wir vom Titoismus und vom Chruschtschowismus unbeeinträchtigt bleiben. Diese wollten den Schein wahren und konnten uns auf diesem Gebiet nicht offen angreifen. Zu Recht verteidigten wir die Sowjetunion, als alle sie angriffen. Das war, wie ich bereits geschrieben habe, eine weitere wichtige Grundsatzfrage und gleichzeitig unsere Taktik gegen die Chruschtschowianer, die keine Risse in unserer Haltung fanden.

Sie konnten oder wollten die Widersprüche mit uns nicht verschärfen. Vielleicht meinten sie, daß sie uns, klein wie wir waren, die Luft abschneiden könnten, weil sie die Stärke unserer Partei und die Lebenskraft des albanischen Volkes

unterschätzten. Oder sie glaubten, sie könnten die Festung von innen nehmen, und machten dafür ihren Agentenring einsatzbereit (wie sich dann herausstellte, hatten sie in dieser Richtung mit Liri Belishova, Maqo Çomo, Panajot Plaku, Beqir Balluku, Petrit Dume, Hito Çako und anderen Mitverschwörern gearbeitet, die wir später enttarnten). Doch trotz ihrer Versuche, sich mit uns »gut zu stellen« und die Gemüter nicht zu erhitzen, sahen sowohl sie als auch wir, daß sich die Kluft vertiefte.

Die Jugoslawienfrage war wie schon zuvor einer der Hauptpunkte, die uns von den Chruschtschowianern trennten. Diese unternahmen alle Anstrengungen, uns zur Aussöhnung mit den jugoslawischen Revisionisten zu bewegen. Hinter Chruschtschows Wunsch, wir sollten uns mit ihnen versöhnen, steckte die Absicht, uns von unserem zielklaren marxistisch-leninistischen Weg abzubringen; wir sollten unsere richtige und prinzipienfeste Haltung im Land wie international aufgeben, uns also der chruschtschowianischen Linie fügen.

Das hatten wir schon lange erkannt, und wir gaben weder der Demagogie noch den Erpressungen und Drohungen Chruschtschows nach. Außer den Fällen, über die ich bereits berichtet habe, kann dafür ein Treffen als typisch gelten, das wir im April 1957 in Moskau mit der sowjetischen Führung hatten. Das war die Zeit nach den Ereignissen

nissen in Ungarn und Polen und nach dem Plenum des Zentralkomitees unserer Partei im Februar 1957.

Auf diesem Plenum hatten wir die bitteren Ereignisse in Ungarn und Polen noch einmal gründlich analysiert. Wir äußerten offen unsere Ansichten über die damalige zugespitzte internationale Lage, sprachen über die wahren Ursachen der Erschütterungen im sozialistischen Lager, griffen nachdrücklich die Manöver des Imperialismus mit dem amerikanischen an der Spitze an, entlarvten den modernen Revisionismus und bekräftigten und verteidigten die Grundprinzipien des Marxismus-Leninismus. Insgesamt widersprach der Bericht, den ich im Namen des Politbüros auf diesem Plenum hielt, vielen der Thesen des 20. Parteitags, ohne daß dieser ausdrücklich erwähnt worden wäre. Wir veröffentlichten den Bericht sofort nach dem Plenum. Er wurde in der Zeitung »Zëri i Popullit« abgedruckt und im Radio gesendet. Gewiß waren die Chruschtschowianer darüber erbost. Offen konnten sie gegen unsere prinzipienfesten Thesen und Auffassungen nichts unternehmen, wollten sie doch den Schein wahren. Doch innerlich kochten sie. Sie mußten sich mit uns »verständigen«, uns an die Leine legen. Sie forderten, eine Delegation auf höchster Ebene solle im Zuge der »Festigung der Freundschaft« nach Moskau fahren.

Im April 1957 brachen wir in die Sowjet-

union auf. Das waren ich, Mehmet Shehu, Gogo Nushi, Rita Marko, Ramiz Alia, Spiro Koleka, Xhafer Spahiu, Behar Shtylla und andere. Großes Erstaunen: kaum war unser Schiff in die Hoheitsgewässer der Sowjetunion eingelaufen, tauchte eine Gruppe sowjetischer Kriegsschiffe auf, nahm uns in die Mitte, gab Flaggengruß und geleitete uns nach Odessa. Am Hafen waren zu unserem Empfang erschienen: der Stellvertretende Ministerpräsident der Ukraine, der Stellvertretende Außenminister der Sowjetunion Patolitschew, leitende Funktionäre der Partei und der Staatsmacht von Odessa und viele hundert Menschen mit Fahnen und Blumen. Wir blieben einen Tag in Odessa, sahen uns die Stadt an, wurden ins Ballett geführt, und abends reisten wir mit dem Zug nach Moskau ab. Auf dem Bahnhof von Kiew empfingen uns Kiritschenko, Kaltschenko (Ministerpräsident der Ukraine) und andere. Eine herzliche Unterhaltung, sie wünschten uns gute Reise, und wir fuhren weiter. Noch wärmer war die Atmosphäre auf dem Kiewer Bahnhof in Moskau. Viele tausend Moskauer waren mit Fahnen und Blumen in der Hand erschienen, um die ankommende hohe albanische Delegation zu begrüßen und ihre aufrichtige Liebe und Achtung für unser Volk, unsere Partei und unser Land zu bekunden. Diese in den Jahren, da Stalin noch lebte, gestählte besondere Liebe und Achtung, die uns das sowjetische Volk entgegenbrachte, habe ich emp-

funden, sooft ich bei Besuchen in Industriebetrieben, Kolchosen, Kunst- und Kulturzentren und wissenschaftlichen Einrichtungen Gelegenheit zum Kontakt mit einfachen Menschen aus dem sowjetischen Volk hatte. Die einfachen Sowjetmenschen sahen in unserer Partei und unserem Volk ihre wahren und aufrichtigen Freunde, eine Partei und ein Volk, die die Sowjetunion von ganzem Herzen liebten und mit aller Kraft verteidigten, die Lenin und Stalin liebten und ihren Namen hochhielten.

»Genosse Enver«, sagte Patolitschew zu mir, »auf diesem Bahnhof sind auch andere hohe Vertreter der volksdemokratischen Länder empfangen worden, aber so einen Empfang, wie euch das sowjetische Volk eben bereitet, habe ich noch nie erlebt.«

Auf dem Bahnsteig waren zu unserem Empfang Chruschtschow, Bulganin, Mitglieder des Präsidiums des Zentralkomitees der Partei, Mitglieder der Regierung der UdSSR u.a. erschienen. Wir schüttelten einander die Hand und umarmten uns. Und obgleich ihre Freudenbezeugungen noch lange nicht mit denen des Volkes verglichen werden konnten, das uns weiter umjubelte, fiel doch auf, daß auch der Empfang durch die Sowjetführer diesmal um einige Grade wärmer war als bei früheren Gelegenheiten. Auch an Worten der Wertschätzung wurde weder am Bahnhof noch bei den Willkommensempfängen gespart.

»Wir sind stolz auf unsere Freundschaft mit euch; eure Partei ist eine junge Partei, doch sie hat große Reife bewiesen; ihr spielt eine sehr wichtige Rolle. . .«, beteuerten uns Chruschtschow, Bulganin, Pospjelow und alle anderen um die Wette.

Sehr rasch erkannten wir, daß dies das »Zuckerbrot« war. Die Peitsche sollten sie bald darauf hervorholen.

»Wir müssen euch organisierter helfen. Wir haben euch zwar etwas gegeben, doch nicht durchdacht genug«, versuchte uns Chruschtschow auf dem ersten Empfang Honig um den Bart zu schmieren, und auch hier vergaß er nicht, seinen großen »Wunsch« zu wiederholen, Albanien möge zum »Vorbild für die Länder Asiens und Afrikas, für Griechenland und Italien« werden.

Nachdem er mehrmals beteuert hatte, sie würden uns noch »mehr«, noch »besser helfen«, hielt es Chruschtschow für angebracht, schon bei dieser Gelegenheit die Wirkung seiner Versprechungen auszuloten.

»Wir mußten im Präsidium laut lachen«, sagte er, »als wir Titos Rede in Pula lasen. Er hat darin Genossen Enver gescholten, aber Tito ist verblendet.«

»Er hat von uns umgehend die gebührende Antwort erhalten«, erwiderte ich.

»Natürlich, natürlich«, sagte Chruschtschow, und sein Lächeln erstarb. »Doch wir müssen unse-

re berechnete Empörung bezähmen und uns ihnen gegenüber nachsichtig zeigen, den Völkern Jugoslawiens zuliebe, der Einheit des Lagers zuliebe. Wir werden unters Volk gehen und reden«, fuhr er fort. »Wir müssen vernünftig sein. Wir dürfen die Jugoslawen nicht namentlich erwähnen, sondern müssen über den Revisionismus ganz allgemein sprechen, als Erscheinung. . .«

Es war das Begrüßungsbankett, und ich widersprach nicht. Doch das Jugoslawienproblem sollte uns überallhin verfolgen.

Zwei Tage darauf fuhren wir nach Leningrad. Koslow empfing uns mit den wärmsten Worten.

»Ich bin verrückt nach Albanien«, sagte er zu uns. »Ich bin ein großer Freund eures Landes geworden!« (Derselbe Koslow bewies zwei oder drei Jahre später, nach den unvergeßlichen Ereignissen von Bukarest und Moskau, wie »freundlich« er uns gesonnen war. Er ging unter anderem sogar so weit, uns mit dem Verlust der Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes zu drohen, als er sagte: »Eine einzige Atombombe der Amerikaner genügt, um Albanien und seine Bevölkerung vollständig auszulöschen.«)

Wir besichtigten unter anderem den Maschinenbaubetrieb »Lenin«, ein großes Werk von geschichtlicher Bedeutung. Dort hatte Lenin unter den schwierigen Bedingungen des Zarismus die ersten kommunistischen Gruppen aufgebaut und häufig vor den Arbeitern gesprochen.

»Dieses Werk ist noch von keiner ausländischen Delegation besichtigt worden«, sagte Pospjelow, der uns bei diesem Besuch begleitete.

Die Arbeiter waren nicht auf uns vorbereitet, weil der Besuch spontan war, aber sie empfingen uns wirklich sehr herzlich. Ein Arbeiter, der an einer Turbine für unser Wasserkraftwerk am Mat arbeitete, gab uns einige Werkzeuge, die wir als Andenken einem albanischen Arbeiter schenken sollten. Die Arbeiter des Werks, mit denen wir uns unterhielten, erzählten uns, Albanien sei ihnen bekannt, sie hegten eine besondere Liebe für das albanische Volk, das sie als heroisches Volk bezeichneten, usw.

Sofort organisierten sie im Werk eine Kundgebung, an der 4000 oder 5000 Menschen teilnahmen. Man bat mich zu sprechen. Ich sprach über die tiefe Liebe und Dankbarkeit des albanischen Volkes und der Partei der Arbeit Albaniens für sie und das ganze sowjetische Volk. Ich kam dann auf den Kampf unseres Volkes und unserer Partei gegen die imperialistischen und revisionistischen Feinde zu sprechen. Diese Feinde waren konkret, hatten einen Namen, betrieben eine konkrete Tätigkeit gegen uns. Man mußte sich den Arbeitern gegenüber einer offenen Sprache bedienen, auch wenn es Chruschtschow nicht gefallen würde. Er hatte uns schon bei der ersten Begegnung »Richtlinien« zur Jugoslawienfrage erteilt. Doch weder ich noch unsere Genossen hät-

ten es über das Herz gebracht, nicht darüber zu reden, deshalb sagte ich den Arbeitern in meiner Rede, die jugoslawischen Führer seien Antimarxisten, Chauvinisten, hätten eine feindliche Tätigkeit betrieben usw.

Die Arbeiter hörten mir aufmerksam zu und klatschten begeistert Beifall. Doch nach der Kundgebung sagte Pospjelow zu mir:

»Wie wäre es, wenn wir den Teil über Jugoslawien ein bißchen überarbeiten würden, er scheint mir doch ziemlich hart.«

»Nichts daran ist überflüssig«, erwiderte ich.

»Ihre Rede soll morgen in der Presse veröffentlicht werden«, sagte Pospjelow. »Die Jugoslawen werden sehr zornig auf uns sein.«

»Das ist meine Rede. Ihr könnt nichts dafür«, entgegnete ich.

»Genosse Enver, Sie müssen uns begreifen«, fuhr Pospjelow fort. »Tito sagt, wir seien es, die euch dazu anstiften, so offen gegen sie zu sprechen. Wir müssen diesen Teil entschärfen.«

Dieser Dialog entspann sich in einem der Räume der Kirow-Oper in Leningrad. Die Vorstellung hätte schon beginnen sollen, die Menschen warteten auf unser Erscheinen im Saal.

»Lassen Sie uns nach der Vorstellung weiterdiskutieren«, sagte ich zu ihm. »Es ist höchste Zeit.«

»Wir verschieben den Beginn der Vorstellung«, beharrte er. »Ich sage es nur schnell den Genossen.«

Wir stritten noch eine Weile und einigten uns schließlich auf einen »Kompromiß«: das Wort »feindlich« wurde durch »antimarxistisch« ersetzt.

Die Revisionisten sprangen in die Luft vor Freude, als hätten sie den Himmel erobert. Doch Koslow wollte, nachdem er ein wenig nachgedacht hatte, noch ein weiteres »Zugeständnis«:

»Antimarxistisch«, sagte er, »klingt ein bißchen schlecht. Wie wär's, wenn wir 'unmarxistisch' daraus machen würden.«

»Nur zu«, sagte ich ironisch. »Ich will Ihnen nicht die Laune verderben.«

»Gehen wir ins Theaterfoyer hinaus«, sagte Koslow daraufhin, und wir machten ein oder zwei Runden, damit Koslow die Leute nach rechts und nach links grüßen konnte. Inzwischen waren die anderen gegangen, um die »Korrektur« vorzunehmen, mit ihnen auch Ramiz. Als Ramiz jedoch zurückkam, sagte er mir, sie hätten alles gestrichen, was wir über die Jugoslawen gesagt hatten. Ich trug ihm auf, er solle ihnen ausrichten, wir bestünden auf unserer Meinung, doch die Antwort der Chruschtschowleute war:

»Jetzt können wir nichts mehr ändern, dazu müßten wir erst wieder die Genossen oben benachrichtigen!«

In einer der Vorstellungspausen äußerte ich gegenüber Pospjelow unsere Unzufriedenheit.

»Ihr habt recht in dem, was ihr über sie sagt«,

erwiderte er. »Aber wir dürfen nichts überstürzen, die Zeit wird schon noch kommen. . .«

So stand in der Prawda etwas anderes, als ich auf der Kundgebung über Jugoslawien gesagt hatte. Den gleichen Druck übten sie auf Mehmet aus, die gleiche »Operation« nahmen sie an seiner Rede in Taschkent vor, wohin er mit einem Teil der Delegation gefahren war.

Obwohl die sowjetischen Führer unsere Haltung zu den jugoslawischen Revisionisten genau kannten, hatten wir schon vorher beschlossen, in Moskau noch einmal in Ruhe über dieses Problem zu sprechen, Chruschtschow und Genossen offen zu sagen, warum wir mit ihnen nicht einverstanden waren. Am 15. April kamen wir zusammen. Von unserer Seite nahmen an dem Gespräch außer mir Mehmet, Gogo, Ramiz, Spiro, und Rita teil, von sowjetischer Seite Chruschtschow, Bulganin, Suslow, Ponomarjow sowie Andropow. Letzterer war jetzt nach dem Aufruhr in Ungarn nicht mehr Botschafter, sondern zum hohen Funktionär im Apparat des Zentralkomitees der Partei aufgestiegen, ich glaube zum Direktor oder Vizedirektor der Abteilung für die Beziehungen zu den Parteien der sozialistischen Länder.

Gleich zu Beginn erklärte ich Chruschtschow und seinen Genossen, ich wolle hauptsächlich über das Jugoslawienproblem sprechen.

»Wir haben in unserer Partei ständig über diese Frage gesprochen«, betonte ich unter ande-

rem, »und wir haben uns in unserer Meinung über die jugoslawische Führung, in unserem Vorgehen ihr gegenüber größtmögliche Ausgewogenheit, Besonnenheit und Vorsicht auferlegt.

Die jugoslawischen Führer jedoch haben mit ihrem alten Lied weitergemacht. Ich will nicht die ganze bittere Geschichte unserer vierzehnjährigen Beziehungen zu ihnen schildern, denn darüber wißt ihr Bescheid. Ich will nur betonen, daß die jugoslawische Führung bis zum heutigen Tag ihre feindliche Agententätigkeit gegen uns fortsetzt und ständig eine provozierende Haltung einnimmt.

Wir sind der Ansicht«, fuhr ich fort, »daß die jugoslawische Führung durch dieses immer gleichbleibende Verhalten besonders ihrer Gesandtschaft in Tirana den vollständigen Abbruch unserer Beziehungen erreichen will, um uns in eine schwierige Position unseren Freunden gegenüber zu bringen. Sie könnten dann behaupten: 'Seht her, wir haben es geschafft, zu allen anderen Parteien gute Beziehungen herzustellen, nur mit den Albanern können wir uns nicht verständigen'.«

Ich brachte dann auch neue Fakten, berichtete von einigen Taten des Gesandten und des Sekretärs der jugoslawischen Gesandtschaft in Tirana. Ich erzählte von ihrer Agententätigkeit, schilderte, wie sie parteifeindliche Elemente organisieren und gegen unsere Partei und unser Volk aktivieren wollten, und sprach schließlich auch

über unsere Anstrengungen, sie zur Einstellung ihrer albanienfeindlichen Tätigkeit zu bewegen.

»Das alles tun sie gewiß nicht aus eigener Initiative«, sagte ich zu Chruschtschow, »sondern auf Anweisung der obersten jugoslawischen Führung. Zu diesem Schluß haben uns ihre Taten gebracht.«

Weiter schnitt ich das Problem der unverändert andauernden unheilvollen Tätigkeit der jugoslawischen Führer in Kosova an.

»Für uns ist das eine empfindliche und wichtige Frage«, sagte ich zu ihnen, »denn von Kosova aus sind sie nicht nur intensiv gegen unser Land aktiv, sie versuchen auch, die albanische Bevölkerung in Kosova durch Massenvertreibung in die Türkei und andere Länder auszulöschen.«

Ich berichtete dann bis ins einzelne über die Versuche der jugoslawischen Gesandtschaftsangestellten in Tirana, die inneren Feinde unserer Partei und unseres Volkes zu organisieren, über das Komplott, das sie auf der Parteikonferenz von Tirana im April 1956 ins Werk zu setzen versucht hatten, über ihre fortgesetzte feindliche Tätigkeit mit Hilfe von Tuk Jakova, Dali Ndreu, Liri Gega u.a. Dann betonte ich:

»All das und ein Haufen anderer Fakten haben uns zur Überzeugung gebracht, daß die jugoslawische Führung bis heute nicht von ihrem Ziel abgelassen hat, die Volksmacht in Albanien zu stürzen. So sind die jugoslawischen Revisioni-

sten nicht nur eine Gefahr für unser Land, sondern auch für alle anderen sozialistischen Länder, denn — das haben sie selbst erklärt und das beweist auch ihre Tätigkeit gegen uns — sie finden sich mit unserem sozialistischen System nicht ab, sind gegen die Diktatur des Proletariats und haben den Marxismus-Leninismus endgültig zu den Akten gelegt.

Wir waren und sind an guten Beziehungen zu Jugoslawien interessiert«, fuhr ich fort, »doch, offen gesagt, wir haben kein Vertrauen zu den jugoslawischen Führern, denn sie hetzen gegen das Gesellschaftssystem unserer Länder, sind gegen die Grundlagen des Marxismus-Leninismus. In ihrer ganzen Propaganda findet sich kein einziges Wort gegen den Imperialismus, im Gegenteil, sie haben in den Chor der Westmächte gegen uns eingestimmt. In 14 Jahren konnten wir bei der jugoslawischen Führung nicht die aller kleinste Kursänderung feststellen, die zeigen würde, daß sie etwas von ihren schon seit langem attackierten schweren Fehlern und Abweichungen eingesehen hätte. Deshalb können wir zu dieser Führung kein Vertrauen haben.

Doch wie werden wir uns ihnen gegenüber verhalten?« fuhr ich fort. »Wir werden kühlen Kopf bewahren, geduldig und wachsam sein. Aber auch die Geduld hat ihre Grenzen. Wir werden keinen Schritt tun, der die Interessen des Sozialismus und des Marxismus-Leninismus verletzt; wir

werden keinen bewaffneten Kampf gegen sie führen und uns nicht in die inneren Angelegenheiten Jugoslawiens einmischen. Dafür waren und sind wir nicht, doch wir halten es nach wie vor für unsere ständige Pflicht, unsere korrekte ideologische und politische Linie zu verteidigen und unablässig den Opportunismus und Revisionismus zu entlarven.

Das war alles«, schloß ich. »Was die politische Lage bei uns betrifft, so ist sie sehr gut. Das Volk ist fest um die Partei zusammengeschlossen und arbeitet mit großem Einsatz an der Umsetzung ihrer Linie. Mehr haben wir nicht zu sagen.«

Nun ergriff Chruschtschow das Wort. Er hatte bis dahin meinen Ausführungen schweigend zugehört, nicht ohne abwechselnd rot anzulaufen und bleich zu werden, obwohl er sich um »Gelassenheit« bemühte. Anscheinend wollte er uns demonstrieren, »wie man schweigen kann«, auch wenn man mit dem Gesprächspartner nicht einverstanden ist.

»Ich wollte unsere Meinung unterstreichen«, fing er an. »Wir sind völlig eurer Ansicht und unterstützen euch«.

Doch kaum war diese Phrase heraus, führte uns Chruschtschow vor, wie sie uns »unterstützen«:

»Wir hatten eigentlich gedacht, dieses Parteitreffen sei rascher zu Ende, und nicht erwartet, daß ihr so an die Fragen herangehen würdet. Ihr

habt eine etwas nervöse Art, die Beziehungen zu Jugoslawien zu betrachten«, fuhr er fort. »Wenn ihr über die Frage der Beziehungen zu Jugoslawien sprecht, dann tut ihr immer so, als sei alles aussichtslos. So wie ihr über die jugoslawische Führung geredet habt, könnte man glauben, sie habe Verrat begangen, sie liege völlig daneben, mit ihr sei nichts anzufangen, wir müßten also die Beziehungen abbrechen. Daß sie Verrat begangen hat, glaube ich nicht, doch daß sie in schwerwiegender Weise vom Weg des Marxismus-Leninismus abgekommen ist, das stimmt. Wenn es nach euch geht, müssen wir zu dem zurückkehren, was Stalin tat, mit all den bekannten Folgen, die das hatte. Nach eurer Darstellung ist Jugoslawien in erster Linie gegen die Sowjetunion, aber auch gegen euch und die anderen. Wenn ich euch so reden höre, merke ich, daß ihr wütend auf sie seid! Die Italiener, die Griechen und die Türken sind auch nicht besser als die Jugoslawen. Ich wollte euch einmal fragen: Zu wem habt ihr bessere Beziehungen?«

»Zu den Griechen und den Türken haben wir gar keine Beziehungen«, erwiderte ich.

»Sehen wir uns einmal an, wie sich die Jugoslawen uns gegenüber verhalten«, fuhr er fort. »Sie greifen uns mehr an als die Griechen, die Türken oder die Italiener! Aber Jugoslawien hat etwas Besonderes, Proletarisches. Können wir also die Beziehungen zu Jugoslawien abbrechen?«

»Das sagen wir ja gar nicht«, antwortete ich.

»Ihr sagt es nicht, doch euren Worten läßt sich entnehmen, daß ihr es meint. Jugoslawien wird, anders als vielleicht Deutschland, Italien oder sonst irgendein Land, gewiß keinen Krieg gegen unser Lager verursachen. Haltet ihr Jugoslawien für den Feind Nummer eins?!« fragte er mich.

»Wir reden hier nicht von Jugoslawien. Wir reden von der revisionistischen Tätigkeit der jugoslawischen Führer«, sagte ich. »Was sollen wir also tun nach all dem, was sie gegen uns angezettelt haben?«

»Versucht, ihre Aktivität zu neutralisieren. Warum, was wollt ihr denn sonst noch tun? Wollt ihr Krieg gegen sie führen?« fragte er mich erneut.

»Nein, Krieg haben wir nicht geführt und werden wir auch nicht führen. Aber wenn der jugoslawische Gesandte morgen hergeht und militärische Einrichtungen fotografiert, was sollen wir dann tun?«

»Nehmt ihm den Film weg!« erwiderte Chruschtschow.

»Solche Maßnahmen werden sie als Vorwand benutzen, um die Beziehungen abubrechen und uns die Schuld daran in die Schuhe zu schieben«, sagte ich.

»Was wollt ihr dann überhaupt von uns, Genosse Enver«, gab er wütend zurück. »Wir

haben ganz verschiedene Auffassungen, und ich wüßte nicht, was wir euch raten könnten! Ich verstehe Sie nicht, Genosse Hoxha! Adenauer und Kishi sind nicht besser als Tito, und trotzdem haben wir alles versucht, um zu einer Annäherung mit ihnen zu kommen. Was meinen Sie, handeln wir falsch?«

»Ganz so ist es nicht«, widersprach ich. »Wenn von Tito die Rede ist, meint man dabei die Verbesserung der Parteibeziehungen, obwohl er ein Antimarxist ist. Aber die jugoslawische Führung verhält sich noch nicht einmal in den staatlichen Beziehungen korrekt. Welche Haltung sollen wir einnehmen, wenn die Jugoslawen weiter fortfahren, Komplotte gegen uns zu schmieden?«

»Genosse Hoxha«, schrie Chruschtschow erbost, »Sie unterbrechen mich mit ständigen Repliken. Ich habe Ihnen eine Stunde lang zugehört, ohne Sie auch nur einmal zu unterbrechen, und Sie lassen mich noch nicht einmal ein paar Minuten sprechen, sondern unterbrechen mich dauernd! Ich habe nichts mehr zu sagen!« Und er stand auf.

»Wir sind gekommen, um Meinungen auszutauschen«, sagte ich. »Außerdem stellen Sie mir Fragen, sobald Sie eine Ansicht äußern. Warum sind Sie dann beleidigt, wenn ich darauf antworte?!«

»Ich habe gesagt und sage es noch einmal: eine Stunde lang habe ich Ihnen zugehört, Genosse

Hoxha, und Sie hören mich noch nicht einmal eine Viertelstunde lang an, sondern unterbrechen mich so und so oft! Sie wollen die Politik auf Gefühlen aufbauen. Sie behaupten, daß zwischen Tito, Kardelj, Ranković, Popović usw. überhaupt kein Unterschied besteht! Aber wir haben euch schon einmal gesagt: das sind Menschen, und sie unterscheiden sich voneinander. Die Jugoslawen behaupten, daß sie alle einer Meinung sind, aber wir sagen etwas anderes: Tito und Ranković nehmen uns gegenüber eine vernünftigeren, zugänglicheren Haltung ein, während sich Kardelj und Popović uns gegenüber völlig feindlich verhalten. Tempo ist ein wankelmütiger... Esel. Nehmen wir Eisenhower und Dulles. Beide sind Reaktionäre, aber man darf sie nicht in einen Topf werfen. Dulles ist tollwütig, kriegstreiberisch, Eisenhower dagegen ist menschlicher.

Wir haben euch schon beim ersten Treffen gesagt: wir werden niemand angreifen und keinen Angriff provozieren. Unsere Angriffe und Gegenangriffe müssen so aussehen, daß sie der Annäherung dienen und uns nicht noch weiter auseinanderbringen.

Wir haben Tschou En-lai gebeten, als Vermittler aktiv zu werden, um ein Treffen unserer Parteien zustandezubringen, an dem auch die Jugoslawen teilnehmen sollen.* Er erklärte sich

* Gemeint sind Chruschtschows Bemühungen, in Zusammenarbeit mit der chinesischen Führung eine Beratung aller

mit Freuden dazu bereit. Ein solches Treffen ist also möglich geworden. Die Jugoslawen haben zugestimmt. Aber man braucht nicht zu glauben, daß sich damit alles regeln läßt. Warum sollten wir dann überhaupt eine solche Beratung durchführen, mit Ansichten wie euren?! Ich begreife nicht, worauf Sie hinauswollen, Genosse Enver! Wollen Sie uns davon überzeugen, daß wir nicht recht haben?! Seid ihr vielleicht gekommen, um uns dazu zu bringen, den Jugoslawen gegenüber die gleiche Haltung einzunehmen wie ihr? Nein, wir wissen, was wir tun! Ihr wollt uns davon überzeugen, daß eure Linie richtig ist?! Das ist keine gute Lösung für uns, das ist nicht im Interesse unseres Lagers. Wir haben die Auffassungen der Partei der Arbeit Albaniens über die Konterrevolution in Ungarn für richtig befunden. Aber eure Taktik gegenüber Jugoslawien ist falsch. Ich würde meinen, daß Sie mit Micunović (dem jugoslawischen Botschafter in Moskau) zusammen treffen sollten, nicht um die Beziehungen zu verschärfen, sondern um sie zu verbessern. Doch so, wie ihr das Problem behandelt, kommt nichts dabei heraus, fürchte ich. Sie reden von den Provokationen des jugoslawischen Gesandten in Ti-

kommunistischen Parteien der sozialistischen Länder zu organisieren, an der auch Tito teilnehmen sollte. Diese Beratung fand im November 1957 in Moskau statt, doch die Jugoslawen nahmen trotz aller Bemühungen Chruschtschows und Mao Tsetungs nicht daran teil. Genaueres siehe in diesem Buch S. 360-363.

rana. Auch bei uns hat der jugoslawische Gesandte demonstrativ Militäreinrichtungen fotografiert. Unser Milizionär hat ihm den Fotoapparat weggenommen, und fertig!

Noch einmal: Wir werden die Linie verfolgen, sowohl die staatlichen als auch die Parteibeziehungen mit Jugoslawien zu verbessern. Ob wir das erreichen können, ist eine andere Sache. Auf jeden Fall werden wir aber ein reines Gewissen haben, werden wir etwas Gutes für unsere Partei und alle anderen Parteien tun. Man darf die Dinge nicht auf die Spitze treiben. Die rumänischen Genossen haben recht, wenn sie euch in der 'Scînteia' als 'streitsüchtig' bezeichnet haben.«

»Wir verwahren uns nicht nur gegen diesen groben Ausdruck, sondern auch gegen den Geist, in dem eine Bruderpartei wie die Rumäniens in ihrem Zentralorgan dieses Problem behandelt«, erwiderte ich Chruschtschow. »Streitsüchtig sein heißt auf prinzipienlose Weise angreifen. Wir haben noch nie irgend jemand gegenüber so gehandelt. Die 'Scînteia' selbst und jene, von denen der Artikel stammt, stacheln zu einem unrichtigen und prinzipienlosen Vorgehen auf. Auch wir haben in bezug auf viele Auffassungen der polnischen Genossen unsere Einwände und Vorbehalte, doch wir haben sie nicht in der Presse kritisiert, weil wir haben sie nicht in der Presse kritisiert, weil wir nicht Streit und Spaltung schüren wollen. Einwände hatten und haben wir sowohl gegenüber den Italianern als auch einigen Auffassungen der

rumänischen Genossen selbst. Dennoch haben wir uns Zurückhaltung auferlegt, haben sie nicht in der Presse kritisiert, denn wir wollen die Probleme nicht außerhalb der für die Beziehungen zwischen Bruderparteien geltenden Normen und Regeln lösen.«

Chruschtschow hatte damit zugleich auch die Antwort auf sein »Einverständnis« mit »Scînteia« erhalten. Er fuhr fort, jedoch in etwas gemäßigerem Ton:

»Ruhig, ruhig, immer nur ruhig, Genossen, dann werden wir siegen. Wißt ihr, was Stalin zu uns gesagt hat?« fragte er. »Ehe wir Entscheidungen fällen, sollten wir eine kalte Dusche nehmen wie einst die Römer.« Das riet uns Stalin, doch selber duschte er nicht. Wir sollten tun, was Stalin nicht tat!«

Daraufhin schwieg er einen Moment und kam dann erneut mit Vorwürfen:

»Ihr nehmt auch keine Dusche, ehe ihr Beschlüsse faßt«, sagte er. »Ihr habt Dali Ndreu und Liri Gega verurteilt. Wir halten das für einen schweren Fehler, einen sehr schweren Fehler.«

»Wir haben uns über diese Agenten bereits unterhalten«, warf ich ein, »trotzdem kann ich euch, wenn ihr wollt, eine endlose Zahl von Einzelheiten über ihre parteifeindliche und antialbanische Tätigkeit erzählen. Sie haben fortgesetzt unserem Land geschadet.«

»Und wenn schon, wenn schon!« rief Chru-

schtschow. »Sie hätten nicht so hart bestraft werden dürfen. Die Jugoslawen sind aufgebracht.«

»Selbstverständlich, immerhin waren die beiden ihre ergebenen Agenten«, sagte ich und stellte fest, daß Chruschtschow über das Urteil unseres Gerichts genauso aufgebracht war wie die Jugoslawen.

»Als wir von eurem Vorhaben erfuhren, schickten wir unserem Botschafter in Tirana, Krylow, ein dringendes Funktelegramm. Wir sagten ihm, dieses Gerichtsurteil müsse unbedingt aufgehoben werden. Ihr habt anscheinend nicht darauf gehört. Das war eine Anweisung von uns.«

»Davon höre ich zum ersten Mal, und ich finde es verwunderlich, daß ihr eine solche Anweisung gegeben habt«, sagte ich, wobei ich meinen Zorn zu unterdrücken versuchte. »Dazu ist allerdings zu sagen, daß die verbrecherische Tätigkeit dieser gefährlichen Agenten während der Gerichtsverhandlung vollständig bewiesen worden ist. Unser Volk hätte uns Milde ihnen gegenüber nicht verziehen. Wir kraulen den Feinden nicht den Kopf, sondern geben ihnen nach den Gesetzen, für die das Volk gestimmt hat, was sie verdienen.« Chruschtschow saß wie auf glühenden Kohlen.

»Nach Titos Rede in Pula«, mischte sich Ponomarjow ins Gespräch, »haben wir Krylow in einem Funktelegramm aufgetragen, euch zu sagen, ihr solltet euch mit eurer Erwiderung zurückhal-

ten, weil auch wir einen Artikel herausbringen wollten und es nicht wie eine organisierte Sache erscheinen sollte. Darin haben wir auch geschrieben, wie ihr mit Dali Ndreu und Liri Gega verfahren solltet.«

»Das mit dem Artikel hat er uns gesagt«, entgegnete ich. »Doch wir konnten Tito nicht ohne Antwort lassen, deshalb haben wir den Artikel geschrieben. Was Dali Ndreu und Liri Gega angeht, so erkundigte sich euer Botschafter Krylow nach ihrer Verhaftung bei uns, und wir berichteten ihm über die Tätigkeit dieser Agenten. Eine Anweisung hat er nicht erwähnt, und daran hat er gut getan. Doch selbst wenn er uns etwas darüber gesagt hätte, wir hätten uns nie und nimmer gegen das Urteil des Volksgerichts stellen können.«

»Unser Botschafter hat seinen Auftrag nicht erfüllt«, sagte Chruschtschow, an seine Genossen gewandt. »Dieses Vorgehen hätte unterbunden werden müssen.«

Ständig verteidigte dieser Mensch offen unsere Feinde und meinte, Albanien sei ein Land, in dem seine Befehle befolgt werden müßten und nicht die Gesetze unseres Staates. Ich erinnere mich, daß er ein anderes Mal zu mir sagte:

»Ich habe einen Brief von einem gewissen Panajot Plaku erhalten, in dem er mich um Hilfe bittet.«

»Kennen Sie diesen Kerl?« fragte ich. (Ich wußte, daß er den Verräter und Agenten der

Jugoslawen Panajot Plaku genau kannte, der nach Jugoslawien geflüchtet war und ihn um Aufnahme in der Sowjetunion bat.)

»Nein«, erwiderte mir Chruschtschow, »ich kenne ihn nicht.«

Er log.

»Er ist ein Verräter«, sagte ich. »Und wenn ihr ihn in eurem Land aufnehmt, werden wir euch die Freundschaft aufkündigen. Wenn ihr ihm die Einreise gestattet, müßt ihr ihn uns ausliefern, damit wir ihn öffentlich hängen können.«

»Ihr seid wie Stalin, auch er hat die Leute umgebracht«, sagte Chruschtschow.

»Stalin tötete die Verräter, wir auch«, setzte ich hinzu.

Er erreichte nichts, also lenkte er ein. Noch hoffte er darauf, uns mit anderen Mitteln und Methoden gefügig machen zu können. Nachdem er seinem Herzen Luft gemacht hatte, schwieg er, legte die Hände auf den Tisch und fing dann in gemäßigtem Ton wieder mit »Ratschlägen« an.

Die Taktik der »Peitsche« war vorbei: Chruschtschow legte wieder das »Zuckerbrot« auf den Verhandlungstisch.

»Ihr müßt uns begreifen, Genossen«, sagte er, »wir reden mit euch nur so, weil wir euch sehr mögen, weil ihr uns am Herzen liegt«, und so ging es weiter. Daraufhin zeigte er eine Geste der »Großzügigkeit«: er erließ uns die Rückzahlung

der Kredite, die die Sowjetunion bis Ende 1955 unserem Land für die Entwicklung der Wirtschaft und der Kultur zur Verfügung gestellt hatte. Selbstverständlich bedankten wir uns. Wir bedankten uns in erster Linie bei der sowjetischen Arbeiterklasse und dem sowjetischen Brudervolk für diese Hilfe, die sie einem kleinen, aber tapferen, fleißigen und unbeugsamen Land gaben. Trotzdem durchschauten wir alle deutlich die »Motive« für diese »Weitherzigkeit« Chruschtschows. Er wollte »nett« zu uns sein, die während der Gespräche entstandene gespannte Atmosphäre etwas entschärfen, uns umstimmen mit dieser »Hilfe«, die für Chruschtschow nicht Hilfe, sondern ein Almosen war, der Köder, den er auswarf, um uns zu täuschen und zu unterwerfen. Doch er sollte schnell dahinterkommen, daß wir zu jenen gehörten, die lieber Gras aßen, als vor ihm oder irgendeinem anderen Verräter in die Knie zu gehen.

Zu einem großen Abendessen, das Chruschtschow ein paar Tage nach seiner »großzügigen« Geste zu Ehren unserer Delegation gab, hatte er auch Micunović eingeladen. Er sah ihn irgendwo im Hintergrund sitzen und rief ihn herbei:

»Komm her! Warum hältst du dich fern?!«

Er stellte uns einander vor und sagte lachend:

»Verständigt euch selber!«. Dann ging er mit dem Glas in der Hand weg und ließ uns zurück, damit wir »uns verständigten«. Wir stritten uns.

Ich rechnete Micunović alles vor, was ich schon Chruschtschow bei der Zusammenkunft gesagt hatte, und fuhr dann fort:

»Wir waren und sind bereit, die staatlichen Beziehungen zu verbessern, und haben von unserer Seite aus alle Anstrengungen dazu unternommen. Doch ihr müßt endgültig Schluß machen mit eurer albanienfeindlichen Tätigkeit.«

»Ihr nennt uns Revisionisten«, entgegnete Micunović. »Wie könnt ihr zu Revisionisten Beziehungen unterhalten?«

»Nein«, gab ich zurück, »zu den Revisionisten werden wir niemals Beziehungen unterhalten, doch mir geht es um die staatlichen Beziehungen. Die können und müssen wir haben. Was die ideologischen Gegensätze zwischen uns betrifft, müßt ihr euch im klaren darüber sein, daß wir niemals vom Kampf gegen den Opportunismus und die Revision des Marxismus-Leninismus ablassen.«

»Ihr meint uns, wenn ihr gegen den Revisionismus sprecht«, sagte Micunović zu mir.

»Das stimmt«, erwiderte ich. »Ob wir Jugoslawien nun erwähnen oder nicht, Tatsache ist, daß wir auch euch meinen.«

Micunović machte weiter. Die Debatte wurde schärfer. Als Chruschtschow, der uns von weitem beobachtete, bemerkte, daß es immer heftiger zuzuging, kam er heran.

Micunović begann vor ihm zu wiederholen, was er mir eben schon gesagt hatte, und fuhr

mit den Beschuldigungen gegen uns fort. Doch Chruschtschow stand uns bei diesem Abendessen »zur Seite«.

»Als Tito in Korfu war«, rief er Micunović ins Gedächtnis, »sagte der griechische König zu ihm: 'Wie sieht es aus, teilen wir Albanien unter uns auf?' Tito gab keine Antwort, während die Königin die beiden ermahnte, keine solchen Gespräche zu führen.«

Micunović kam aus dem Konzept und sagte:

»Das war ein Scherz.«

»Solche Scherze sollte man lieber lassen, besonders bei den Monarchofaschisten, die seit jeher Südalbanien für sich beanspruchen«, erwiderte ich. »Solche 'Scherze' habt ihr aber auch schon früher gemacht. Wir haben ein Dokument von Boris Kidrić, in dem Albanien als siebte Republik Jugoslawiens aufgeführt ist.«

»Das war der Alleingang eines einzelnen«, antwortete Micunović.

»Eines einzelnen schon, aber immerhin eines Mitglieds des Politbüros eurer Partei und des Vorsitzenden der Staatsplankommission«, sagte Mehmet.

Micunović kam nun völlig aus dem Konzept und ging weg. Chruschtschow hakte sich bei mir ein und fragte mich:

»Wie kommt denn das? Habt ihr euch schon wieder gestritten?«

»Wie sollte es auch anders gehen als schlecht«,

entgegnete ich. »So ist das immer mit den Revisio-
nisten.«

»Es ist komisch mit euch Albanern«, sagte er,
»ihr seid dickköpfig.«

»Nein«, gab ich zurück, »wir sind Mar-
xisten.«

Wir trennten uns, unzufrieden miteinander.
Doch Chruschtschow war in seiner Heimtücke
wandelbar. Wie bereits gesagt, wechselte er in
seinem Verhältnis zu Tito ab zwischen Milderung
und Verschärfung. Wenn es mit Tito eine Ver-
schärfung gab, wurde er uns gegenüber milder.
Ich erinnere mich, daß Chruschtschow auf dem
7. Parteitag der Kommunistischen Partei Bulga-
riens Tito übel angriff und von allen Beifall dafür
bekam. In der Pause trafen sich alle Delegations-
leiter zum Kaffeetrinken in einem Zimmer. Dort
sagte Chruschtschow:

»Trotz allem, was ich über Tito gesagt habe,
Genosse Enver Hoxha ist immer noch nicht zufried-
den.«

»Da haben Sie recht«, erwiderte ich, »Tito
muß stärker und ständig entlarvt werden.«

Doch es war nicht immer so. Ehe Chru-
schtschow im Mai 1959 Albanien besuchte,
schickte uns die sowjetische Führung ein Funk-
telegramm, in dem sie uns davon unterrichtete,
daß er »aus begreiflichen Gründen in seinen
Reden die Jugoslawienfrage nicht berühren«
werde und hoffe, »daß die albanischen Freunde

dies in ihren Reden gebührend berücksichtigen.«

Das war eine Vorbedingung an uns, und sie
erwarteten unsere Antwort. Wir diskutierten das
Problem ausführlich im Politbüro, äußerten alle
unser Bedauern und unseren Ärger über einen
solchen an Vorbedingungen geknüpften Besuch,
wogen Vor- und Nachteile einer Annahme oder
Ablehnung von Chruschtschows Vorbedingungen
gegeneinander ab. Wir wußten, daß die Jugosla-
wen und die ganze Reaktion sich die Hände reiben
und verkünden würden:

»Seht, Chruschtschow ist nach Albanien ge-
fahren und hat den Albanern den Mund gestopft.
Und das ausgerechnet bei ihnen zu Hause!«

Andererseits hatte der Besuch des Vorsitzen-
den des Ministerrats der UdSSR und Ersten Sek-
retärs des Zentralkomitees der Kommunistischen
Partei der Sowjetunion besondere Bedeutung für
die Stärkung der internationalen Stellung unseres
Landes.

Daher beschlossen wir einstimmig, Chru-
schtschows Bedingung einzig für die Tage seines
Aufenthalts in Albanien zu akzeptieren und nach
seiner Abreise umgehend unseren unbeirrten
Kampf gegen die jugoslawischen Revisionisten
weiterzuführen. Voll Angst, es könne womöglich
das gleiche passieren wie in Leningrad im April
1957, fing Chruschtschow, als er Ende Mai 1959
zu Besuch bei uns eintraf, ehe ich ihn noch be-
grüßen konnte, auch schon zu reden an:

»Ihr müßt wissen, daß ich nichts gegen Tito sagen werde.«

»Gäste sind für uns Gäste, und wir zwingen ihnen nichts auf«, antwortete ich.

Dann sprach ich und sagte, was wir zu sagen hatten — freundschaftlich natürlich, aber so, daß er die Anspielungen nicht überhören konnte.

Trotzdem, wir verhielten uns ihm gegenüber freundschaftlich und bemühten uns, ihm einen möglichst guten Eindruck von unserem Land und unserem Volk zu geben. Immer und überall benahm er sich wie gewohnt: einmal scherzhaft, einmal barsch redete er sich alles vom Leib.

Wir sprachen über unsere wirtschaftlichen Probleme. Ich informierte ihn über das, was wir bis dahin erreicht hatten, und sprach dann auch über unsere Zukunftsaussichten. Unter anderem ging ich auf das Erdöl als einen der Hauptwirtschaftszweige ein und teilte ihm mit, daß wir wenige Tage zuvor eine neue Erdöllagerstätte angebohrt hatten.

»So?« sagte er. »Und wie ist die Qualität? Ich weiß, daß euer Erdöl schlecht ist, schwer. Habt ihr ausgerechnet, was euch die Verarbeitung kosten wird? Und wem wollt ihr es denn verkaufen? Wer braucht schon euer Erdöl?«

Ich sprach dann auch über unsere Erzindustrie, über die sehr guten Aussichten, die sich ihr boten, und nannte Eisennickel, Chrom und Kupfer.

»Diese Erze gibt es bei uns in großer Menge, und wir meinen, daß wir darangehen müssen, sie hier im Land zu verarbeiten. Wir haben im letzten Jahr sowohl auf den Beratungen des RGW als auch euch gegenüber mehrmals die Notwendigkeit des Aufbaus einer Hüttenindustrie in Albanien angesprochen«, sagte ich zu ihm. »Bisher haben wir keine positive Antwort erhalten, doch wir bleiben hartnäckig.«

»Hüttenwerke?« fiel er mir ins Wort. »Eingverstanden, aber habt ihr euch das gut überlegt? Habt ihr ausgerechnet, was euch eine Tonne erschmolzenes Metall kosten wird? Wenn es euch teuer kommt, könnt ihr nichts damit anfangen. Ich sage es noch einmal: eine Tagesproduktion von uns deckt euren Bedarf von mehreren Jahren.«

Das war seine Antwort auf alle Forderungen und Probleme, die wir vortrugen.

Als ich fertig war, ergriff Chruschtschow das Wort:

»Die Ausführungen des Genossen Enver«, sagte er, »haben uns ein klareres Bild von der Lage bei euch gegeben. Ich möchte euch aber darauf hinweisen, daß wir nicht gekommen sind, um über euren Bedarf zu diskutieren. Wir sind von der Regierung nicht ermächtigt, über solche Fragen zu sprechen. Wir sind zum Kennenlernen, zum Meinungs austausch gekommen.«

Dann machte er leichthin einen Scherz, der nicht bloß ein Scherz war:

»Wir meinen, daß es bei euch gut läuft«, sagte er. »Albanien hat Fortschritte gemacht, und wenn ihr uns eine Anleihe geben wollt, wir nehmen sie mit größtem Vergnügen.«

»Steine, Meer und Luft haben wir im Überfluß«, gab Mehmet im gleichen Ton zurück.

»Davon haben wir sehr viel mehr als ihr. Habt ihr Dollars?« fragte Chruschtschow und schlug einen anderen Ton an: »Lassen wir das«, sagte er. »Ihr habt wirklich Fortschritte gemacht, aber ihr seid nie zufrieden. Wir haben euch letztes Jahr einen Kredit gegeben, und jetzt kommt ihr schon wieder. Bei uns gibt es aber eine Volksweisheit: 'Man muß die Beine nach der Decke strecken'.«

»Das Sprichwort haben wir auch«, erwiderte ich. »Wir kennen und praktizieren es ziemlich gut.«

»Ja«, sagte er, »aber ihr wollt trotzdem schon wieder Kredite.« Er zuckte mit den Schultern, schwieg und fing lachend wieder an: »Oder glaubt ihr, weil ihr uns ein gutes Mittagessen vorgesetzt habt, könntet ihr wieder Forderungen an uns stellen? Wenn wir das gewußt hätten, dann hätten wir uns unser Mittagessen selber mitgebracht.«

»Die Albaner behandeln Gäste mit besonderer Achtung«, sagte ich. »Ob sie nun etwas haben oder nicht, der Gast wird bewirtet. Wenn sie einen Gast im Haus haben, erweisen sie ihm alle

Ehren. Und selbst wenn er sich danebenbenimmt, drücken sie beide Augen zu.«

»Das war nur Spaß«, sagte er und lachte laut. Doch es war eher ein Hohngelächter. Wohin er auch kam, er kritisierte nur. Über die großen Weingärten von Shtoi sagte er zu uns:

»Warum werft ihr euer Geld zum Fenster hinaus. Aus diesem Boden werdet ihr nie etwas herausholen.«

Doch wir kümmerten uns nicht um die Einwände des »Landwirtschaftsspezialisten«, und heute sieht es mit den Weingärten von Shtoi wunderbar aus.

Er kritisierte die Arbeit zur Trockenlegung des Tërbuf-Sumpfes. In Vlora rief er den leitenden sowjetischen Erdölspezialisten bei uns herbei, und dieser — von der sowjetischen Botschaft in Tirana sicherlich gründlich »vorbereitet« — gab in unserem Beisein einen ungemein pessimistischen Bericht, in dem er behauptete, in Albanien gebe es kein Erdöl. Doch am gleichen Ort widerlegte eine Gruppe albanischer Erdölspezialisten anhand zahlreicher Fakten und Argumente die Aussagen der Sowjets. Sie gaben einen eingehenden historischen Überblick über die Entwicklung der Erdölindustrie bei uns, berichteten von dem großen Interesse der imperialistischen ausländischen Gesellschaften in der Vergangenheit am albanischen Erdöl und von den guten und ermutigenden Ergebnissen, die in den fünfzehn Jahren

der Volksmacht erzielt worden waren. Und Mehmet sprach ausführlich über die günstigen Aussichten, die sich der Erdölförderung in Albanien boten. Unter anderem wies er Chruschtschow auf die jüngsten Erdölfunde hin.

»Gut, gut«, wiederholte Chruschtschow, »aber euer Erdöl ist schwer und schwefelreich. Rechnet ihr auch? Wenn ihr es verarbeitet, wird euch ein Liter Benzin teurer kommen als ein Kilo Kaviar. Ihr müßt mehr auf die kommerzielle Seite achten. Es ist nicht gesagt, daß ihr alles selbst haben müßt. Wozu habt ihr Freunde?!«

In Saranda riet er uns, wir sollten nur Orangen und Zitronen anbauen, an denen die Sowjetunion einen großen Bedarf habe.

»Weizen geben wir euch. Was ihr an Weizen braucht, das fressen bei uns die Mäuse«, sagte er. Diesen Vergleich hatte er uns gegenüber schon 1957 in Moskau gebraucht. Und er gab uns eine Menge »Ratschläge«:

»Verschwendet euren Boden und euer wunderbares Klima nicht an Mais und Weizen. Die bringen euch nichts ein. Bei euch wächst Lorbeer, aber wißt ihr denn überhaupt, was das ist? Lorbeer ist Gold! Baut ein paar tausend Hektar Lorbeer an, wir kaufen ihn euch dann ab.«

Er machte weiter mit Erdnüssen, mit Tee, mit Südfrüchten.

»Das müßt ihr anbauen«, sagte er, »dann wird aus Albanien ein blühender Garten!«

Mit anderen Worten, er wollte aus Albanien eine Obstbaukolonie für die Zwecke der revisionistischen Sowjetunion machen, so wie die Vereinigten Staaten in Lateinamerika ihre Kolonien mit Bananen- und anderen Obstplantagen haben.

Doch den Selbstmord, den uns Chruschtschow empfahl, konnten wir keinesfalls zulassen, und wir ließen ihn nicht zu. Auch unsere archäologischen Ausgrabungen kritisierte er als »totes Zeug«. Bei einem Besuch in Butrint sagte er zu uns:

»Warum verschwendet ihr diese ganzen Kräfte und Mittel auf solch totes Zeug?! Laßt doch die Hellenen und die Römer in ihrem Altertum!«

»Außer der hellenischen und der römischen Kultur gab es in diesem Gebiet auch noch eine andere entwickelte und blühende alte Kultur — die illyrische«, erwiderte ich. »Die Albaner stammen von den Illyrern ab, und unsere archäologischen Ausgrabungen belegen und offenbaren unsere vielhundertjährige Geschichte, die uralte und reiche Kultur eines tapferen, fleißigen und unbeugsamen Volkes.«

Aber Chruschtschow war auf diesem Gebiet ein echter Ignorant. Er sah nur die »Rentabilität«:

»Und was habt ihr davon? Hebt es den Wohlstand des Volkes?« fragte er mich. Und er rief

Malinowski, den damaligen Verteidigungsminister, den er überallhin mitnahm:

»Sieh her«, hörte ich sie miteinander flüstern, »wie wunderbar das hier ist! Hier könnte man einen idealen Stützpunkt für unsere Unterseeboote bauen. Man sollte diesen alten Kram ausgraben und ins Meer werfen.« (Damit meinten sie die archäologischen Schätze Butrints.) »Wir müßten diesen Berg da so durchstoßen, daß wir dort drüben herauskommen.« Und sie wiesen mit der Hand auf Ksamil. »Dann hätten wir die idealste und sicherste Basis am Mittelmeer in der Hand. Von hier aus könnten wir alles lahmlegen, alles angreifen.«

Ein oder zwei Tage später wiederholten sie das gleiche dann auch in Vlora. Wir waren auf die Terrasse der Villa am Uji i Ftohtë hinausgegangen.

»Wunderbar! Wunderbar!« rief er und wandte sich an Malinowski. Ich meinte, er rede von dem wirklich herrlichen Panorama unserer Riviera. Doch sie waren mit ihren Gedanken ganz woanders:

»Was für eine geschützte Bucht am Fuß dieser Berge!« sagten sie. »Von hier aus haben wir mit einer starken Flotte das ganze Mittelmeer vom Bosphorus bis nach Gibraltar in der Hand! Wir können jeden an die Leine legen.«

Mich überlief es kalt, als ich hörte, wie sie sich so als Herren der Meere, der Länder, der

Völker aufspielten. Nein, Nikita Chruschtschow, sagte ich mir, niemals werden wir erlauben, daß von unserem Land aus Knechtschaft und Blutvergießen über andere Länder und Völker gebracht werden. Niemals wirst du für deine finsternen Ziele Butrint oder Vlora oder irgendein anderes Fleckchen albanischen Bodens bekommen.

Der fiktive »Frieden« wurde immer mehr in den Fundamenten erschüttert. Chruschtschow und seine Anhänger erkannten unseren Widerstand immer deutlicher und versuchten, uns durch wirtschaftlichen Druck zu brechen. Unter der Hand bemühten sie sich durch ihre Spezialisten, die überall bei uns arbeiteten — im Erdölsektor, in den Wirtschaftsbetrieben, wo wir über keine ausreichende Erfahrung verfügten, in der Armee als Berater usw. —, unsere Führung in Mißkredit zu bringen. Die Sowjetbotschaft hielt über ihre zahllosen »Botschaftsräte«, die nur dem Namen nach Diplomaten, in Wirklichkeit aber Offiziere der Staatssicherheit waren, Verbindung zu all diesen »Spezialisten« und erteilte ihnen die nötigen Anweisungen. Das erste, was sie taten, war, daß sie den sowjetischen Wirtschaftsspezialisten die Anweisung gaben, ihre Arbeit in Albanien zu vernachlässigen. Diese Spezialisten begannen, der eine mehr, der andere weniger, sich mehr für den Kauf von Anzugstoff und anderen

Dingen zu interessieren, die sie in die Sowjetunion schickten, um sie dort auf dem schwarzen Markt zu verhöckern, als für die Arbeit mit unseren Genossen.

Die Spezialisten, die sich uns gegenüber weiter anständig verhielten, schickte die Botschaft unter fadenscheinigen Vorwänden und gegen ihren Willen nach Hause. Beim Abschied von unseren Leuten äußerten diese Spezialisten ihr Mißfallen. Diejenigen, die in Albanien blieben, hatten natürlich Befehl erhalten, an den empfindlichsten und wichtigsten Punkten unserer Wirtschaft, besonders in der Erdölindustrie und in der Geologie, Sabotage zu betreiben. Wie sich später herausstellte, hatten die sowjetischen Erdöl»spezialisten« auch unter unseren Geologen einige Agenten rekrutiert und ihnen — was diese dann selbst zugaben — den Auftrag erteilt, unserer Partei und Regierung die exakten Daten ihrer Schürfungen vorzuenthalten, die dabei erzielten Ergebnisse zu verheimlichen, mit allen Sabotagemethoden dafür zu sorgen, daß an den falschen Stellen gebohrt wurde, alle technischen Regeln bei der Schürfung und Förderung zu verletzen, um so Hunderte von Millionen Lek sinnlos zu verschleudern, usw. Die Chruschtschowrevisionisten brachten den Agenten, die sie bei uns anwarben, verschiedene Arten der Sabotage bei. Und diese führten die Befehle ihrer Herren durch. Diese Erdöl»spezialisten« und »Geologen« erstatteten doppelt Bericht: einmal

genau, mit den exakten und positiven Daten der Schürfungen nach verschiedenen Mineralien, und einmal falsch, mit der Behauptung, die Schürfungen hätten zu negativen Ergebnissen geführt, man habe also die gesuchten Mineralien nicht gefunden. Der erste Bericht ging über das sowjetische Botschaft genannte KGB-Nest in Tirana nach Moskau und Leningrad, der andere wurde an unser Industrie- und Bergbauministerium geschickt. All diese Gemeinheiten wurden aufgedeckt und nachgewiesen, als sich die Sowjets aus unserem Land davonmachten. In der Gewißheit, daß Sabotage verübt worden war, gab unser Zentralkomitee Anweisung, die Berichte zu studieren, unsere geologischen Teams überall dorthin zu schicken, von wo die sowjetischen Saboteure negative Ergebnisse gemeldet hatten, und mit den Schürfungen zu beginnen. Das wurde dann auch getan. Gerade an den Stellen, von denen sie behauptet hatten: »Dort gibt es nichts«, fanden wir Erdöl, Chrom, Kupfer, Eisennickel, Kohle usw.

Durch diesen wirtschaftlichen Druck wollte man uns dazu zwingen, ihre Ansichten zu übernehmen. Doch sie holten sich eine Abfuhr. Der Widerstand unserer Partei wuchs immer mehr, ohne daß die Brücken schon abgebrochen wurden. Die Sowjetrevisionisten vermieden es ebenfalls mit Bedacht, die Brücken zu uns abzurechnen. Der sowjetische Botschafter kam oft, um uns im Zusammenhang mit irgendeinem internationalen

Problem auf den Puls zu fühlen, worauf ich ihm dann ungeschminkt unsere Meinung sagte, oder er wollte irgend etwas Internes erfahren, und ich speiste ihn dann mit Meldungen über das Wetter, die Aussaat, die Ernte oder irgendeinen allgemeinen Beschluß der Partei zu wirtschaftlichen und kulturellen Fragen ab.

So waren die sowjetischen Botschafter nach Chruschtschows Thronbesteigung. Sie hielten uns für blind. Wenn wir etwas fragten, äußerten sie nie irgendeine Meinung. Ihre Haltung in solchen Fällen war: Ich werde Moskau benachrichtigen bzw. fragen. Sie hatten die Aufgabe von Informanten. Selten begriffen sie die Probleme unserer Industrie und Landwirtschaft.

Der sowjetische Botschafter Krylow, der Vorgänger Iwanows, besuchte einmal einige Gegenden Südalbaniens. Nach seiner Rückkehr machte er einen Besuch bei mir.

»Hat Ihnen gefallen, was Sie gesehen haben?« fragte ich.

Konkretes war nicht aus ihm herauszubringen, denn er war dorthingefahren, um sich Dinge anzusehen, von denen er mir aus Gründen der Vorsicht besser nichts berichtete. Er sagte mir nur etwas... »Kolossales«.

»Mir ist aufgefallen, daß es in euren Dörfern und Städten viele Hunde gibt, und ich habe eine Rechnung aufgemacht: so und so viele Hunde gibt es wohl in Albanien, die vermutlich so und

so viel Brot fressen..., und wenn man dieses Brot in Getreide umrechnet, dann ergibt das so und so viele Tausend Doppelzentner.«

»Mensch«, dachte ich mir, »was haben die uns denn für einen Botschafter geschickt!« Und ich sagte zu ihm:

»Das könnte stimmen, aber Friseursalons und Restaurants für Hunde wie in Paris gibt es bei uns nicht. Zu welchen Maßnahmen raten Sie uns, Genosse Botschafter?«

»Bringt sie um!« erwiderte er.

»Da wird aber der Tierschutzverein protestieren. Sie beschwerten sich schon genug, daß wir die Verräter und die Agenten der Reaktion töten«, sagte ich.

Der gleiche Botschafter forderte mich einmal auf, ich solle auf einer Sitzung der Volksversammlung nicht so scharf mit Tito ins Gericht gehen. Ich antwortete:

»Genosse Botschafter, ich nehme von niemand anderem Befehle entgegen als von meiner Partei.«

»Das ist uns klar; aber wenn Tito angegriffen wird, nehme ich nicht an der Sitzung der Volksversammlung teil«, protestierte er.

»Tito wird noch mehr gebrandmarkt werden als in allem, was ich bisher geschrieben habe, und die Volksversammlungssitzung wird auch eröffnet, wenn Sie nicht dabei sind«, erwiderte ich.

Und der »famose« Sowjetbotschafter kam in die Volksversammlung und verkroch sich hinter

den anderen Botschaftern in einem Winkel der Loge, wo er gar nicht hingehörte.

Klar, daß diese drohende Gebärde des Botschafters, für die er von uns Ohrfeigen bezog, aus Moskau kam.

Kurz darauf wurde der »Berater« für die Hundevertilgung in Albanien aus Tirana abgezogen und zum Abteilungsleiter im Zentralkomitee der kommunistischen Partei Chruschtschows gemacht!

Täglich verstärkten Chruschtschow und seine Bande den wirtschaftlichen Druck auf uns. Nicht nur, daß sie uns oft geforderte Hilfe einfach verweigerten, auch das, was sie uns gaben, reichte vorne und hinten nicht aus. Traktorenersatzteile schickten sie uns ein paar Kisten voll mit dem Flugzeug. So versuchten sie uns kleinzukriegen, doch vergebens, sie hatten keinen Erfolg. Einmal (als wir uns über unsere wirtschaftlichen Probleme unterhielten) wollte Chruschtschow auf uns Druck ausüben, um uns zur Annahme seiner Bedingungen zu zwingen. Er sagte: »In den Beziehungen zu den Jugoslawen haben wir stets den Grundsatz befolgt, ihnen immer die Hälfte von dem zu geben, was sie haben wollten. Wenn sie sich gut benehmen, sind wir großzügiger. So machen wir es mit allen, die sich uns gegenüber schlecht benehmen.« Es war ganz klar, was er damit sagen wollte. Das war offener Druck. Wir

stritten uns damals so sehr, daß wir beinahe die Gespräche abbrachen.

Überall im Land waren unsere Leute nun täglich zahlreichen Provokationen der Sowjets ausgesetzt. Einmal beschwerte sich jemand bei seinem Büroleiter, daß ein sowjetischer »Spezialist« an ihn herangetreten war, um ihn als Agenten anzuwerben. Unser Genosse hatte empört abgelehnt. Unser Außenministerium protestierte bei der sowjetischen Botschaft wegen dieses Vorfalles. Die Botschaft bestritt natürlich, daß es unter den sowjetischen Spezialisten solche Leute gab, doch ein paar Wochen später entfernte sie ihren aufgeflogenen Agenten. Es war das erste Mal, daß uns derartiges gemeldet wurde, deshalb empfahlen Partei und Regierung höchste Wachsamkeit, Besonnenheit und Kaltblütigkeit. Es war klar zu sehen, daß sich die Situation mit der Zeit verschärfte, obwohl die Moskauer Führung nach außen hin die »freundschaftlichen« Formen wahrte.

Für uns gab es keine Führung der Kommunistischen Partei der Sowjetunion mehr, Chruschtschow und die Chruschtschowianer waren Revisionisten, Verräter. Der Krieg würde erklärt werden. Wann, das war nur noch eine Frage von Monaten; bis dahin schleppten sich die Beziehungen so hin.

12. VON BUKAREST NACH MOSKAU

Februar 1960: Mikojan über die sowjetisch-chinesischen Meinungsverschiedenheiten. Zuspitzung im Verhältnis zwischen Moskau und Peking. Kossygin stattet Mehmet Shehu in Moskau einen »Besuch« ab. Die Verschwörung von Bukarest. Hysni Kapo läßt sich durch Chruschtschows Pressionen nicht einschüchtern. Die Sowjets aktivieren ihre verkappten Agenten und verhängen die Hungerblockade. Kampf im Vorbereitungsausschuß für die Moskauer Beratung. Unsere Delegation in Moskau: Eisige Atmosphäre. Die sowjetischen Gargantuas. Wieder Druck, Schmeichelei, Provokationen. Die Marschälle des Kreml. Ein kurzes Treffen mit Andropow. Chruschtschows Taktik: »Es darf keine Polemik geben.« Die Söldner reagieren auf unsere Rede. Die letzten Gespräche mit den chruschtschowianischen Renegaten.

Die Haltung unserer Partei zu der heimtückischen Verschwörung, die die Chruschtschowianer auf dem Parteitag der Rumänischen Arbeiterpartei angezettelt hatten, ist allen Vertretern der

dort anwesenden kommunistischen und Arbeiterparteien bekannt. Ich werde nicht im einzelnen darauf eingehen, weil insbesondere im 19. Band meiner Werke der Kampf unserer Partei dokumentiert ist, die das Feuer auf die Chruschtschowianer eröffnete und mit revolutionärem marxistisch-leninistischem Mut kämpfte.

Beurteilt man die Bukarester Beratung nach dem Ziel, das die Chruschtschowianer damit erreichen wollten — politisch, ideologisch und organisatorisch —, war sie ein revisionistischer, trotzkistischer, antimarxistischer Putsch. Auch von der Art der Organisation her war diese Beratung von Anfang bis Ende eine Verschwörung.

Den alten Plan zur endgültigen Legitimierung des modernen Revisionismus, der ihnen auf der Moskauer Beratung von 1957 danebengegangen war, mußten die revisionistischen Renegaten von einer anderen Beratung des internationalen Kommunismus absegnen lassen, deshalb verlangten sie eine neue Beratung der kommunistischen und Arbeiterparteien, angeblich, um »über Probleme der Bewegung« zu diskutieren, die schon auf der vorangegangenen Beratung 1957 aufgetaucht waren. Dazu sandte uns das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion Anfang Juni 1960 einen Brief, in dem vorgeschlagen wurde, man solle den 3. Parteitag der Rumänischen Arbeiterpartei zu einer Beratung der kommunistischen und Arbeiterparteien der Länder des soziali-

stischen Lagers nutzen. Wir beantworteten diesen Vorschlag zustimmend und beschlossen, eine Delegation unter meiner Leitung dorthin zu schicken.

Wir wußten inzwischen von den Meinungsverschiedenheiten zwischen den Sowjets und den Chinesen. Im Februar des gleichen Jahres waren Mehmet und ich nach Moskau gefahren, um an einer Konsultation von Vertretern der Parteien der sozialistischen Länder über die Entwicklung der Landwirtschaft sowie an einer Sitzung des Beratenden Politischen Ausschusses des Warschauer Vertrags teilzunehmen. Kaum waren wir auf dem Moskauer Flughafen gelandet, stellte sich mir auch schon ein Funktionär aus dem Apparat des Zentralkomitees der sowjetischen Partei vor.

»Genosse Mikojan schickt mich«, sagte er, »er bittet um ein persönliches Treffen mit Ihnen morgen früh über eine sehr wichtige Frage.«

Diese Dringlichkeit erschien mir seltsam, denn Mikojan hätte sich auch noch später mit mir treffen können. Wir wollten einige Tage lang in Moskau bleiben. Trotzdem sagte ich:

»Einverstanden, aber ich werde auch Genossen Mehmet mitbringen.«

»Es war nur von Ihnen die Rede«, erwiderte Mikojans *Tschinownik*, ich aber beharrte:

»Nein, ich komme zusammen mit Genossen Mehmet.«

Ich bestand darauf, daß Mehmet mitkam, weil ich mir ausmalen konnte, daß Mikojan bei diesem

dringenden Treffen über ein »sehr wichtiges Problem« komplizierte und heikle Fragen ansprechen würde. Um so mehr, als ich Mikojan und seine antimarxistische und albanienfeindliche Einstellung genau kannte.

Tags darauf trafen wir uns mit Mikojan in seiner Villa in den »Leninskie gory« (Leninhügeln). Nach der üblichen Begrüßung kam Anastas direkt zum eigentlichen Gesprächsthema:

»Ich möchte euch über unsere Meinungsverschiedenheiten mit der Kommunistischen Partei Chinas in Kenntnis setzen, wohlbemerkt: mit der Kommunistischen Partei Chinas. Wir hatten beschlossen, darüber nur mit den Ersten Sekretären der Bruderparteien zu sprechen. Deshalb bitte ich Genossen Mehmet, uns nicht böse zu sein. Es ist nur, weil wir es so beschlossen hatten, nicht, weil wir ihm nicht vertrauten.«

»Keineswegs«, erwiderte Mehmet, »ich kann auch wieder gehen.«

»Nein«, sagte Mikojan, »bleiben Sie!«

Mikojan berichtete uns dann lange über die Meinungsverschiedenheiten mit der chinesischen Partei.

Mikojans Darstellung war darauf angelegt, bei uns den Eindruck zu erwecken, sie selbst stünden auf prinzipienfesten leninistischen Positionen und bekämpften die Abweichungen der chinesischen Führung. Mikojan zog unter anderem einige Thesen der Chinesen als Argument heran, die tat-

sächlich auch unserer Meinung nach vom Standpunkt der marxistisch-leninistischen Ideologie aus nicht zutreffend waren. So erwähnte Mikojan die pluralistische Theorie der »Hundert Blumen«, die Frage des Maokults, den »Großen Sprung nach vorn« und anderes.

In dieser Beziehung hatten gewiß auch wir unsere Vorbehalte, soweit wir die Tätigkeit und die konkrete Praxis der Kommunistischen Partei Chinas damals kannten.

»Wir haben den Marxismus-Leninismus und brauchen keine andere Theorie«, sagte ich zu Mikojan, »und was die 'Hundert Blumen' betrifft, so haben wir diese Ansicht weder akzeptiert noch jemals erwähnt.«

Unter anderem sprach Mikojan auch über Mao und verglich ihn mit Stalin:

»Der einzige Unterschied zwischen Mao Tse-tung und Stalin ist, daß Mao seine Gegner nicht einen Kopf kürzer macht, wie Stalin das tat. Deshalb«, fuhr dieser Revisionist fort, »konnten wir uns gegen Stalin nicht wehren. Einmal haben Chruschtschow und ich daran gedacht, ein *pokušenje** gegen ihn zu organisieren, wir ließen es aber sein, weil wir fürchteten, das Volk und die Partei würden uns nicht verstehen.«

Wir äußerten uns zu den von Mikojan aufge-

* Russisch im Original: Attentat.

worfenen Problemen nicht, und als er schließlich fertig war, sagte ich zu ihm:

»Die schweren Meinungsverschiedenheiten, die zwischen euch und der Kommunistischen Partei Chinas aufgetreten sind, sind sehr ernst zu nehmen, und wir begreifen nicht, wie man es überhaupt so weit kommen lassen konnte. Hier ist weder der richtige Ort noch der richtige Zeitpunkt, um darüber zu diskutieren. Wir meinen, daß das zwischen euren Parteien geklärt werden muß.«

»So werden wir es machen«, erwiderte Mikojan. Und als wir uns dann voneinander verabschiedeten, bat er uns: »Redet mit niemand über die Fragen, die ich euch gegenüber angesprochen habe, nicht einmal mit den Mitgliedern eures Politbüros.«

Nach diesem Treffen war uns klar, daß die Meinungsverschiedenheiten und Widersprüche zugespitzt und ernst waren. Da wir inzwischen sowohl Chruschtschow als auch Mikojan kannten, gab es für uns keinen Zweifel daran, daß ihren Vorwürfen gegen die chinesische Partei keine prinzipienfesten Positionen zugrunde lagen.

Die Differenzen, das zeigte sich später noch deutlicher, drehten sich um eine Reihe von Grundsatzfragen, zu denen die Chinesen damals einen richtigen Standpunkt einzunehmen schienen. Sowohl in den offiziellen Reden der chinesischen Führer als auch in den veröffentlichten Artikeln,

besonders in dem Aufsatz »Es lebe der Leninismus!«, behandelte die chinesische Partei die Probleme theoretisch richtig und trat gegen die Chruschtschowianer auf. Genau das schmeckte diesen gar nicht, deshalb wollten sie dem Schlimmsten vorbeugen.

Was uns Mikojan mitgeteilt hatte, besprachen wir nur mit Genossen des Politbüros, denn die Sache war ziemlich heikel, und man mußte vorsichtig und besonnen vorgehen. Außerdem hatte ja auch die sowjetische Führung verlangt, das Problem vertraulich zu behandeln.

So wußten wir also am Vorabend der Bukarester Beratung Bescheid über die chinesisch-sowjetischen Differenzen.

Damals, ich glaube Ende Mai oder Anfang Juni, unterrichtete uns Gogo Nushi, der sich zu einer Sitzung des Generalrats des Weltgewerkschaftsbundes in Peking aufhielt, in einem Funktelegramm über die Widersprüche, die in Peking zwischen der chinesischen und der sowjetischen Delegation aufgebrochen waren. Die chinesische Delegation sträubte sich gegen viele Thesen in dem Bericht, der auf der Sitzung gehalten werden sollte, weil sie im Kern nichts anderes waren als Chruschtschows revisionistische Leitsätze von der »friedlichen Koexistenz«, über Krieg und Frieden, über die Machtergreifung auf »friedliche Weise« usw.

Die Chinesen luden die Leiter einiger Dele-

gationen (soweit sie Mitglieder der Politbüros von kommunistischen und Arbeiterparteien waren) zu einem Abendessen ein, das sie zu einer Versammlung umfunktionieren wollten, um noch einmal ihre Ansichten zu den falschen Thesen im Berichtsentswurf für die Sitzung vorzutragen. Zuerst sprachen Liu Schao-tschi und Deng Hsiao-ping, dann stand auch Tschou En-lai auf.

Gogo Nushi vertrat die Auffassung, daß diese Dinge nicht auf der Versammlung besprochen, sondern auf Parteiebene gelöst werden sollten, denn die Delegationen waren zur Sitzung des Generalrats der Gewerkschaften gekommen und nicht zur Behandlung dieser Angelegenheiten. Den gleichen Standpunkt nahmen auch viele andere Delegationen ein. Schließlich trat Tschou En-lai den Rückzug an und sagte: »Gut, wir werden eine andere Gelegenheit finden.«

All das zeigte zusammen mit Mikojans Äußerungen uns gegenüber im Februar in Moskau und den gegenseitigen indirekten Angriffen in der sowjetischen und chinesischen Presse, daß sich die Dinge auf keinesfalls marxistisch-leninistische Weise zuspitzten. Die Anzeichen deuteten darauf hin, daß die gemeinsame Beratung in Bukarest, zu der wir unser Einverständnis gegeben hatten, möglicherweise in einer Sackgasse enden oder völlig scheitern würde.

In dieser Situation erreichte uns wenige Tage nach dem ersten Brief des Zentralkomitees der

sowjetischen Partei ein zweiter, in dem es hieß, einige Parteien hätten den Vorschlag gemacht, die Beratung der kommunistischen und Arbeiterparteien zu verschieben. In Bukarest sollten sich lediglich die Parteien der Länder des sozialistischen Lagers treffen, und zwar nur, um Zeitpunkt und Ort der späteren Beratung aller Parteien festzulegen. Auf dieser Beratung, sagten die Sowjets, könnten vielleicht neben der Festlegung von Zeitpunkt und Ort »auch Meinungen ausgetauscht werden, ohne irgendeinen Beschluß zu fassen«. Wir erklärten uns mit diesem Vorschlag einverstanden und beschlossen, nach Bukarest eine Parteidelegation unter Leitung des Genossen Hysni Kapo zu schicken, die sowohl am Parteitag der rumänischen Partei als auch an der gemeinsamen Beratung teilnehmen sollte.

Warum fuhr nicht ich nach Bukarest? Ich persönlich und die anderen Genossen des Politbüros, die im Bilde waren, argwöhnten, daß in Bukarest das Problem der aufgetretenen Differenzen zwischen China und der Sowjetunion diskutiert werden würde. Damit waren wir nicht einverstanden, denn erstens hatten wir zu diesem Problem erst die eine Seite, die sowjetische, gehört und kannten die Gegenargumente der Chinesen nicht; zweitens hatten die Differenzen mit zentralen Problemen der Theorie und Praxis der internationalen kommunistischen Bewegung zu tun, und wir konnten nicht zu einer Beratung gehen,

von der so viel abhing, und einen Standpunkt beziehen, ohne unsere Haltung auf dem Plenum des Zentralkomitees diskutiert und beschlossen zu haben. Das wiederum war nicht möglich, weil solche Probleme im Zentralkomitee nicht in aller Eile, zwischen Tür und Angel behandelt werden konnten. Sie mußten gründlich erörtert, sorgfältig studiert werden, und dazu brauchte man Zeit.

Deshalb schickte unsere Partei Genossen Hysni Kapo nach Bukarest, und zwar lediglich, um über Zeitpunkt und Ort der späteren Beratung zu diskutieren und an einem unverbindlichen Meinungs austausch über Fragen der internationalen Lage nach dem Scheitern der Pariser Konferenz teilzunehmen, so wie es unsere Parteien vereinbart hatten.

Wie sich später herausstellte, hatten die Chruschtschowianer für Bukarest von langer Hand eine Verschwörung vorbereitet. Auch uns gegenüber wurden die Anstrengungen verstärkt, einmal getarnt, einmal offen (immerhin kannten die Chruschtschowianer die Prinzipienfestigkeit unserer Partei), uns in dieses Komplott mit hineinzuziehen.

Genosse Gogo Nushi wurde auf seinem Rückweg von Peking in Moskau von Breschnew, der damals gerade Vorsitzender des Präsidiums des Obersten Sowjets geworden war, um eine Zusammenkunft gebeten. Gogo traf mit Breschnew zusammen, und dieser sprach lang und breit über die Differenzen mit den Chinesen.

Vier oder fünf Tage vor Beginn der Bukarester Beratung — ich sprach gerade mit Hysni über die Haltung, die er auf dem Parteitag der rumänischen Partei einnehmen sollte — erreichte uns ein Funktelegramm von Mehmet, der sich seit mehreren Tagen zur ärztlichen Behandlung in Moskau aufhielt. In dem Funktelegramm informierte uns Mehmet über einen unerwarteten »Besuch«, den ihm Kossygin abgestattet hatte. Mehmet war von seinem Kommen überrascht und meinte, es handle sich um einen, wenn auch arg verspäteten, Höflichkeitsbesuch.

»Ich bin gekommen, Genosse Mehmet, um über eine sehr wichtige Sache zu sprechen«, sagte Kossygin, ohne sich auch nur im geringsten nach Mehments Befinden zu erkundigen, obwohl er genau wußte, daß dieser sich dort zur ärztlichen Behandlung aufhielt.

»Bitte sehr, sprechen Sie«, erwiderte Mehmet.

Und Kossygin sprach eineinhalb Stunden lang über ihre Widersprüche zur Kommunistischen Partei Chinas. Mehmet hörte geduldig zu und sagte dann:

»Alles, was Sie mir erzählt haben, ist sehr schwerwiegend. Wir wundern uns, warum man diese Dinge sich so hat auswachsen lassen.«

»Wir werden den Chinesen kein einziges Zugeständnis machen«, sagte Kossygin.

»Wir haben schon zu Mikojan gesagt, als er Genossen Enver und mich informierte, daß diese

Dinge von den beiden Parteien untereinander geklärt werden müssen«, sagte Mehmet.

»Wir werden uns auf kein Zugeständnis einlassen«, wiederholte Kossygin, »auf kein einziges.« Und er setzte hinzu: »Die mannhafte, heldenmütige Haltung der Genossin Belishova in Peking bei den Gesprächen mit den Chinesen hat uns sehr gefallen. Unser Botschaftsrat in Peking hat uns von seiner Unterhaltung mit ihr nach den Gesprächen mit den Chinesen berichtet.«

Mehmet wußte noch nichts von diesen Taten und Intrigen Liri Belishovas, trotzdem erwiderte er Kossygin kühl und bestimmt:

»Ich weiß nicht, was Liri Belishova zu euch gesagt hat, denn ich war hier. Ich weiß aber, daß Mikojan uns bei dem Gespräch damals auftrug, mit niemand über diese Fragen zu reden. Unsere Meinung war und ist, daß diese Dinge zwischen euren beiden Parteien geklärt werden müssen. Wenn sie auf diese Weise nicht gelöst werden können, sollten sie der Parteienberatung unterbreitet werden. Unsere Partei wird eine marxistisch-leninistische und keine opportunistische oder sentimentale Haltung einnehmen.

Mürrisch hatte sich Kossygin erhoben, und als er eben zur Tür hinaus wollte, gab ihm Mehmet noch eine Ohrfeige mit auf den Weg:

»Genosse Kossygin«, sagte er in aller Ruhe, »leider haben Sie mir keine Zeit zu der Frage gelassen, wie es Ihnen gesundheitlich geht.«

Kossygin wandte sich um und fragte Mehmet nun, wie um sich zu entschuldigen, ebenfalls nach seinem Befinden.

»Mir geht es sehr gut«, sagte Mehmet, ohne sich auf lange Erläuterungen einzulassen. Gleich nach dem Gespräch brach er die Behandlung ab und traf die nötigen Maßnahmen, um tags darauf mit dem Flugzeug die Heimreise antreten zu können.

Uns war nun alles klar geworden: Chruschtschow bereitete für Bukarest eine Verschwörung vor und wollte uns bearbeiten, wollte uns unter allen Umständen zwingen, uns ebenfalls seinen revisionistischen Ansichten, seiner revisionistischen Haltung anzuschließen.

Auch hier in Tirana kam der sowjetische Botschafter Iwanow damals beinahe alle zwei Tage an, einmal, um uns einen Buchkatalog zu bringen, ein andermal wegen irgendeiner unwichtigen Information. In Wahrheit aber kam er, um uns auf den Puls zu fühlen, um herauszufinden, ob ich nun nach Bukarest fahren würde, welchen Standpunkt wir beziehen würden usw. usf. Doch auch ich speiste ihn mit Alltagsunterhaltungen ab, ohne mehr zu sagen, als sowieso offiziell bekannt war.

Ich erinnere mich, daß Iwanow gegen Mitte Juni zu mir ins Büro kam, um mir eine Nachricht »mitzuteilen«, die ich zwei oder drei Stunden vorher im Radio gehört hatte. Ich bemerkte, daß er wie üblich irgend etwas im Sinn hatte. Das war

zu der Zeit, als die Sowjets und Chruschtschow große Reklame für die Gipfelkonferenz in Paris machten, die der Menschheit den »Frieden« bringen sollte. Wenn ich mich nicht irre, war Chruschtschow trotz des Zwischenfalls mit dem amerikanischen U-2-Spionageflugzeug, das die Sowjets mit einer Rakete abgeschossen hatten, nach Paris gereist.

»Wie denken Sie über die Pariser Konferenz?« fragte mich Iwanow.

»Meinetwegen sollen sie sich zusammensetzen, wenn sie schon hingefahren sind«, erwiderte ich, »aber wir glauben nicht, daß bei dieser Konferenz etwas herauskommen kann. Die Imperialisten sind geblieben, was sie waren — aggressiv, eine Gefahr für die Völker und die sozialistischen Länder. Deshalb glaube ich, daß die Pariser Konferenz ergebnislos verlaufen wird.«

Zwei oder drei Tage darauf platzte die Konferenz wie eine Seifenblase, weil die Amerikaner sich nicht nur nicht entschuldigten, sondern sogar erklärten, sie würden die Spionage fortsetzen. Und Chruschtschow sah sich zur Abreise gezwungen, nachdem er ein paar Rauch»bomben« gegen die Imperialisten geschleudert hatte. Iwanow kam erneut an und sagte zu mir:

»Ihre Voraussage hat sich bestätigt, Genosse Enver! Haben Sie Chruschtschows Erklärungen gelesen?«

»Ja, das habe ich«, gab ich zurück. »So müßte

er eigentlich immer gegen die Imperialisten sprechen, denn sie sind nicht 'vernünftig' und 'friedliebend' geworden, können es gar nicht.«

Das war die Situation am Vorabend der Bukarester Beratung, die von Anfang bis Ende ein dunkler Fleck in der Geschichte der internationalen kommunistischen und Arbeiterbewegung bleiben sollte. Angeblich führten die Chruschtschowianer sie durch, um den Zeitpunkt der späteren Beratung festzulegen, doch das war ein rein formaler Vorwand, das eigentliche Ziel der Chruschtschowianer war etwas anderes. Sie brauchten eine Reihe von Beschlüssen, um »als ein Block« in die bevorstehende Beratung aller Parteien gehen zu können. »Als ein Block«, das hieß für sie: fester Zusammenschluß um die Chruschtschowrevisionisten, diskussionslose Unterstützung ihres Verrats an der marxistisch-leninistischen Theorie und der korrekten marxistisch-leninistischen revolutionären Praxis in allen internationalen und nationalen Problemen. Kurz, Chruschtschow hatte sich gedacht, die Zeit sei nun reif, in der Herde, die er befehligen wollte, ein ehernes Gesetz zu errichten.

Doch die Chruschtschowianer sahen und waren davon überzeugt, daß es besonders zwei Parteien gab, die dieser Herde, die sie fest an ihre Leine legen wollten, fern blieben: die Partei der Arbeit Albaniens und die Kommunistische Partei Chinas. Und nicht nur das. Sie sahen zudem, daß

unsere entschlossene und prinzipienfeste Haltung die Gefahr mit sich brachte, daß ihre geheimen konterrevolutionären Pläne aufgedeckt und durchkreuzt wurden. Deshalb hatte Chruschtschow folgendermaßen kalkuliert: Wenn die Beratung aller Parteien eine Beratung der »Einheit«, der »Solidarität«, das heißt der totalen Unterwerfung werden sollte, müßte zunächst die Rechnung mit Albanien und China beglichen werden. Als überzeugter Revisionist führte Chruschtschow seine Logik aber noch weiter: »Was die Partei der Arbeit Albaniens anbelangt«, machte er sich Illusionen, »so kümmere ich mich nicht um sie, unternehme nichts direkt gegen sie, denn letzten Endes ist sie ja nur die kleine Partei eines kleinen Landes. Die Albaner sind dickköpfig«, dachte er, »sie werden sich aufregen, werden hochfahren, doch schließlich werden sie klein begeben, denn sie haben gar keine andere Möglichkeit. Was immer sie auch tun, ich habe sie in der Tasche!« Die revisionistische Logik einer Supermacht! Das dringende Problem für Chruschtschow war weiter China. Er dachte so: »Entweder China fügt sich und tritt brav in den Pferch, oder ich verurteile es und werfe es schon jetzt aus dem Lager hinaus. So brandmarke ich in einem Aufwasch China als Spalter, neutralisiere die Partei der Arbeit Albaniens und bringe diesem oder jenem anderen 'verlorenen Sohn', der aufmucken will, Flötentöne bei.« Kurz, Chruschtschow brauchte unbedingt

eine Vorberatung, um es den »Ungehorsamen« tüchtig zu geben, damit er bei der darauffolgenden Beratung die »Einheit« ohne Risse bekränzen konnte. Deshalb mußte er die Bukarester Beratung organisieren.

Alle Parteien der volksdemokratischen Länder Europas schickten ihre Ersten Sekretäre nach Bukarest, daher gefiel es Chruschtschow gar nicht, daß ich nicht kam. Er erkundigte sich:

»Warum ist nicht Genosse Enver gekommen? Könnt ihr ihn nicht benachrichtigen, damit er noch kommt?«

Hysni erwiderte:

»Genosse Enver kommt jetzt nicht. Er wird zu der späteren Parteienberatung kommen, deren Zeitpunkt und Ort wir hier beschließen werden.«

Anfänglich wußten wir nichts von dem, was Chruschtschow und seine Kumpane in Bukarest anzettelten. Doch bald kamen die ersten Funktelegramme von Hysni. Alle unsere Ahnungen bewahrheiteten sich. Die Bukarester Beratung begann, um einen Termin festzulegen, und endete in einem Kreuzzug. Chruschtschow bestand darauf, daß auf der Beratung die Meinungsverschiedenheiten zwischen der Sowjetunion und China auf den Tisch gebracht und natürlich in der ihm genehmen Weise diskutiert wurden. Auf dieser Beratung, erklärte Chruschtschow, können »auch Beschlüsse gefaßt werden«, und er verlangte von den anderen Parteien, sie sollten über »die großen Feh-

ler Chinas« sprechen, sich mit den Sowjets solidarisieren und »mit einer gemeinsamen Haltung auftreten«. Ich war fest davon überzeugt, daß wir es mit einem ungeheuer gemeinen und brutalen Komplott zu tun hatten, und trug die Frage unverzüglich dem Politbüro vor.

Das waren damals Tage und Nächte einer intensiven, ununterbrochenen, sorgfältigen, wohlbedachten, nach allen Seiten hin erwogenen Arbeit. Die Würfel waren gefallen, der »Frieden« mit den Chruschtschowianern war zu Ende. Sie hatten das Feuer eröffnet, doch wir würden es mit aller Kraft erwidern. Versöhnung und taktische »Übereinkunft« mit den Chruschtschowianern gab es jetzt nicht mehr, konnte es nicht mehr geben. Der große Kampf hatte begonnen. Es sollte ein außerordentlich schwieriger, aufreibender Kampf voller Opfer und tiefer Rückwirkungen sein. Wir aber führten ihn zuversichtlich und optimistisch zu Ende, denn wir wußten, daß das Recht auf unserer Seite war, auf der Seite des Marxismus-Leninismus.

Der Verlauf der Beratung ist bekannt: In aller Eile wurde ein voluminöses Material der Sowjets gegen die Chinesen ausgeteilt, man beschloß, einige Stunden darauf die Beratung der Parteien des Lagers abzuhalten, und danach sollten sich die Leiter aller Delegationen der kommunistischen und Arbeiterparteien, die am rumänischen Parteitag teilnahmen, versammeln, damit

Chruschtschow ihnen seinen Wunsch vortragen konnte, die »Kommunistische Partei Chinas als antimarxistisch, als trotzkistische Partei« usw. »zu verurteilen«.

Auf der ersten von Chruschtschow organisierten Beratung griff Genosse Hysni Kapo im Namen der Partei und auf der Grundlage der detaillierten Richtlinien, die wir ihm täglich, oft sogar zweimal am Tag sandten, Chruschtschow und die anderen wegen ihrer antimarxistischen Absichten und ihrer Verschwörermethoden an, er verteidigte die Kommunistische Partei Chinas und sprach sich gegen die Fortsetzung einer derartigen Beratung aus.

Das hatte Chruschtschow nicht erwartet. Auf den Sitzungen sprach er pausenlos mit Händen und Füßen, wurde nervös, schäumte vor Wut. Doch gewappnet mit der richtigen Linie unserer Partei, mit den besonderen Weisungen, die wir ihm ständig sandten, und seiner bekannten Gelassenheit und Furchtlosigkeit, ließ sich Genosse Hysni Kapo nicht ins Bockshorn jagen, sondern zahlte es Chruschtschow in seinen schneidenden Antworten mit gleicher Münze heim.

In seinen zahlreichen Redebeiträgen wandte sich Chruschtschow dem Anschein nach gegen Peng Tschen, den Leiter der chinesischen Delegation, doch stets fand er auch einen Anlaß, unsere Partei und ihren Vertreter anzugreifen. Er wollte damit nicht nur unsere entschlossene Hal-

tung erschüttern, sondern auch den Vertretern der anderen Parteien zu verstehen geben: seht her, die Albaner »treiben das Spiel der Chinesen«.

»Sie, Genosse Peng Tschen«, klagte Nikita Chruschtschow an, »haben gestern die friedliche Koexistenz überhaupt nicht erwähnt, Sie haben nicht darüber gesprochen. Hat er darüber gesprochen oder nicht, Genosse Kapo?«

»Ich vertrete hier die Partei der Arbeit Albaniens«, erwiderte Hysni. »Dort haben Sie Peng Tschen. Fragen Sie ihn selbst!«

»Wir kommen mit Mao Tsetung und den Chinesen nicht klar, und sie nicht mit uns. Sollen wir Sie schicken, Genosse Kapo, vielleicht kommen Sie mit ihnen klar?« wandte sich Chruschtschow bei anderer Gelegenheit an Genossen Hysni.

»Ich lasse mir von Ihnen nichts befehlen«, gab Hysni zurück. »Befehle nehme ich nur von meiner Partei entgegen.«

Nichts brachte ihn vom prinzipienfesten, mutigen und revolutionären Standpunkt der Partei ab. Das Geschrei und die Pressionen des Scharlatans Nikita Chruschtschow ließen ihn noch nicht einmal mit der Wimper zucken. Ruhig, gelassen und prinzipienfest erklärte Genosse Hysni Kapo im Namen der Partei, daß die Partei der Arbeit Albaniens die Diskussion dieser Fragen auf der Bukarester Beratung für falsch halte, so wie sie auch den anfänglichen Versuch der Chinesen für falsch halte, diese Fragen mit den Gewerkschafts-

delegationen zu diskutieren. »Die PAA«, sagte er, »hält die offene oder getarnte Polemik in der Presse für schädlich. Wer recht hat, soll die bevorstehende Parteienberatung beurteilen.«

Die Chruschtschowianer waren alarmiert, denn ihr Komplott war dabei, zu platzen. Nun begannen das Aus und Ein, die »Ratschläge«, die »freundschaftlichen Konsultationen und Gespräche«, der Druck im Gewand der Scherze und des Lächelns. Andropow, der Mann der Ränke und Intrigen (weshalb man ihn dann auch zum KGB-Chef machte), war dabei einer der Aktivsten. Er setzte alle Hebel in Bewegung, um unsere Partei in die Verschwörung hineinzuziehen.

Die Sowjets versäumten es nicht, sich bei diesem schmutzigen Spiel auch ihrer Lakaien in den anderen Parteien zu bedienen. Andropow griff sich einen gewissen Magyaros und ging mit ihm Hysni »besuchen«. Andropow saß da in der Pose: »Ich sage erst mal nichts«, und Magyaros zerriß sich für die »Richtigkeit der marxistisch-leninistischen Linie der sowjetischen Partei«.

»Was macht nur Albanien?« fragte Schiwkoff. »Nur ihr seid nicht einverstanden.«

»Was wollen Sie damit sagen?« gab Hysni zurück.

»Nein, nein«, machte Schiwkoff einen Rückzieher. »Ich habe nur Spaß gemacht.«

»Was sind denn das für Späße? Sie wollen

auf irgend etwas hinaus, wenn Sie sagen: 'Albanien ist nicht einverstanden'.«

Während der ganzen Zeit der Beratung in Bukarest versammelten wir uns hier fast jeden Tag im Politbüro, hielten ständig Verbindung zu Hysni Kapo, gaben ihm Richtlinien und verfolgten aufmerksam und beunruhigt, wie sich die Ereignisse überstürzten. Inzwischen waren wir einhellig zu der Schlußfolgerung gekommen:

Die Bukarester Beratung war eine Verschwörung gegen den Marxismus-Leninismus. Chruschtschow und Konsorten enthüllten dort ihr wahres Gesicht, die Fratze blindwütiger Revisionisten, deshalb durften wir den Revisionisten kein einziges Zugeständnis machen, auch wenn wir schließlich allein gegen alle stehen würden.

Unser Standpunkt war richtig, marxistisch-leninistisch; das von Chruschtschow in Szene gesetzte unheilvolle Spiel mußte durchkreuzt werden.

Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß unsere Partei in Bukarest mutig und mit marxistisch-leninistischer Prinzipienfestigkeit China verteidigte und dafür bewußt alle Folgen in Kauf nahm. Heute, so viele Jahre nach der Bukarester Verschwörung, nachdem leider auch die chinesische Partei endgültig auf die Bahn des Verrats, des Revisionismus, der Konterrevolution geraten ist, möchte ich noch einmal betonen, daß die Hal-

tung unserer Partei in Bukarest und Moskau absolut richtig, die einzig richtige Haltung war.

Wie ich bereits geschrieben habe, hatten wir gegen einige von Mao Tsetung und auch anderen chinesischen Führern geäußerte Anschauungen Vorbehalte. Vorbehalte hatten wir auch in bezug auf den 8. Parteitag der Kommunistischen Partei Chinas. Doch nach 1957 schien es, als habe sich in dieser Partei ein positiver Umschwung vollzogen, als habe man mit den früheren opportunistischen Fehlern aufgeräumt. Fehler können in jeder Partei vorkommen, doch sie lassen sich korrigieren, und wenn dies geschieht, festigt sich die Partei und die Arbeit geht voran. In China wurde nicht mehr über den 8. Parteitag gesprochen; die rechtsopportunistischen Ansichten Peng Dö-huais waren angegriffen worden; die »Hundert Blumen« hatte man beiseite gelegt. In ihren offiziellen Erklärungen und ihren Artikeln griffen die Chinesen unverhüllt den jugoslawischen Revisionismus an, verteidigten Stalin, nahmen eine in der Theorie richtige Haltung zu Krieg und Frieden, zur friedlichen Koexistenz, zur Revolution und zur Diktatur des Proletariats ein.

Hier ist nicht der richtige Platz, die Motive zu analysieren, von denen die chinesischen Führer dabei ausgingen, zu untersuchen, ob es in ihrer damaligen Haltung etwas Prinzipienfestes gab oder nicht (darüber habe ich in meinem Tagebuch geschrieben). Eines aber ist klar: zu jener Zeit trat

die Kommunistische Partei Chinas als Verteidigerin des Marxismus-Leninismus auf.

Die Chruschtschowianer warfen uns vor: »Ihr trennt euch von 200 Millionen, um euch 600 Millionen anzuschließen.« Bei der Verteidigung Chinas ließen wir uns von keinerlei finanziellen, wirtschaftlichen, militärischen oder demographischen Motiven leiten. Wären wir von solchen pragmatischen und antimarxistischen Motiven ausgegangen, wäre es »lohnender« gewesen, wenn wir uns auf die Seite der Chruschtschowianer geschlagen hätten, denn die Sowjetunion war stärker, und Chruschtschow hätte sich gewiß nicht lumpen lassen, hätte uns umgehend Kredite und »Hilfe« zukommen lassen (natürlich nicht, ohne von uns nachher als Gegenleistung die Freiheit und Unabhängigkeit des Volkes, des Vaterlands und der Partei einzufordern).

Wir verteidigten in Bukarest und Moskau also nicht China als ein großes Land, von dem wir Hilfe erhalten konnten, sondern die leninistischen Normen, den Marxismus-Leninismus. Wir unterstützten die Kommunistische Partei Chinas nicht, weil sie eine große Partei war, sondern wir verteidigten die Prinzipien, das marxistisch-leninistische Recht. In Bukarest und in Moskau hätten wir jede Partei und jedes Land verteidigt, ob nun groß oder klein nach der Zahl, wenn sie nur zum Marxismus-Leninismus gestanden hätten. Das erklärten wir damals in aller Deutlichkeit und bewiesen es später in der Praxis.

Der Kampf zur Verteidigung des Marxismus-Leninismus gegen den Revisionismus war das einzige, was uns in einen Schützengraben mit der Kommunistischen Partei Chinas brachte.

Das waren die Motive, die uns dazu veranlaßten, in Bukarest und später in Moskau die bekannte Haltung einzunehmen. Unsere in Kämpfen und Schlachten gestählte Partei, die klar und entschlossen ihren marxistisch-leninistischen Weg verfolgte, gebot dort dem chruschtschowianischen Angriff Einhalt, widerstand ihm heldenhaft und ließ sich weder durch Druck noch durch Erpressung irgendwelcher Art ins Schwanken bringen.

Chruschtschow konnte uns nicht verzeihen, was wir dem Revisionismus antaten, aber auch wir würden ihm nicht verzeihen, wie er sich gegen den Marxismus-Leninismus, gegen die Revolution, gegen die Sowjetunion, Albanien und die internationale kommunistische und Arbeiterbewegung vergangen hatte.

Der Kampf wurde nun offen geführt. Die Sowjetbotschaft in Tirana mit ihren KGB-Agenten intensivierte Druck, Einmischung und Sabotage in den gemeinsten Formen. Die in Albanien beschäftigten sowjetischen Militärs und Zivilpersonen provozierten unsere Leute mit Angriffen auf die Führung, sie behaupteten, wir hätten eine falsche Position eingenommen, »die Sowjetunion angegriffen«, seien »wortbrüchig«, und andere Gemeinheiten. Die Angestellten der sowjetischen

Botschaft in Tirana, allen voran Botschafter Iwanow, bemühten sich, Agenten anzuwerben, provozierten Militärangehörige mit Fragen wie: »Zu wem hält die Armee?«, versuchten, Leute gegen die Linie der Partei aufzuwiegeln, und so fort.

Dieses Vorgehen hatte zwei Ziele: Einerseits, unsere Partei und unser Volk gegen die Führung aufzuhetzen, wobei »all das Gute« vorgeschoben wurde, das die Sowjetunion angeblich für Albanien getan hatte, und andererseits, unter Mißbrauch der aufrichtigen Liebe unserer Partei und unseres Volkes für die Sowjetunion auch die kleinste Gelegenheit auszunutzen, um Verwirrung zu stiften.

In dieser schwierigen Situation bestätigte sich einmal mehr glänzend die stählerne Einheit der Reihen unserer Partei, die Treue der Parteimitglieder und -kader zum Zentralkomitee der Partei und unserem Politbüro. Die Provokationen der sowjetischen Revisionisten stießen bei den albanischen Kommunisten auf eine unüberwindliche Mauer, auf einen unerschütterlichen Felsen. Die einzigen verräterischen Elemente, die sich der stählernen Einheit unserer Reihen entgegenstellten, waren Liri Belishova und Koço Tashko. Sie gaben dem Druck der Sowjets nach und zeigten in dieser Zeit der Stürme und der schweren Bewährungsproben ihr wahres Gesicht, erwiesen sich als Kapitulant, Provokateure und Antimarxisten. Wie sich herausstellte, standen diese bei-

den schon lange im Dienst Chruschtschows, waren zu seinen Agenten geworden und bemühten sich, unserer Partei und ihrer Führung von innen her Schläge zu versetzen. Partei und Volk brandmarkten und verurteilten sie mit Haß und Verachtung.

Die ständigen Provokationen, die von der sowjetischen Botschaft in Tirana angezettelt wurden, waren nun koordiniert mit dem Druck, den die revisionistische Sowjetführung und ihre Verbündeten von außen auf unsere Partei und unser Land ausübten. Dieser Druck war vielfältig: wirtschaftlich, politisch und militärisch.

Bei ihren Anstrengungen, den Widerstand der PAA und des albanischen Volkes zu brechen, ließen die Chruschtschowianer alle Skrupel fallen. Sie gingen sogar so weit, unser Land mit einer Hungerblockade zu bedrohen. Diese wütenden Feinde des Sozialismus und insbesondere des albanischen Volkes weigerten sich, uns Getreide zu liefern, als unsere Brotgetreidevorräte nur noch für fünfzehn Tage reichten. Wir waren damals gezwungen, unsere Devisenreserven anzugreifen und in Frankreich Weizen zu kaufen. Der französische Geschäftsmann, der nach Tirana kam, versuchte die Gründe herauszufinden, die Albanien veranlaßten, im Westen Weizen zu kaufen, obwohl es doch den »großen Freund« Sowjetunion hatte. Wir sagten dem bürgerlichen Geschäftsmann natürlich nichts, im Gegenteil, wir erklärten ihm, die Sowjetunion liefere uns Getreide,

Mais, nur würden wir es »für das Vieh verwenden«.

»Warum sorgt ihr euch um das Brot«, hatte uns Chruschtschow einst gesagt. »Baut Zitrusfrüchte an, das Brotgetreide, das Albanien braucht, fressen bei uns die Mäuse in den Speichern.« Und als dem albanischen Volk das Brot auszugehen drohte, da fütterte Chruschtschow lieber die Mäuse, als den Albanern etwas zu geben. Für ihn hatten wir nur zwei Möglichkeiten: entweder vor ihm zu Kreuze zu kriechen oder unterzugehen. Das war die zynische Logik dieses Verräters.

Doch der tiefe Riß in unseren Beziehungen zu der Sowjetführung konnte nicht lange verborgen bleiben, um so mehr, als ihn die Chruschtschowianer täglich mehr enthüllten.

Der sowjetische und der bulgarische Botschafter in Jugoslawien klatschten in jenen Tagen dem Schlächter Ranković Beifall, als er auf einer Kundgebung in Sremska Mitrovica Albanien eine »Hölle mit Stacheldraht« nannte. Die Bulgaren veröffentlichten eine Balkankarte, auf der unser Land »irrtümlich« als Teil Jugoslawiens abgebildet war. In Warschau drangen Gomulkas Leute gewaltsam in die Botschaft der VR Albanien ein und versuchten den albanischen Botschafter zu ermorden. Chruschtschow tolerierte und förderte den Appetit griechischer Monarchofaschisten wie Venizelos, die den längst gescheiterten Plan der Annexion des sogenannten Nord-Epirus

wieder hervorholten. Und so weiter, und so fort. Dutzende solcher Dinge stürzten damals von allen Seiten auf unsere Partei und unser Land ein. Direkt oder indirekt war hinter dieser ganzen albanienfeindlichen Tätigkeit Chruschtschows Hand zu erkennen, der uns unter allen Umständen mühe zu machen und in die Knie zu zwingen versuchte.

Doch unsere Partei und unser Volk blieben unbeirrt auf ihrer richtigen marxistisch-leninistischen Linie. Wir berichteten den Kommunisten und den Kadern, was in der kommunistischen und Arbeiterbewegung vor sich ging, berichteten ihnen vom Verrat der Chruschtschowianer, und die Parteimassen schlossen angesichts des von den Chruschtschowianern entfesselten Sturmes ihre Reihen um das Zentralkomitee noch fester zusammen. Die Chruschtschowianer fanden in diesem stählernen Block keine Risse, und das Banner der Partei wehte weiter stolz und unbeugsam trotz aller Stürme und Wogen.

Das Zentralkomitee rief Partei und Volk auf, die Reihen zu schließen, die Einheit, den Patriotismus zu wahren und zu stählen, kühlen Kopf zu behalten, auf Provokationen nicht hereinzufallen, wachsam und unerschrocken zu sein. Darin, so sagten wir der Partei, besteht der Sieg, der durch unsere richtige marxistisch-leninistische Linie garantiert ist. Wir sagten der Partei, daß wir, obwohl

die Feinde zahlreich und stark waren, siegen würden.

Mit ihren in Moskau oder den Hauptstädten der Vasallenländer sowie durch die sowjetische Botschaft in Tirana und ihre Leute angezettelten Provokationen wollten die Chruschtschowianer auch noch ein anderes Ziel erreichen: vorgetäuschte Fakten fabrizieren und sammeln, die man dann als Waffe benutzen konnte, um die Anklage zu erhärten, wir Albaner zerstörten die Beziehungen, und so unsere theoretisch und politisch fundierten Argumente zu entkräften. Vor der Konfrontation, besonders wenn sie auf der Beratung der kommunistischen und Arbeiterparteien der Welt stattfand, zitterte Moskau. Das würde eine schwere Niederlage für den modernen Revisionismus mit Chruschtschow und den Chruschtschowianern an der Spitze bedeuten, deshalb wollten sie verhindern, daß sich die Dinge so weit zuspitzten. Sie brauchten unter allen Bedingungen unsere Unterordnung oder allermindestens die »Versöhnung« mit uns.

Deshalb wurden Moskau und Koslow, während die sowjetische Botschaft in Tirana Provokationen ins Werk setzte, nicht müde, »dem Zentralkomitee und Genossen Enver Hoxha« Briefe zu schicken. In diesen Briefen wurde ich aufgefordert, nach Moskau zu kommen, damit wir uns »wie Freunde und Genossen, die wir doch sind« unterhalten, verständigen könnten. »Schaffen wir

das kleine Mißverständnis, die kleine Meinungsverschiedenheit von Bukarest aus der Welt«, »beide Seiten dürfen nicht zulassen, daß aus einem kleinen Funken ein großer Brand wird«, usw.

Ihr Ziel war klar: unsere Partei zu zwingen, den Mund zu halten, sich mit ihnen auszusöhnen, zum Mitverräter zu werden. Sie wollten uns nach Moskau bringen und uns dort, in den »Werkstätten« des Zentralkomitees, bearbeiten, bis wir »überzeugt« waren. Doch wir wußten, mit wem wir es zu tun hatten, und die Antwort war knapp: »Genosse Enver Hoxha kann erst zur Beratung der kommunistischen und Arbeiterparteien nach Moskau kommen. Was wir euch in Bukarest zu sagen hatten, das haben wir gesagt. Unsere Ansichten und unseren Standpunkt werden wir auf der bevorstehenden Parteienberatung vortragen.«

Die Chruschtschowianer wurden in der Gewißheit bestärkt, daß bei der Partei der Arbeit Albaniens weder Schmeicheleien noch Kredite, noch schales Lächeln, noch Erpressungen und Drohungen verfangen.

Auch ihre Mitübeltäter versäumten es nicht, zu den Anstrengungen beizutragen, durch die die PAA zur Aufgabe des Kampfes gegen den revisionistischen Verrat gebracht werden sollte. Eine Reihe von Parteien der Länder des sozialistischen Lagers sandten uns Durchschläge von Briefen, die sie an die Kommunistische Partei Chinas gerichtet hatten. Mit diesen Briefen wollten uns die Chru-

schtschowianer drohen: »Wir laufen alle mit der Herde, deshalb überlegt es euch gut, bevor ihr euch von uns absondert.«

Auch denen, die nach Chruschtschows Pfeife tanzten, erteilten wir die gebührende Antwort: »In Bukarest habt ihr falsch gehandelt, nicht wir. Unser Standpunkt war richtig, marxistisch-leninistisch. Wir haben uns euch nicht angeschlossen, und unsere Meinung werden wir in Moskau sagen.«

Die genannten Briefe kamen alle zur gleichen Zeit bei uns an, und das war zweifellos von den Sowjets so angeregt und eingefädelt. Interessanterweise wurde dort, wo man die angebliche »vollständige Einheit aller kommunistischen und Arbeiterparteien« auf der Bukarester Beratung beteuerte, nicht klar bestimmt, in welchem Problem diese »Einheit« bestanden hatte. Im Brief der Sowjets kam diese Wendung sogar überhaupt nicht vor! Gewiß wollten die Sowjets nicht selbst mit diesem Manöver hervortreten und benutzten deshalb die anderen als Strohmannen. Doch die Partei der Arbeit Albaniens ließ sich von diesen ebenso niederträchtigen wie banalen Taktiken nicht blenden. In einem Brief gaben wir auf diese Verdrehung der Wahrheit eine scharfe Antwort, und diese ließen wir allen zukommen, um sämtlichen Parteien, die es so eilig hatten, die Partei der Arbeit Albaniens zu »bekehren«, unmißverständlich

klarzumachen, daß die PAA nicht zu denen gehörte, die sich mit den Verrätern einigten.

Die Haltung der PAA war nicht bestimmt durch Verärgerung oder Augenblickslaunen. Nein. Wie alle anderen Dokumente aus jener Zeit mit ihrer großen Prinzipienfestigkeit, ihrem gesunden marxistisch-leninistischen Geist, ihrem ausgewogenen Urteil und ihrer wissenschaftlichen Beweisführung war auch der bewußte Brief nicht nur ein Schlag gegen die Versuche, unsere Partei auf einen falschen Weg zu bringen, sondern auch ein Beitrag, eine Hilfe für die Bruderparteien, einschließlich der sowjetischen Partei, die Fragen zu beurteilen, die Wahrheit herauszufinden und mutig und prinzipienfest zu verteidigen.

Wir bereiteten uns inzwischen auf die Moskauer Beratung vor, auf der es — das war abzusehen — zu einem erbitterten Kampf kommen würde. Unsere Partei hatte beschlossen, auf der bevorstehenden Parteienberatung den Verrat der Chruschtschowrevisionisten, die sich gegen die marxistisch-leninistische Theorie gestellt hatten, offen anzugreifen. Wir würden ihre verräterische Praxis und Politik bekämpfen, die Sowjetunion, den Leninismus und Stalin verteidigen, den 20. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion attackieren und alle albanienfeindlichen Schurkereien der Chruschtschowianer und von Chruschtschow persönlich angreifen.

Die Schlacht begann schon in dem Ausschuß,

der den Entwurf für die Erklärung der Beratung ausarbeiten sollte. Die Sowjets hatten Suslow, Pospjelow, Koslow, Ponomarjow, Andropow und außerdem noch ein paar andere in diesen Ausschuß entsandt. Eine »solide« Delegation, gespickt mit »großen« Namen, um auf uns Eindruck zu machen. Fast alle anderen Delegationen, außer uns und den Chinesen, waren durch Leute niedriger Ränge, dritte oder vierte Garnitur, vertreten. Klar, daß alles koordiniert und im voraus vereinbart war, so daß es nichts mehr zu diskutieren gab.

Wir waren uns im klaren darüber, daß der Kampf in dem Ausschuß nur das Vorspiel des Dramas war. Wir erwarteten, daß die Sowjets und ihre Anhängsel Zugeständnisse machen würden, wenn auch natürlich matte, daß sie sich um eine Erklärung für die Beratung bemühen würden, die »weder Fisch noch Fleisch« war, mit mißverständlichen Formulierungen, ohne Ecken und Kanten, mit dem einen oder anderen kleinen Entgegenkommen und Formulierungen über »Fraktionen und Gruppierungen«, wozu man auch unsere Partei rechnen würde. Deshalb wies das Politbüro unsere aus den Genossen Hysni Kapo und Ramiz Alia bestehende Delegation an, um eine geharnischte Erklärung zu kämpfen.

Nicht nur das. Wir rechneten auch noch mit einer anderen Variante, daß die Chruschtschowianer nämlich selbst eine Erklärung mit richtigen und genauen Formulierungen hinnehmen

würden, wenn nur die eigentliche Beratung wie geschmiert lief, wenn es nur keinen Kampf, keine Entlarvung gab, wenn nur nicht ihre Karten aufgedeckt wurden. Wir rechneten damit, weil wir wußten, daß sie Diskussionen fürchteten wie der Teufel das Weihwasser. Sie würden zu Zugeständnissen bereit sein, wenn sie sahen, daß es schlecht für sie stand, würden sagen: »Das gefällt euch nicht?! Dann machen wir es eben schärfer. Nur bitte keinen Kampf. Machen wir die Erklärung, setzen wir unsere Unterschrift darunter, Bukarest wird nicht verurteilt, einen prinzipienfesten Kampf gibt es nicht«, und dann... pfeif drauf! Wenn dann alles vorbei wäre, würden die Herolde ausgeschiedt: »Bukarest war *polezen**, unsere Linie *pravilna***, die Chinesen und die Albaner sind wegen Dogmatismus verurteilt worden, wir haben sie aber geheilt.« Die Erklärung dagegen würde für sie ein wertloser Fetzen Papier sein, wie sich später dann auch bestätigte.

Das wollten wir nicht. Die Erklärung durfte nicht zu einem Schleier werden, der die revisionistische Fäulnis verhüllte, sie mußte Ergebnis der Debatte, des Kampfes, der Entlarvung sein. In dem Briefwechsel mit unserer Delegation in Moskau schrieben wir folgendes: »Unser Ziel und unsere Aufgabe ist es nicht, Erklärungen zu sam-

* Russisch im Original: nützlich.

** Russisch im Original: richtig.

meln, sondern die Fehler anzugreifen, zu entlarven. Erklärungen haben wir genug.«

In dem Vorbereitungsausschuß entwickelte sich ein heftiger Kampf. Suslow versuchte die gesamte Arbeit so zu lenken, daß in den Erklärungsentwurf die revisionistischen Thesen des 20. Parteitags aufgenommen, daß die revisionistische Linie der sowjetischen Führung darin gebilligt wurde. Unsere Genossen kämpften unbeirrt. Sie entlarvten diese Anschauungen und rangen hartnäckig um exakte, unzweideutige, marxistisch-leninistische Formulierungen im Entwurf. »Nichts Nebelhaftes, kein Hintersinn, keine Wendung, die man morgen nach Belieben interpretieren kann, darf durchgehen«, erklärten die Vertreter unserer Partei, die Genossen Hysni und Ramiz.

Die These der Chruschtschowianer, der Imperialismus sei zahmer geworden, wurde angegriffen. Klipp und klar wurde ihnen gesagt, es sei »die gefährliche Tendenz festzustellen, den Imperialismus zu beschönigen«. Stalins These, daß sich der Frieden nur erreichen läßt, wenn die Völker dies selbst in die Hand nehmen, wurde verteidigt. »Wenn man behauptet, daß heute, da es den Imperialismus gibt, eine Welt ohne Kriege aufgebaut werden kann [Chruschtschows These]«, betonte Genosse Hysni, »dann steht das im Widerspruch zu Lenins Lehren.«

Ganz im Gegensatz zu den Wünschen der

Chruschtschowianer beharrte unsere Delegation im Ausschuß auf der ausdrücklichen Feststellung, daß »der Revisionismus die Hauptgefahr in der kommunistischen Bewegung ist«, und bestand außerdem darauf, daß der jugoslawische Revisionismus als imperialistische Agentur besonders genannt wurde. Unsere Genossen wiesen nachdrücklich auf die Gefährlichkeit der These hin, der Revisionismus sei »ideologisch zerschlagen«, eine These, die Chruschtschow und Konkurrenten allen anderen Parteien aufzwingen wollten. »Der Revisionismus existiert nicht nur«, sagte Genosse Hysni Kapo, »er nimmt sogar immer festere Gestalt an.«

Die Vertreter unserer Partei sahen sich einer nahezu geschlossenen Einheitsfront der Revisionisten gegenüber. Die von Suslow und den anderen dirigierten chruschtschowianischen Marionetten fielen über sie her, um sie zur Aufgabe der von ihnen verfochtenen korrekten Linie zu zwingen. »Unsere Partei«, sagte Hysni Kapo jedoch, »wird niemals irgend jemand nach dem Mund reden, auch nicht, wenn man sie unter Druck setzt«. Er zerfetzte die Beschuldigungen und Provokationen der Lakaien Chruschtschows und verurteilte noch einmal die Verschwörung von Bukarest und die Versuche, sie in Moskau zu Ende zu führen.

Als Suslow, dieser skrupellose Revisionist, unsere Partei mit Schmutz zu bewerfen wagte und ihre Auffassungen mit denen des Konterrevolu-

tionärs Kerenski verglich, schmetterte ihm Genosse Hysni ins Gesicht:

»Sie irren sich in der Adresse, Genosse Suslow, wenn Sie mir mit Kerenski kommen. Ich lege Wert auf die Feststellung, daß die Partei der Arbeit Albaniens nicht von Kerenski geschaffen worden ist. Kerenski gehört euch. Wir erkannten und erkennen Lenin und Lenins Partei an. Unsere Partei, die von Enver Hoxha auf der Grundlage der Lehren des Marxismus-Leninismus gegründet worden ist, wird immer getreulich für die Verteidigung des Marxismus-Leninismus kämpfen.« Und abschließend setzte er hinzu:

»Wer den konterrevolutionären Verräter Imre Nagy unterstützt hat, kann nicht die Partei der Arbeit Albaniens als bürgerliche Partei und die albanischen Kommunisten als Kerenskis beschuldigen.«

»Hier gibt es ein Mißverständnis!« versuchte Suslow der Antwort, die er bezogen hatte, etwas von ihrer vernichtenden Wirkung zu nehmen.

»Für uns ist alles klar, für euch vielleicht nicht«, gab Genosse Hysni zurück.

Mit unangreifbaren Argumenten konfrontiert, waren die Sowjets während der Sitzungen zu Rückziehern gezwungen, doch tags darauf begann der Kampf um die bereits abgeschlossenen Fragen von neuem, weil Chruschtschow Suslow und Konsorten die Ohren lang gezogen hatte.

Auch Chruschtschows Erzgetreuer, der Sy-

rer Bagdasch, erhob sich und warf unserer Partei vor, sie strebe mit ihrer Kritik an der sowjetischen Führung einen »neuen Kommunismus« an. Hysni Kapo hatte sich darauf vorbereitet, auch diesen gemeinen Anwurf Bagdaschs gebührend zu beantworten. In einem zweiten Redebeitrag, den er auf der Ausschußsitzung anmeldete, wollte Hysni unter anderem sagen:

»Die Partei hat uns hierhergeschickt, damit wir ihren Standpunkt vortragen. Es ist ihr niemals in den Sinn gekommen, irgendeine Neuformulierung des Marxismus-Leninismus vorzunehmen, und sie strebt auch nicht irgendeine andere kommunistische Bewegung an, wie Genosse Bagdasch behauptet hat. Unsere Partei hat stets mutig für den Kommunismus von Marx, Engels, Lenin und Stalin gekämpft, und gerade weil sie das getan hat, ist sie an der Macht und baut erfolgreich den Sozialismus auf. Sie, Genosse Bagdasch, haben sich anscheinend in der Adresse vertan. Wenden Sie sich doch mit Ihrer Bemerkung über den 'neuen Kommunismus' gefälligst an die, die darauf Anspruch erheben, nämlich die Revisionisten, und nicht an uns.«

Doch das Präsidium der Ausschußsitzung, das in der Hand der Chruschtschowianer war, ließ Genossen Hysni, obwohl er darauf bestand, seinen zweiten Redebeitrag nicht verlesen. Sein Text ist in unserem Parteiarchiv verwahrt.

Neben den Angriffen und Beschuldigungen

fehlten wie üblich auch die heuchlerischen »Freundschafts«bezeugungen für unsere Genossen nicht. Einmal lud Koslow Genossen Hysni zum Mittagessen ein, doch der lehnte dankend ab.

Der Kampf der Delegierten der Partei der Arbeit Albaniens, der Vertreter der Kommunistischen Partei Chinas und einzelner anderer Parteien bewirkte, daß eine ganze Reihe revisionistischer Thesen gestrichen und in vielen Fragen marxistisch-leninistische Formulierungen aufgenommen wurden. Es gab aber dennoch Fragen, die ungelöst geblieben waren, und bei ihnen wollte uns Koslow mit »internen Kommuniqués« aufwarten. Die Chruschtschowianer, die die Schlacht zu verlieren fürchteten, wollten retten, was noch zu retten war. Doch das war erst das Vorspiel des Kampfes. Den eigentlichen Kampf hatten wir noch vor uns.

Wir wußten, daß er schwierig und hart werden würde, daß wir uns möglicherweise auch in der Minderheit befinden würden. Doch davon ließen wir uns nicht schrecken. Wir bereiteten uns sorgfältig auf die Beratung vor. Die Einschätzungen und Analysen unserer Partei sollten ausgereift und klug, mutig und prinzipienfest sein. Die Rede, die ich auf der Moskauer Beratung halten sollte, diskutierten wir auf einer Sondersitzung des Plenums des Zentralkomitees unserer Partei, das sie einhellig billigte, denn sie war eine Analyse, der die Partei der Arbeit Albaniens die Probleme un-

serer Lehre und die antimarxistische Tätigkeit der Chruschtschowianer unterzog. In Moskau würden wir die unveränderliche Linie unserer Partei, ihre ideologische und politische Reife, den seltenen revolutionären Mut, den sie zeit ihres heroischen Lebens demonstriert hatte, unter Beweis stellen.

Die Dokumente der Partei geben ein umfassendes Bild von den Arbeiten der Beratung der 81 Parteien, von den Reden und Beiträgen unserer Delegation in jenen für die kommunistische Welt und besonders für unser Land und unsere Partei entscheidenden historischen Augenblicken. Deshalb brauche ich hier nicht ausführlich darauf einzugehen.

Zur Teilnahme an der Beratung der 81 kommunistischen und Arbeiterparteien reisten ich, Mehmet, Hysni und Ramiz sowie einige andere Genossen, Mitarbeiter der Delegation, nach Moskau ab. Wir fuhren im klaren Bewußtsein, daß wir in ein Land kamen, in dem die Feinde die Macht an sich gebracht hatten, und sehr vorsichtig sein mußten, weil sie sich wie Feinde benehmen und jedes unserer Worte, jeden unserer Schritte registrieren würden. Wir mußten wachsam und umsichtig sein. Auch die Funktelegramme, davon waren wir überzeugt, würden sie zu dechiffrieren versuchen, um unser geplantes Vorgehen bis hin zur kleinsten Taktik herauszufinden.

Auf der Durchreise in Budapest empfingen uns einige der führenden »Genossen« der ungari-

schen Partei. Sie verhielten sich uns gegenüber korrekt. Weder von ihrer noch von unserer Seite wurde irgendwie auf die Probleme angespielt. Wir bestiegen den Zug in die Ukraine. Das Personal behandelte uns kalt und bediente uns wortlos, während auf den Gängen Männer, ganz gewiß Sicherheitsoffiziere, auf- und abgingen. Wir hatten nicht das geringste Verlangen, uns mit ihnen auch nur auf ein kurzes Gespräch einzulassen, denn wir wußten, wer sie waren und wen sie vertraten.

Auf dem Bahnhof von Kiew warteten zwei oder drei Mitglieder des Zentralkomitees der Ukraine auf uns. Sie empfingen uns kühl. Auch wir blieben eisig, tranken noch nicht einmal einen Kaffee. Danach stiegen wir wieder in den Zug und fuhren weiter nach Moskau. Dort empfingen uns Koslow, das Zentralkomiteemitglied Jefremow und der Vizeprotokollchef des Außenministeriums. Am Moskauer Bahnhof war auch eine Ehrenwache aufgezo-gen, es gab eine Kapelle, die Hymnen wurden gespielt, Soldaten paradierten im Marschtritt vorbei, weil es der Brauch nun einmal so wollte, wie bei allen Delegationen. Weder Pioniere noch Blumen bekamen wir zu Gesicht. Koslows kalte Hand, begleitet von einem gekünstelten Lächeln bis an die Ohren und seiner schnarrenden Stimme, hieß uns willkommen. Doch das Eis blieb eisig.

Kaum waren die Hymnen und die Parade vorbei, hörten wir Jubel, Beifall und flammende Rufe: »Es lebe die Partei der Arbeit!« Das waren

einige hundert albanische Studenten, die in Moskau studierten. Man wollte sie nicht in den Bahnhof hineinlassen, gestattete es aber schließlich doch, um einen Skandal zu vermeiden. Ohne auf Koslow und Jefremow zu achten, die uns nicht von der Pelle rückten, begrüßten wir unsere Studenten, die vor Freude laut schrien und gemeinsam mit uns Hochrufe auf unsere Partei ausbrachten. Das war eine deutliche Lehre für die Sowjets, denen hier die Einheit von Partei, Volk und Führung vor Augen geführt wurde. Die Studenten trennten sich von uns erst, als wir den »SIL« bestiegen. Im Auto wußte mir Koslow nichts anderes zu sagen als:

»Eure Studenten sind unbeherrscht.«

»Nein«, erwiderte ich, »sie sind große Patrioten und lieben die Partei und ihre Führung von ganzem Herzen.«

Koslow und Jefremow begleiteten uns zu dem Quartier, das man uns zugewiesen hatte, 20 oder 25 km außerhalb Moskaus, in Saretschje. Das war die Villa, in der ich oft gewohnt hatte, zusammen mit den Genossen oder mit Nexhmije im Urlaub. »Diese Villa«, hatten sie einmal gesagt, »haben wir für Tschou En-lai und Sie reserviert, andere bringen wir hier nicht unter.« Auch in der Villa hatten sie uns also mit den Chinesen zusammenge-spannt. Die Villa, das fanden wir später mit einem mitgebrachten Spürgerät heraus, hatten sie mit Abhöranlagen vollgepackt.

Koslow kannte ich gut, denn ich hatte mit ihm viele Gespräche geführt. Er war einer von denen, die viel reden, aber nichts sagen. Ganz unabhängig von dem, was wir nun von ihnen hielten — dieser Koslow hatte mir schon bei der ersten Begegnung den Eindruck gemacht, als ob er nicht viel Verstand hätte. Er tat so, als wüßte er Bescheid, warf sich in Pose, aber sein »Kürbis« hatte keine Samen. Er trank nicht wie die anderen und, das muß gesagt werden, galt als zweiter Mann in der Führung hinter Chruschtschow.

Ich habe über meinen Streit mit Koslow und Pospjelow 1957 im Akademischen Opern- und Ballettheater »Kirow« in Leningrad wegen meiner Rede im Maschinenbaubetrieb »Lenin« bereits berichtet.

Ich erinnere mich, daß wir auf dem Heimweg vom Theater zu dritt in einem »SIL« saßen. Mich hatten sie in die Mitte genommen. Koslow sagte zu Pospjelow, wobei er ihn nach russischer Sitte mit den Vornamen anredete:

»Du bist ein großer Mann, einer von unseren größten Theoretikern.«

«*Nu njet, nu njet**«, antwortete Pospjelow »bescheiden«.

Ich begriff diese Schmeicheleien nicht, bis ich später erfuhr, daß dieser Pospjelow unter denen gewesen war, die den Geheimbericht gegen Stalin formuliert hatten. Koslow fuhr fort:

* Russisch im Original: nicht doch, nicht doch!

»Es ist so, wie ich sage, doch du bist bescheiden, zu bescheiden.«

Das war den ganzen Weg über das einzige Gesprächsthema, sie schmeichelten einander, bis wir beim Quartier ankamen. Mir war das zuwider, denn bei uns ist das nicht üblich.

Jefremow kannte ich dagegen weniger.

Als ich zur Zeit des 21. Parteitags zusammen mit Mehmet in Moskau war, lud uns Poljanski, damals Mitglied des Präsidiums der sowjetischen Partei und nun Botschafter in Tokio, an einem Sonntag zum Mittagessen in seine Datscha außerhalb Moskaus ein. Wir gingen hin. Über allem lag eine weiße Schneedecke. Es war kalt. Auch die Villa war schneeweiß und schön. Poljanski sagte zu uns:

»Das ist die Datscha, in der Lenin Urlaub machte«.

Damit wollte er uns zu verstehen geben, was für ein »wichtiger Mann« er war. Wir trafen dort auch Jefremow und einen anderen Sekretär an, von der Krim, wenn ich mich nicht täusche. Man stellte uns vor. Es war 10 Uhr vormittags. Der Tisch war gedeckt wie in den Märchen von den russischen Zaren.

»Setzen wir uns und frühstücken«, sagte Poljanski.

»Wir haben schon gegessen«, antworteten wir.

»Nein«, sagte er, »wir werden uns setzen und

noch einmal essen [natürlich meinte er 'trinken'].«

Wir tranken nicht, sondern sahen ihnen zu, wie sie tranken und sich unterhielten. Was sie nur alles tranken und aßen: gewaltig!! Wir staunten, wie sie den Wodka und die diversen Weine aus Wassergläsern in sich hineingossen. Poljanski mit seinem Intrigantengesicht prahlte schamlos, während Jefremow und der andere Sekretär zusammen mit einer später eingetroffenen Person tranken und, ohne sich auch nur im geringsten vor uns zu schämen, widerliche Lobeshymnen auf Poljanski ausbrachten. »Wie dich gibt's sonst keinen, du bist ein großer Mann und die Säule der Partei, du bist der Khan der Krim«, usw. usf. So ging das »Frühstück« weiter bis um 1 Uhr. Mehmet und ich vergingen vor Langeweile. Wir wußten nicht, was wir tun sollten. Da fiel mir das Billard ein, und um aus diesem Saal von Säulern herauszukommen, fragte ich Poljanski:

»Gibt es hier im Haus ein Billard?«

»Gibt es, natürlich«, antwortete er. »Sollen wir gehen?«

»Gern!« sagte ich, und sogleich standen wir auf.

Wir gingen in den Billardsaal und blieben dort eineinhalb oder zwei Stunden. Sie ließen sich Wodka, Perzofka und Sakuska* in den Billardsaal hinaufbringen.

* Russisch im Original: Perzofka — Schnaps mit Paprikaessenz. Sakuska — Appetithappen.

Wir baten dann, uns verabschieden zu dürfen.

»Wo wollt ihr denn hin?« fragte Poljanski.

»Nach Moskau«, antwortete ich.

»Aber das geht doch nicht!« sagte er. »Wir wollen doch jetzt mittagessen.«

Wir waren platt. Mehmet sagte:

»Was haben wir denn bis jetzt getan? Haben wir nicht gegessen und getrunken, als ob es für zwei Tage reichen müßte?«

»Aber nein!« sagte Jefremov. »Wir haben ein leichtes Frühstück eingenommen, jetzt fängt erst das richtige Mittagessen an.«

Sie nahmen uns beim Arm und führten uns wieder ins Speisezimmer. Was bekamen wir da nur zu sehen?! Der Tisch war aufs neue überreichlich gedeckt. Alles, was hier gegessen und getrunken wurde, bezahlte der Sowjetstaat der Proletarier seinen Führern, damit diese »ausruhen« und sich vergnügen konnten! Wir sagten zu ihnen: »Wir können nichts mehr essen.« Wir wehrten uns, und sie drängten uns und aßen und tranken pausenlos. Schließlich hatte Mehmet einen glücklichen Einfall. Er fragte:

»Habt ihr hier einen Kinosaal? Können wir uns einen Film ansehen?«

»Natürlich, haben wir«, erwiderte Poljanski, drückte auf einen Klingelknopf und ließ eine Filmvorführung vorbereiten.

Nach einer halben Stunde war alles bereit. Wir gingen in den Vorführraum und setzten uns. Ich erinnere mich, daß ein mexikanischer Farbfilm gezeigt wurde. Wir waren der *stolovaja** entflohen. Der Film lief noch keine zehn Minuten, als wir in der Dunkelheit sahen, wie sich Poljanski und die anderen einer nach dem andern diebesgleich aus dem Kinosaal hinausstahlen, um in den Wodkasaal hinüberzugehen. Als der Film vorbei war, trafen wir sie wieder am Tisch beim Trinken.

»Auf«, sagten sie, »jetzt werden wir etwas essen, was nach dem Film ganz besonders gut schmeckt.«

»Nein«, erwiderten wir, »wir können nichts mehr essen und trinken, bitte, erlaubt uns, daß wir nach Moskau zurückfahren.«

Gegen tausend Einwände erhoben wir uns.

»Ihr müßt auch noch die schöne russische Winternacht genießen«, erklärten sie uns.

»Genießen wir meinetwegen auch noch den Winter«, sagte ich auf albanisch zu Mehmet, »wenn wir nur heraus aus dieser Trinkhalle und weg von diesen Säufern kommen.«

Wir zogen den Mantel an und gingen hinaus in den Schnee. Kaum hatten wir ein paar Schritte getan, da hielt ein »SIM«: Zwei weitere Freunde von Poljanski; einen davon, einen gewissen Popow,

* Russisch im Original: Speisezimmer.

kannte ich aus Leningrad, wo er Koslows Faktotum gewesen war. Jetzt hatte ihn dieser auf den Posten des Kulturministers der Russischen Republik »geschossen«. Umarmungen im Schnee.

»Bitte, kommt noch einmal herein«, sagten sie zu uns, »nur noch eine Stunde...«, usw. usw. Wir ließen uns auf nichts mehr ein und gingen. Aber ich mußte dafür bezahlen. Ich erkältete mich, bekam einen starken Schnupfen mit Fieber und fehlte bei den Parteitagssitzungen. (Ich habe das erzählt, um einen kleinen Einblick in das Leben der Sowjetführer zu geben, eben der Leute, die das Sowjetregime und Stalins Autorität ruinierten.)

Kehren wir zurück zu unserer Ankunft in Moskau vor der Parteienberatung.

Koslow begleitete uns also bis zur Villa. Sonst brachten sie uns üblicherweise bis ans Haus und gingen dann wieder, doch diesmal wollte Koslow den »herzlichen Genossen« spielen. Kaum hatte er den Mantel ausgezogen, war er auch schon auf dem Weg zur *stolovaja*, wo reichlich Flaschen und Mengen von kalten Platten und schwarzem Kaviar warteten.

»Kommt, trinken und essen wir ein bißchen!« sagte Koslow. Doch darum ging es gar nicht. Er wollte sich mit uns unterhalten, um herauszufinden, mit welchen Auffassungen und welcher Einstellung wir gekommen waren.

Er begann die Unterhaltung:

»Der Ausschuß hat jetzt den Entwurf fertig, und wir sind fast alle damit einverstanden. Auch die chinesischen Genossen sind einverstanden. Es gibt vier oder fünf Fragen, in denen keine Übereinstimmung erzielt wurde. Aber darüber können wir ein internes Kommuniqué herausbringen. Und zustimmungheischend wandte er sich an Hysni:

»So ist es doch, oder nicht?«

Hysni erwiderte:

»Nein, so ist es nicht. Die Arbeit ist noch nicht abgeschlossen. Wir haben Einwände und Vorbehalte, die unsere Partei dem Ausschuß in einer schriftlichen Erklärung unterbreitet hat.«

Koslow wurde blaß, er konnte die Zustimmung nicht bekommen. Ich griff ein und sagte zu Koslow:

»Dies wird eine ernste Beratung sein, auf der an alle Probleme korrekt herangegangen werden muß. Viele Fragen sind nicht nur im Entwurf, sondern noch mehr im Leben verzerrt worden, in Theorie und Praxis. Die Erklärung muß alles enthalten. Interne Papiere und Zusätze akzeptieren wir nicht. Nichts darf im Dunkeln bleiben, alles muß ans Licht. Deshalb wird die Beratung durchgeführt.«

»Man sollte nicht zu lange reden«, sagte Koslow.

Spöttisch warf Mehmet ein:

»Selbst in der UNO können wir reden, solange wir wollen. Castro hat dort vier Stunden ge-

sprochen, und Sie wollen unsere Redezeit beschränken!«

Hysni sagte zu Koslow:

»Im Ausschuß habt ihr uns zweimal das Wort entzogen, uns nicht reden lassen.«

»Solche Sachen sollten nicht passieren«, setzte ich hinzu. »Ihr solltet wissen, daß wir solche Methoden nicht hinnehmen.«

»Wir müssen die Einheit wahren, sonst wird es tragisch«, sagte Koslow.

»Die Einheit kann nur gewahrt werden, wenn man offen spricht, im Einklang mit der marxistisch-leninistischen Linie und den marxistisch-leninistischen Normen«, erwiderte Mehmet.

Koslow hatte seine Antwort erhalten. Er brachte einen Trinkspruch auf mich aus, aß ein paar Happen und ging.

Die Zeit bis zum Beginn der Parteienberatung war ausgefüllt mit Angriffen und Gegenangriffen zwischen uns und den Revisionisten aller Grade. Die Revisionisten hatten den Kampf gegen uns auf breiter Front eröffnet, und wir schlugen prompt zurück.

Ihre Taktik war, mit allen Mitteln zu verhindern, daß wir auf der Beratung sprachen und offen unsere Kritik an den von ihnen begangenen Verbrechen vorbrachten. In der Gewißheit, daß wir von unseren richtigen Auffassungen und unseren korrekten Beschlüssen nicht abgehen würden, griffen sie auch zu Verleumdungen, behaupten,

teten, was wir vorzubringen hatten, sei un begründet, »spalterisch«, wir begingen einen »tragischen Irrtum«, hätten uns »schuldig« gemacht und müßten einen anderen Weg einschlagen, usw. usf. Die Sowjets bearbeiteten alle Delegationen der kommunistischen und Arbeiterbruderparteien, die an der Beratung teilnahmen, intensiv in diesem Sinn. Sie selbst spielten sich als »unfehlbar«, »unschuldig«, »prinzipienfest« auf, sie taten, als liege das Schicksal der marxistisch-leninistischen Wahrheit in ihrer Hand.

Der Druck und die Provokationen gegen uns wurden offen. Beim Festabend im Kreml anlässlich des 7. November trat Kossygin mit wachsgelbem Gesicht zu mir heran und fing mit einem *Sermon* über die Freundschaft an:

»Die Freundschaft mit der Sowjetunion im marxistisch-leninistischen Sinn werden wir bewahren und verteidigen«, sagte ich zu ihm.

»In eurer Partei gibt es Feinde, die diese Freundschaft bekämpfen«, erklärte Kossygin.

»Frag ihn mal«, sagte ich zu Mehmet, der gut russisch sprach. »Er soll uns sagen, wer diese Feinde in unserer Partei sind.«

Kossygin kam in Bedrängnis, fing an zu stottern und sagte:

»Ihr habt mich nicht richtig verstanden.«

»Lassen Sie das«, erwiderte ihm Mehmet.

»Wir haben sehr gut verstanden, doch Sie haben nicht den Mut, offen zu sprechen. Wir werden

euch auf der Beratung ungeschminkt sagen, was wir von euch halten.«

Wir ließen die revisionistische Mumie stehen und gingen.

(Den ganzen Abend ließen uns die Sowjets keinen Augenblick lang allein und in Ruhe, sondern trennten uns voneinander und umringten uns nach einem vorbereiteten Regieplan.)

Kurz darauf wurden auch ich und Mehmet von den Marschällen Tschujkow, Sacharow, Konjew u. a. umringt. Sie sangen, auftragsgemäß, ein anderes Lied: »Ihr Albaner seid Kämpfer, ihr habt gut gekämpft, habt standgehalten, wie es sich gehört, bis ihr Hitlerdeutschland besiegt hattet.« Und Sacharow überschüttete das deutsche Volk mit Beschimpfungen. In diesem Augenblick trat Scheljepin zu uns. Er fing an, Sacharows Äußerungen über die Deutschen zu widersprechen. Wütend und ohne sich darum zu kümmern, daß er es bei Scheljepin mit einem Präsidiumsmitglied und dem Chef des KGB zu tun hatte, fuhr ihn Sacharow an: »Ach, geh weg, was mischst du dich ins Gespräch ein, willst du mich belehren, wer die Deutschen sind? Als ich gegen die gekämpft habe, warst du noch feucht hinter den Ohren«, usw.

Im Verlauf der Unterhaltungen der hochnäsigen, wodka-trunkenen Marschälle sagte Sacharow, der, als wir Mehmet zusammen mit anderen Genossen an die Woroschilow-Militärakademie geschickt hatten, um die Stalinsche Kriegskunst zu

erlernen, deren Direktor gewesen war, zu Mehmet: »Als Sie bei uns waren, haben Sie sich beim Studium unserer Kriegskunst ausgezeichnet.« Mehmet schnitt ihm das Wort ab: »Danke für das Kompliment, aber wollen Sie damit vielleicht sagen, daß wir auch heute, hier im Georgiewski-Saal, Vorgesetzter und Untergebener, Kommandeur und Schüler sind?«

Marschall Tschujkow, der nicht weniger betrunken war, mischte sich ein: »Wir wollen damit sagen, daß die albanische Armee stets zu uns halten soll...« Mehmet zahlte es ihm prompt heim: »Unsere Armee ist und bleibt ihrem Volk treu und wird auf marxistisch-leninistischem Weg zuverlässig den Aufbau des Sozialismus schützen; sie wird stets nur der Leitung durch die Partei der Arbeit Albaniens unterstehen, als Waffe der Diktatur des Proletariats in Albanien. Wissen Sie das noch nicht, Genosse Marschall Tschujkow? Um so schlimmer für Sie!«

Die Marschälle hatten ihre Antwort erhalten. Einer von ihnen — ich erinnere mich nicht genau, ob es Konjew oder ein anderer war — griff ein, als er sah, daß das Gespräch nicht so verlief, wie sie sich das gedacht hatten: »Lassen wir diese Unterhaltung und trinken wir ein Glas auf die Freundschaft zwischen unseren beiden Völkern und Armeen.«

Doch damit war es noch nicht genug mit dieser fieberhaften albanienfeindlichen und antimar-

xistischen Tätigkeit. Chruschtschow und die Chruschtschowianer griffen uns in dem Material, das sie den Chinesen sandten und in dem sie diese ebenfalls attackierten, offen an. Dieses Material wurde an alle Delegationen verteilt, unsere eingeschlossen. Bekanntlich figurierte Albanien darin für die Chruschtschowianer nicht mehr als sozialistisches Land. Chruschtschow hatte außerdem im Gespräch zu Liu Schao-tschu gesagt: »Wir haben Albanien verloren, aber damit haben wir nicht viel verloren; ihr habt Albanien gewonnen, aber damit habt ihr nicht viel gewonnen. Die Partei der Arbeit war und bleibt ein schwaches Kettenglied in der internationalen kommunistischen Bewegung.«

Wir durchschauten die Taktik der Chruschtschowianer genau. Sie wollten uns erstens drohen: »Es hängt von uns ab, ob ihr ein sozialistisches Land seid oder nicht. Daher ist Albanien in dem Dokument, das wir euch übergeben, kein sozialistisches Land mehr.« Und zweitens sollte den anderen gedroht werden: »Die Partei der Arbeit Albaniens ist keine marxistisch-leninistische Partei, und wer sie als solche verteidigt, der handelt falsch und wird zusammen mit der Partei der Arbeit Albaniens verurteilt werden.« Anders ausgedrückt: »Ihr, die kommunistischen und Arbeiterparteien, die zur Beratung kommen werden, müßt von vorneherein wissen, daß das, was Enver Hoxha auf der Beratung vorbringt, Verleumdungen eines Sowjetfeinds sind.«

Auf der Beratung zeigte sich deutlich, daß Ibarruri, Gomulka, Dej usw. beizeiten vorbereitet worden waren.

Einige Tage vor meiner Rede auf der Beratung wollte sich Chruschtschow mit mir treffen, natürlich um uns umzustimmen. Wir beschlossen, zu diesem Treffen zu gehen, um den Chruschtschowianern noch einmal klarzumachen, daß wir von unserem Standpunkt nicht abrückten. Doch in der Zwischenzeit hatten wir das erwähnte Material gelesen. Ich traf Andropow, der in jenen Tagen als Chruschtschows Bote die Gänge tat.

»Ich habe heute das Material gelesen, in dem Albanien nicht als sozialistisches Land behandelt wird«, sagte ich zu ihm.

»Was hat dieser Brief mit Albanien zu tun?« fragte mich Andropow, einer der Verfasser dieses niederträchtigen Dokuments, unverschämt.

»Dieser Brief macht mein Treffen mit Chruschtschow unmöglich«, entgegnete ich.

Andropows Gesicht erstarrte, und er murmelte:

»Das ist eine sehr ernste Erklärung, Genosse Enver.«

»Ja, sehr ernst!« sagte ich. »Sagen Sie Chruschtschow, daß nicht er darüber zu entscheiden hat, ob Albanien ein sozialistisches Land ist oder nicht. Das haben das albanische Volk und seine

marxistisch-leninistische Partei mit ihrem Blut entschieden.«

Andropow wiederholte noch einmal wie ein Papagei:

»Das ist doch aber ein Material über China, Genosse Enver, das hat überhaupt nichts mit Albanien zu tun.«

»Unsere Meinung«, beschloß ich das Gespräch, »werden wir auf der Parteienberatung sagen. Auf Wiedersehen!«

Der Anklagebrief gegen China, den man verteilt hatte, war ein schändliches antimarxistisches Dokument. Die Chruschtschowianer hatten sich damit entschieden, in Moskau fortzusetzen, was ihnen in Bukarest nicht gelungen war. Wieder bedienten sie sich einer hinterhältigen, trotzistischen Taktik. Sie verteilten dieses umfangreiche Material gegen China vor der Beratung, um den Boden vorzubereiten und auf die Delegationen der anderen Parteien einzuwirken, um die Chinesen einzuschüchtern und zur Mäßigung zu zwingen, wenn sie sich schon nicht unterwarfen. Dieses antichinesische Material überraschte uns nicht, sondern festigte in uns die Überzeugung, daß die marxistisch-leninistische Linie und Haltung unserer Partei, die die Kommunistische Partei Chinas verteidigte, richtig war. Das Material bedrückte die Teilnehmer an der Beratung schwer und wurde anders aufgenommen, als die Chruschtschowianer es erwartet hatten. Es mußte auf der Beratung

Risse hervorrufen, und das nützte dem Marxismus-Leninismus. Wir konnten damit rechnen, daß zwischen sieben und zehn Parteien mehr unserer Seite zuneigen würden, wenn schon nicht offen, so doch mindestens, indem sie das feindselige Unternehmen der Chruschtschowianer nicht billigten.

Die chinesische Delegation war, wie es schien, mit der Meinung zur Moskauer Beratung gekommen, die Gemüter ließen sich beschwichtigen. Anfänglich hatten sie ein Material vorbereitet gehabt, in dem den Auffassungen und Taten der Chruschtschowianer gegenüber ein versöhnlicher und toleranter Ton angeschlagen wurde. Deng Hsiao-ping sollte es vortragen. Anscheinend hatten sie eine Stellungnahme »mit zwei oder drei Varianten« vorbereitet. Das erschien uns merkwürdig nach all den wütenden Angriffen, die in Bukarest auf die Kommunistische Partei Chinas und Mao Tsetung gestartet worden waren. Doch als die Chruschtschowianer aktiv wurden und gar heftige Angriffe unternahmen wie die, die in dem vor der Beratung verteilten Dokument enthalten waren, da sahen sich die Chinesen gezwungen, das vorbereitete Material ganz umzuschreiben, den versöhnlichen Geist daraus zu tilgen und die Angriffe Chruschtschows entsprechend zu beantworten.

Die Beratung wurde in einer Atmosphäre der Beklommenheit eröffnet. Uns hatten sie nicht ohne

Absicht in die Nähe des Rednerpults gesetzt, um uns dem anklägerischen Zeigefinger der antimarxistischen chruschtschowianischen »Staatsanwälte« auszusetzen. Doch ganz entgegen ihren Wünschen wurden wir zum Staatsanwalt und Ankläger gegen die Renegaten und Verräter. Sie saßen auf der Anklagebank. Wir saßen erhobenen Hauptes da, denn wir kämpften für den Marxismus-Leninismus. Chruschtschow hielt sich mit beiden Händen den Kopf, als die Bomben unserer Partei auf ihn herabprasselten.

Chruschtschows Taktik auf der Beratung war teuflisch. Er stand auf und sprach als erster, hielt eine scheinbar gemäßigte, friedfertige Rede ohne offene Angriffe, mit gedrechselten Sätzen, um der Beratung den Ton vorzugeben, den anderen zu demonstrieren, daß sie ruhig zu verlaufen habe, daß wir einander nicht angreifen dürften (die Angriffe hatten sie schon vorher gestartet), die (sozialdemokratische) Einheit wahren müßten usw. Er wollte damit sagen: »Wir wollen keinen Streit, wir wollen keine Spaltung, nichts ist passiert. alles läuft gut.«

In seiner Rede trug Chruschtschow das komplette Angebot der revisionistischen Anschauungen vor, attackierte die Kommunistische Partei Chinas und die Partei der Arbeit Albaniens sowie die Parteien, die sich ihnen anschließen würden, allerdings ohne irgendeinen Namen zu nennen. Mit dieser Taktik in seiner Rede wollte er uns

vorwarnen: »Ihr könnt wählen — entweder ganz allgemeine Angriffe ohne Adresse, obgleich alle wissen, wer damit gemeint ist, oder, falls euch das nicht gefällt, greifen wir euch auch offen an.« Tatsächlich griffen von den zwanzig Marionetten-delegierten, die sprachen, nur fünf oder sechs auf der Grundlage des Materials der Sowjets China an.

Chruschtschow und seine Marionetten wußten, daß wir dem modernen Chruschtschow- und Weltrevisionismus den Krieg erklären würden, deshalb bestanden sie sowohl im Ausschuß als auch in ihren Reden darauf, daß die Frage der Fraktionen und Gruppierungen in der internationalen kommunistischen Bewegung sowie die Wertung des 20. und 21. Parteitags der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und einige andere Punkte, die auf unsere Ablehnung stießen, in den Entwurf aufgenommen wurden. Es war klar, daß Chruschtschow, der sich vom Leninismus und den leninistischen Normen abgewandt hatte und dabei Anspruch auf das »Erbe des Leninismus und das Monopol daran« erhob, alle kommunistischen und Arbeiterparteien der Welt unter seinem Taktstock, seinem Diktat halten wollte. Wer gegen seine auf dem 20. und 21. Parteitag festgelegte Linie auftrat, war ein Fraktionist, ein Antimarxist, bildete Gruppierungen. Selbstverständlich traf er so Vorbereitungen, um der Kommunistischen Partei Chinas und der Partei der Arbeit Albaniens Prügel zu verabreichen,

bemühte sich, Maßnahmen zu treffen, um uns aus der kommunistischen Weltbewegung, die er unter die Herrschaft der antimarxistischen Ideen zu bringen gedachte, auszuschließen.

Nach ihm erhoben sich — vorbereitet und vorweg bearbeitet — nacheinander fünfzehn oder zwanzig andere, die auf Chruschtschows Linie sprachen: »Es ist nichts passiert, zwischen uns liegt nichts vor, die Ruhe regiert, alles läuft gut.« Was für ein schändlicher Bluff der Chruschtschowianer, die diese gekauften Elemente manipulierten, um sich uns gegenüber als prinzipienfest aufzuspielen! Das war der Grundton. »Die Uhren sind aufeinander abgestimmt worden«, hatte Schiwkoff einst in einer Rede gesagt, und Chruschtschow hatte es in Bukarest als »historische« Feststellung zitiert.

Die Beratung ging weiter, und die Sowjets und Chruschtschow, die voll Angst unsere Rede erwarteten, wollten uns unter allen Umständen dazu veranlassen, wenn wir schon unsere Auffassungen nicht aufgaben, so doch wenigstens unsere Haltung zu mildern. Als sie sahen, daß wir das Treffen mit Chruschtschow ablehnten, schickten sie Thorez als Vermittler. Thorez lud uns zum Abendessen ein und hielt uns eine Vorlesung über die »Einheit«, riet uns zu »Zurückhaltung und Besonnenheit«. Maurice Thorez kannte die Fragen natürlich, denn wir hatten uns miteinander unterhalten, doch jetzt handelte er ganz offensichtlich

als Chruschtschows Unterhändler. Doch er mühte sich vergebens. Wir lehnten alle Vorschläge ab, und er drohte uns:

»Die Beratung wird euch angreifen.«

»Wir haben vor niemand Angst, wir sind auf dem richtigen Weg«, antworteten wir.

Als sie sahen, daß sie auch mit Thorez einen Fehlschlag erlitten, verlangten die Sowjets beharrlich, wir sollten uns mit Mikojan, Koslow, Suslow, Pospjelow und Andropow treffen. Wir willigten ein. Bei diesem Treffen in der Villa in Saretschje taten die Sowjets so, als sei nichts vorgefallen, als träfe sie keinerlei Schuld, als liege ganz im Gegenteil die Schuld bei der Partei der Arbeit Albaniens! Wir seien es, die die Beziehungen zur Sowjetunion verschärften, und wir sollten ihnen doch offen sagen, warum?!

Wir wiesen diese Vorwürfe und Unterstellungen zurück und bewiesen anhand unwiderlegbarer Tatsachen, daß nicht wir, sondern sie durch ihre Haltung und ihr Vorgehen die Verschärfung der Beziehungen zwischen unseren Parteien und Ländern herbeigeführt hatten.

Chruschtschows Leute stritten mit größter Unverschämtheit alles ab. Sie gingen sogar so weit, ihren Botschafter in Tirana, auf den sie alle Schuld abwälzen wollten, einen »durak«* zu nennen. Sie wollten uns unter allen Umständen besänftigen,

* Russisch im Original: Dummkopf, Trottel.

damit wir den Mund hielten. Sie boten uns sogar Kredite und Traktoren an. Doch wir entlarvten sie und sagten dann: »Wenn ihr eure schweren Fehler nicht zugebt und behebt, ist alles andere überflüssig.« Am nächsten Tag kamen noch einmal Koslow und Mikojan, doch sie erreichten nichts.

Der Zeitpunkt unserer Rede rückte immer näher, und sie wagten einen letzten Versuch — sie ersuchten uns um ein Treffen mit Chruschtschow im Kreml. Anscheinend gab sich Chruschtschow immer noch dem Selbstbetrug hin, er könne uns »umstimmen.« Wir willigten ein, lehnten aber den von ihm festgelegten Termin ab, um ihm zu verstehen zu geben: »Noch nicht einmal den Zeitpunkt des Treffens lassen wir dich bestimmen«, ganz zu schweigen von allem anderen. Außerdem wollten wir ihm, ehe wir mit ihm zusammentrafen, eine »mündliche Botschaft« übermitteln. Mit unserem Spürgerät hatten wir festgestellt, daß überall in dem uns zugewiesenen Quartier Abhörmikrophone angebracht waren. Nur in einem Badezimmer fehlten sie. Wenn es kalt war und wir nicht draußen miteinander sprechen konnten, mußten wir uns gezwungenermaßen zum Gespräch ins Badezimmer zurückziehen. Die Sowjets schnüffelten, um herauszufinden, wo wir redeten, und als sie dahinterkamen, schickten sie jemand, um auch in dem Badezimmer eine Wanze anzubringen. Einer unserer Offiziere ertappte den sowjetischen Techniker bei seiner »Operation«. Er

wollte angeblich das Bad reparieren, aber unser Mann sagte zu ihm: »Das ist nicht nötig, das Bad funktioniert einwandfrei.«

Auch unsere Botschaft war mit Abhörgeräten vollgestopft. Wir wußten das, und nachdem wir den Termin des Treffens festgelegt hatten, verließen wir den Kreml und fuhren in die Botschaft. Wir stellten unser Spürgerät auf, und das zeigte an, daß sie uns von allen Seiten abhörten. Daraufhin sandte Mehmet Chruschtschow und den anderen eine zehn oder fünfzehn Minuten lange »Botschaft«, in der er sie »Verräter« nannte, »die uns abhören«, usw. So hatten die Revisionisten, als wir in den Kreml kamen, unsere »Grüße« bereits erhalten.

Das Treffen fand in Chruschtschows Arbeitszimmer statt, und er begann auf die übliche Art:

»Sie können sprechen, wir hören Ihnen zu.«

»Sie wollten ein Treffen mit uns«, erwiderte ich, »sprechen Sie zuerst.«

Chruschtschow mußte darauf eingehen. Schon gleich am Anfang wurde unsere Überzeugung bestärkt, daß er tatsächlich mit der Hoffnung gekommen war, er könne die Kritik, die wir auf der Beratung üben würden, wenn schon nicht ganz vermeiden, so doch abschwächen. Außerdem wollte er diese Zusammenkunft, auch wenn sie überhaupt nichts brachte, wie üblich als »Argument« benutzen, um den Vertretern der anderen Parteien erklären zu können: »Seht her, wir ha-

ben den Albanern noch einmal die Hand gereicht, aber sie blieben bei ihrer Haltung.«

Chruschtschow und die anderen versuchten, unserer Partei die Schuld in die Schuhe zu schieben, und spielten die Überraschten, als wir ihnen die Geschichte der Meinungsverschiedenheiten zwischen unseren Parteien vorhielten.

»Ich weiß von keinem Konflikt zwischen mir und Genossen Kapo in Bukarest«, behauptete Chruschtschow schamlos.

»Das Zentralkomitee unserer Partei war mit der Bukarester Beratung nie einverstanden«, sagte ich zu ihm.

»Das ist nicht so wichtig. Aber es ist doch so, daß ihr auch vor Bukarest nicht mit uns einverstanden wart, uns das aber nicht gesagt habt.«

Natürlich log der Scharlatan, und mit Absicht. War es nicht eben dieser Chruschtschow gewesen, der im April 1957 arrogant die Gespräche abbrechen wollte? Hatten wir nicht schon vorher, 1955 und 1956, Chruschtschow und Suslow unsere konträre Auffassung über Tito, Nagy, Kadar und Gomułka mitgeteilt?

Mehmet wies auf einige dieser Tatsachen hin, und Mikojan war gezwungen, sie kleinlaut zuzugeben.

Doch als Chruschtschow sich in die Enge getrieben sah, fing er an, sprunghaft von einem Thema zum anderen überzugehen, und es war unmöglich, sich mit ihm über die großen Grundsatz-

fragen zu unterhalten, auf die die Differenzen im Kern zurückzuführen waren. Abgesehen davon war er auch überhaupt nicht daran interessiert, auf sie einzugehen. Er wollte die Unterwerfung der Partei der Arbeit Albaniens, des albanischen Volkes, er war ihr Feind.

»Ihr wollt die Beziehungen nicht bereinigen«, ereiferte sich Chruschtschow.

»Wir wollen sie bereinigen«, entgegneten wir. »Aber zuerst müßt ihr eure Fehler zugeben.«

Das Gespräch mit uns irritierte Chruschtschow. Er war es natürlich nicht gewohnt, daß sich eine kleine Partei und ein kleines Land entschieden seinen Auffassungen und seinem Vorgehen widersetzen. Das war nun einmal die chauvinistische Herrenlogik dieser Antimarxisten, die genau wie die imperialistische Bourgeoisie die kleinen Völker und Länder als Vasallen und ihre Rechte als Handelsware betrachteten. Als wir ihm gegenüber offen über seine Fehler und die Fehler seiner Leute sprachen, fuhr er hoch:

»Sie bespucken mich«, kreischte er, »mit Ihnen kann man nicht reden. Nur Macmillan wollte so mit mir reden.«

»Genosse Enver ist nicht Macmillan, nehmen Sie das zurück«, erwiderten Mehmet und Hysni in höchster Empörung wie aus einem Mund.

»Wo soll ich es denn hinstecken?!«

»Stecken Sie es in Ihre Tasche«, gab Mehmet zurück.

Wir erhoben uns alle vier und ließen sie stehen, ohne ihnen die Hand zu geben, ohne in ihre aus Drohungen und heuchlerischen Versprechungen geknüpften Schlingen zu gehen.

Als wir das Gesprächszimmer verließen, wandte sich Mehmet noch einmal um und sagte zu Chruschtschow: »Der Stein, den Sie gegen unsere Partei und unser Volk erhoben haben, wird auf Sie selbst zurückfallen. Die Zeit wird das erweisen!« Damit schloß er die Tür und folgte uns.

Das war das letzte Gespräch mit diesen Renegaten, die sich noch immer als Marxisten zu verkaufen versuchten. Doch der Kampf unserer Partei, der wahrhaft marxistisch-leninistischen Parteien und ihr eigenes konterrevolutionäres Handeln zerfetzten ihre demagogischen Masken von Tag zu Tag mehr.

Ihre Pressionen hatten also keinerlei Erfolg, wir rückten um keinen Millimeter von unserer Haltung ab, und an unserer Rede änderten wir nichts und schwächten auch nichts ab.

Ich will nicht lange auf den Inhalt der Rede eingehen, die ich im Namen unseres Zentralkomitees in Moskau hielt, denn sie ist veröffentlicht, und die Ansichten unserer Partei zu den damals aufgeworfenen Problemen sind mittlerweile allgemein bekannt. Ich möchte nur hervorheben, wie Chruschtschows Gefolgsleute reagierten, als sie unsere Angriffe auf ihren Herren hörten. Gomulka, Dej, Ibarruri, Ali Jata, Bagdasch und eine

Menge anderer traten ans Rednerpult und übertrafen sich gegenseitig im Rachenehmen an denen, die »die Hand gegen die Mutterpartei erhoben«. Es war ebenso tragisch wie lächerlich, diese Leute, die sich als Politiker und Führer »mit einer Masse Verstand« ausgaben, handeln zu sehen wie Söldner, wie *hommes de paille**, wie hinter den Kulissen aufgezoogene Puppen.

In einer der Sitzungspausen kam Todor Schiwkoff mit bebendem Kinn und zitternden Wangen auf mich zu.

»Laß uns diskutieren, *brat*«**, sagte er zu mir.

»Mit wem sollen wir diskutieren?« erwiderte ich. »Ich habe diskutiert, ich nehme an, du hast es gehört. Wer hat dich vorgeschickt, damit du mit uns sprichst, Chruschtschow? Ich habe mit dir nichts zu besprechen. Steig auf die Tribüne und rede dort.«

Er wurde wachsbleich und sagte:

»Das werde ich, darauf kannst du dich verlassen, und ich werde dir antworten.«

Als wir den Georgiewski-Saal verließen, um zu unserem Quartier zu fahren, sagte Anton Jugoff auf dem Treppenabsatz erschüttert zu uns:

»Wohin führt euch dieser Weg, *bratja*?«

»Wohin führt euch der Weg Chruschtschows? Wir sind auf dem Weg Lenins und werden nie

von ihm abgehen«, erwiderten wir. Er senkte den Kopf, und wir gingen auseinander, ohne uns die Hand zu geben.

Nachdem wir unsere Rede gehalten hatten, verließen Mehmet und ich das Quartier, in dem uns die Sowjets untergebracht hatten, und zogen um in die Botschaft, wo wir für die Dauer unseres Aufenthalts in Moskau blieben. Als wir ihr Quartier verlassen hatten, sagte ein sowjetischer Sicherheitsoffizier im Vertrauen zu Genossen Hysni: »Gut, daß Genosse Enver gegangen ist, sein Leben wäre hier in großer Gefahr gewesen.« Die Chruschtschowianer waren zu allem fähig, und wir trafen unsere Maßnahmen. Wir schickten die Genossen der Botschaft und die Mitarbeiter der Delegation in die Läden und deckten uns mit Lebensmitteln ein. Als wir dann abzureisen beschlossen, lehnten wir es ab, das Flugzeug zu nehmen, denn das konnte leichter »verunglücken«. Hysni und Ramiz blieben noch in Moskau, denn sie mußten die Erklärung unterzeichnen, während Mehmet und ich die Sowjetunion mit dem Zug verließen und nichts aßen, was aus ihren Händen kam. Wir fuhren mit dem Zug über Österreich nach Italien, und von Bari aus kehrten wir mit unserem eigenen Flugzeug wohlbehalten nach Tirana zurück, wo wir direkt zum Empfang aus Anlaß der Feiertage vom 28. und 29. November gingen. Wir freuten uns sehr, daß wir die von der Partei uns übertragene Aufgabe mit marxistisch-leninistischer Ent-

* Französisch im Original: Strohuppen.

** Bulgarisch im Original: Bruder.

geschlossenheit erfolgreich durchgeführt hatten. Doch auch die Gäste, Kriegskameraden, Arbeiter, Offiziere, Genossenschaftsbauern, Männer und Frauen, alt und jung, konnten sich kaum halten vor Begeisterung, waren in fester Einheit zusammengeschlossen wie immer und um so mehr in schwierigen Tagen.

Chruschtschow und seine ganze Gefolgschaft unternahmen viele Anstrengungen, in das verabschiedete internationale Dokument die gesamte Linie der Chruschtschowrevisionisten hineinzubringen, die die Grundthesen des Marxismus-Leninismus über das Wesen des Imperialismus, über die Revolution, über die friedliche Koexistenz usw. verdrehte. Doch die Delegationen unserer Partei und der Kommunistischen Partei Chinas widersetzten sich in den Ausschüssen entschieden diesen Entstellungen und entlarvten sie. Wir konnten erreichen, daß vieles korrigiert wurde. Viele revisionistische Thesen wurden verworfen, viele andere zurechtgerückt, bis dann ein Abschlußdokument entstanden war, das von allen Beratungsteilnehmern angenommen wurde.

Die Chruschtschowianer waren gezwungen, dieses Dokument zu akzeptieren, doch Chruschtschow hatte schon vorher dazu erklärt: »Das Dokument war ein Kompromiß, und Kompromisse haben ein kurzes Leben.« Es war klar, daß Chruschtschow selbst die Erklärung der Moskauer Be-

ratung mit Füßen treten und uns dann beschuldigen würde, wir verletzten die Richtlinien und Beschlüsse dieser Beratung.

Nach der Moskauer Beratung verschlechterten sich unsere Beziehungen zur Sowjetunion und zu den Moskauer Revisionisten noch mehr, bis sie von ihnen dann einseitig völlig abgebrochen wurden.

In einem letzten Treffen, das Mehmet und Hysni am 25. November in Moskau mit Mikojan, Kossygin und Koslow hatten, drohten diese offen. Mikojan sagte: »Ihr überlebt ohne die Wirtschaftshilfe, die wir und die anderen Länder des sozialistischen Lagers euch geben, keinen Tag.« »Wir schnallen den Gürtel enger, essen Gras«, entgegneten Mehmet und Hysni, »aber euch unterwerfen wir uns nicht, ihr kriegt uns nicht klein.« Die Revisionisten glaubten, die aufrichtige Liebe unserer Partei und unseres Volkes zur Sowjetunion würde sich zugunsten der Moskauer Revisionisten auswirken, sie hofften, die große Zahl unserer Kader, die in der Sowjetunion ausgebildet worden waren, würden sich in der Partei geschlossen wie ein Spaltkeil gegen die Führung wenden. Mikojan sprach es offen aus: »Wenn die Partei der Arbeit von eurer Haltung erfährt, wird sie sich gegen euch erheben.« »Wenn Sie wollen, können Sie gerne an einer unserer Parteiversammlungen teilnehmen, auf der wir diese Probleme behandeln«, sagte Mehmet zu ihm. »Dann werden

Sie erleben, wie geschlossen unsere Partei hinter ihrer Führung steht.«

Die Revisionisten beließen es nicht nur bei Drohungen. Sie gingen auch zur Tat über. Die Wirtschaftssabotage direkt aus Moskau und durch ihre Spezialisten nahm rapide zu.

13. DER LETZTE AKT

Stählerne Einheit in unserer Partei und unserem Volk. Die Sowjets wollen den Stützpunkt von Vlora besetzen. Gespannte Lage im Stützpunkt. Admiral Kasatonow verschwindet mit eingezogenem Schwanz. Die Feinde träumen von Veränderungen in unserer Führung. Der 4. Parteitag der PAA. Pospjelow und Andropow in Tirana. Eine verdiente Antwort auf die Provokationen des griechischen und des tschechoslowakischen Delegierten. Die Mission von Chruschtschows Abgesandten in Tirana scheitert. Warum sie uns wieder nach Moskau »einladen«! Öffentlicher Angriff Chruschtschows gegen die PAA auf dem 22. Parteitag der KPdSU. Der endgültige Bruch: Im Dezember 1961 bricht Chruschtschow die diplomatischen Beziehungen zur Volksrepublik Albanien ab.

Die ganze Partei, das gesamte Volk wurden über die Ereignisse und die besonders nach der Moskauer Beratung entstandene Situation in Kenntnis gesetzt. Wir wußten, daß die Angriffe,

die Provokationen, die Erpressungen zahlreicher und intensiver werden würden als jemals zuvor. Chruschtschows Wut, davon waren wir überzeugt, würde über uns, unsere Partei und unser Volk, hereinbrechen, man würde mit drastischen Mitteln versuchen, uns in die Knie zu zwingen. Wir sprachen offenherzig zu Partei und Volk, erklärten alles, was geschehen war, zeigten die gefährliche Tätigkeit der Chruschtschowrevisionisten auf. Wie immer bewiesen Partei und Volk ihre große Reife, ihren glänzenden revolutionären Patriotismus, ihre Liebe und Treue zum Zentralkomitee der Partei, zur richtigen Linie, die wir verfolgt hatten und verfolgten. Sie begriffen genau, welche schwierige Situation wir durchmachten, deshalb spannten sie ihre Nerven und Energien aufs äußerste an, setzten sich restlos ein, die Einheit wurde noch weiter gestählt, und die Sowjetrevisionisten standen vor einer Mauer aus Beton. Das Jahr 1961 wurde zu einer ruhmreichen Bewährungsprobe. Kaltblütig und entschlossen wurden überall, in allen Bereichen, die Provokationen, die Anwürfe und die Sabotage der Chruschtschowianer zurückgeschlagen. Nichts ließ man durchgehen. Moskau und gleich darauf auch die Hauptstädte seiner Satelliten begannen wirtschaftlichen Druck auf uns auszuüben. Als ernste Pression stornierten die Revisionisten zunächst die Verträge und Abkommen jeder Art, später zerrissen sie sie dann wie die Hitlerleute. Sie begannen ihre Spezialisten abzuziehen, weil

sie meinten, dann würde bei uns alles ins Stocken geraten. Doch sie täuschten sich schwer.

Der Stützpunkt von Vlora war ein Zankapfel. Es konnte nicht der leiseste Zweifel daran bestehen, daß der Stützpunkt uns gehörte. Niemals würden wir dulden, daß auch nur ein Fußbreit unserer Erde von Ausländern kontrolliert wurde. Das von beiden Regierungen unterzeichnete offizielle Abkommen besagte klar und unzweideutig, daß der Stützpunkt von Vlora Albanien gehörte und zugleich der Verteidigung des Lagers dienen sollte. Die Sowjetunion, so war im Abkommen festgelegt, sollte 12 Unterseeboote und eine Anzahl von Hilfsschiffen stellen. Wir sollten Kader ausbilden, was wir taten, und die Schiffe und vier Unterseeboote übernehmen, was geschah. Die von uns ausgebildeten Mannschaften standen bereit, auch die übrigen acht Unterseeboote zu übernehmen.

Doch inzwischen waren die ideologischen Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Parteien aufgebrochen, und natürlich schloß Chruschtschow einen solch neuralgischen Punkt wie die Basis von Vlora in seine Überlegungen ein. Er und seine Leute verdrehten das offizielle Abkommen in doppelter Absicht: erstens, um Druck auf uns auszuüben, damit wir nachgaben, und zweitens wollten sie, wenn wir nicht klein beigaben, den Stützpunkt in ihre Hand zu bekommen versuchen, um ihn als starken Brückenkopf für die Besetzung ganz Albaniens benutzen zu können.

Die sowjetischen Spezialisten, Berater und die anderen sowjetischen Militärs im Stützpunkt von Vlora sorgten besonders nach der Bukarester Beratung dafür, daß die Zerwürfnisse, Streitigkeiten und Zwischenfälle mit unseren Seeleuten zunahmen. Die Sowjets stellten von ihrer Seite aus die Versorgung des Stützpunkts, zu der sie nach dem Abkommen verpflichtet waren, vollständig ein; sie setzten einseitig alle begonnenen Arbeiten aus und verstärkten die Provokationen und Erpressungen. Die Leute von der sowjetischen Botschaft in Tirana und der Hauptrepräsentant des Oberkommandos der Streitkräfte des Warschauer Vertrags, General Andrejew, stellten sich an die Spitze dieser brutalen, albanienfeindlichen und antisozialistischen Tätigkeit. Die Sowjets im Stützpunkt verübten auf Befehl von oben zahllose Landstreicherakte schmutzigster Sorte und versuchten dabei, um selber »sauber dazustehen«, auch noch, unseren Leuten ihre eigenen Schandtaten in die Schuhe zu schieben. Die Unverschämtheit und der Zynismus gingen so weit, daß der »Hauptrepräsentant« Andrejew eine Note an den Vorsitzenden des Ministerrats der Volksrepublik Albanien richtete, in der er sich beschwerte, seitens der Albaner würden »im Stützpunkt unerquickliche Akte begangen«. Was waren das für »Akte«? »Der und der albanische Seemann hat einen Zigarettenstummel auf das Deck eines sowjetischen Schiffs geworfen«, »Die Kinder aus

Dukat sagen zu den sowjetischen Kindern: 'Geht nach Hause!'«, »Der albanische Kellner in einem Club sagte zu einem unserer Offiziere: 'Hier bin ich der Herr und nicht du'«, usw. Selbst darüber, daß ein unbekanntes Kind in der Nähe der Wohnblocks der Sowjets heimlich sein Bedürfnis verrichtet habe, beschwerte sich General Andrejew beim Vorsitzenden des Ministerrats des albanischen Staates!

Mit vollem Recht antwortete einer unserer Offiziere Andrejew indigniert:

»Warum, Genosse General«, sagte er zu ihm, »kümmern Sie sich nicht um die Schlüsselprobleme, sondern geben sich mit solchen Kinkerlitzchen ab, die noch nicht einmal in die Kompetenz eines Schiffskommandanten, sondern höchstens eines Bootsmanns oder des Front-Verantwortlichen der Wohnblocks gehören?!«

Wachsam und gelassen verfolgten wir, wie sich die Situation entwickelte, und ständig wiesen wir unsere Genossen an, sich besonnen und geduldig zu zeigen, niemals aber nachzugeben oder auf die Provokationen von Chruschtschows Agenten hereinzufallen.

»Um künftig Unregelmäßigkeiten und Zwischenfälle zu vermeiden«, schlugen die Sowjets vor, »sollte der Stützpunkt von Vlora voll dem Kommando der sowjetischen Seite unterstellt werden!«

Nie und nimmer hätten wir eine solche Lösung akzeptiert. Damit hätten wir unsere eigene Unterjochung unterschrieben. Wir weigerten uns entschieden und wiesen auf das Abkommen hin, nach dem der Stützpunkt uns gehörte, und nur uns.

Die Sowjets benutzten eine Tagung des Warschauer Vertrags im März 1961 dazu, ihrem Vorschlag den Anstrich eines gemeinsamen Beschlusses zu geben. Dort beharrte Gretschnko darauf, daß der Stützpunkt von Vlora vollständig den Sowjets überlassen und dem »direkten Kommando« des Oberkommandierenden des Warschauer Vertrags, also Gretschnkos selbst, unterstellt wurde.

Wir widersetzten uns diesem Vorschlag nachdrücklich und empört und erklärten, obwohl der Beschluß von den anderen schon gefaßt worden war:

»Der Stützpunkt von Vlora muß in den Händen der albanischen Armee verbleiben. Das ist die einzige Lösung. Eine andere Lösung werden wir nicht zulassen.«

Daraufhin beschlossen die Chruschtschowianer, uns die acht Unterseeboote und die anderen Schiffe, die nach dem Abkommen Albanien gehörten, nicht zu übergeben. Wir blieben hartnäckig, weil sie uns gehörten, verlangten, daß die sowjetischen Mannschaften abgezogen wurden und daß, wie schon bei den anderen vier U-Booten, alles unseren Seeleuten übergeben wurde. Die Sowjet-

revisionisten schickten außer dem »Hauptrepräsentanten« Andrejew auch noch einen Konteradmiral nach Tirana. Ihr ganzes Gefolge setzte sich aus Offizieren der sowjetischen Staatssicherheit zusammen, die man geschickt hatte, um im Stützpunkt Vlora Unruhen, Sabotage und Diversion zu organisieren.

»Wir geben euch die Schiffe nicht«, sagten sie, »sie gehören uns.«

Wir hielten ihnen das staatliche Abkommen unter die Nase, und sie suchten bei einem anderen Vorwand Zuflucht.

»Eure Mannschaften sind nicht bereit, sie zu übernehmen. Sie sind nicht richtig ausgebildet.«

Alles Vorwände. Unsere Seeleute hatten die entsprechenden Schulen besucht, waren jahrelang ausgebildet worden und hatten ständig bewiesen, daß sie mit den Unterseebooten und den anderen Schiffen völlig umzugehen verstanden. Die Sowjets selbst hatten einige Monate vor der Verschärfung erklärt, unsere Besatzungen seien bereit, die betreffenden Schiffe zu übernehmen.

Wir gaben auch darauf die gebührende Antwort. Unsere Seeoffiziere und Marinesoldaten im Stützpunkt führten entschlossen, kaltblütig und mit eiserner Disziplin alle unsere Befehle durch. Die Provokationen der Sowjets im Stützpunkt nahmen besonders in der Zeit, als wir zur Beratung der 81 Parteien in Moskau waren, zu. Die Genossen unseres Politbüros in Tirana hielten uns

über alles auf dem laufenden, und wir instruierten sie von Moskau aus, empfahlen ihnen, sie sollten kühlen Kopf bewahren, sich vor den Provokationen in acht nehmen und die Wachsamkeit erhöhen. Wir gaben auch Anweisungen, welche militärischen Maßnahmen in Vlora und im ganzen Land zu treffen waren, um die Armee in volle Einsatzbereitschaft zu versetzen.

Die sowjetischen Offiziere in Albanien erhielten ihre Verhaltensmaßregeln aus Moskau, wo wir in jenen Tagen harte Debatten mit Chruschtschow, Mikojan, Suslow usw. hatten.

Schon beim ersten Treffen am 10. November in Moskau mit Mikojan und seinen Kollegen wollte er uns, kaum daß er das Wort ergriffen hatte, auch schon einschüchtern:

»Eure Offiziere benehmen sich unseren Leuten im Stützpunkt von Vlora gegenüber schlecht«, sagte er. »Wollt ihr vielleicht aus dem Warschauer Vertrag austreten?«

Wir gaben Mikojan, der uns, nachdem wir von ihm jahrelang mit »Hinweisen« und »Ratschlägen« abgefüttert worden waren, nun drohte, umgehend die verdiente Antwort. Wir wiesen auf das niederträchtige Verhalten der sowjetischen Offiziere im Vloraer Stützpunkt hin, besonders auf die Schandtaten eines der sowjetischen »Konteradmirale«, der, wie ich zu Mikojan sagte, »alles sein« mochte, »nur kein Konteradmiral«. Ich führte Gretschkos und Malinowskis Erklärungen an,

die uns auch noch damit gedroht hatten, uns aus dem Warschauer Vertrag auszuschließen, usw.

Er wand sich und wich einer eindeutigen Antwort aus, versuchte alles abzustreiten. Doch die gleiche Drohung bekamen wir zwei oder drei Tage später auch von Chruschtschow zu hören.

»Wenn ihr wollt, können wir den Stützpunkt räumen«, schrie er einmal während des Gesprächs über die großen Meinungsverschiedenheiten, die zwischen uns aufgetreten waren.

»Wollt ihr uns etwa drohen?« fragte ich.

»Genosse Enver, werden Sie nicht laut«, unterbrach mich Chruschtschow. »Die Unterseeboote gehören uns.«

»Euch und uns«, erwiderte ich. »Wir kämpfen für den Sozialismus. Der Stützpunkt liegt auf unserem Territorium. Über die Unterseeboote liegen gültige Abkommen vor, die dem albanischen Volk seine Rechte zuerkennen. Ich verteidige die Interessen meines Landes. Deshalb merkt euch, der Stützpunkt von Vlora gehört uns, und so wird es bleiben.«

Als wir aus Moskau zurückkehrten, nahmen die Provokationen in der Basis noch mehr zu, und um uns unter Druck zu setzen und Eindruck auf uns zu machen, kam der stellvertretende sowjetische Außenminister Firjubin mit zwei weiteren »Vizes« — dem Ersten Stellvertretenden Generalstabschef der sowjetischen Armee und Seekriegsflotte Antonow und dem Stellvertretenden Ge-

neralstabschef der sowjetischen Seekriegsflotte Sergejew — nach Tirana.

Angeblich kamen sie, um eine »Verständigung« zu erreichen, in Wirklichkeit aber überbrachten sie uns ein Ultimatum:

Der Stützpunkt von Vlora wird voll dem sowjetischen Kommando unterstellt, das seinerseits dem Oberkommandierenden der Streitkräfte des Warschauer Vertrags untersteht.

»Hier sind wir Herr im Haus«, erwiderten wir ihnen kurz und bündig. »Vlora war und bleibt unser Eigentum.«

»Das ist ein Beschluß des Kommandos des Warschauer Vertrags«, drohte uns Firjubin, der einst, zur Zeit der Versöhnung von Chruschtschow und Tito, Sowjetbotschafter in Belgrad gewesen war.

Wir gaben ihm die gebührende Antwort, und nachdem er uns einzuschüchtern versucht hatte: »Wir nehmen die Schiffe, und euch schlucken die Imperialisten«, zog er zusammen mit den beiden ihn begleitenden Generalen wieder ab.

Nach ihnen kam der Kommandeur der Schwarzmeerflotte, Admiral Kasatonow, mit dem Auftrag nach Tirana, nicht nur die acht Unterseeboote und das Versorgungsschiff mit sowjetischer Besatzung, die eigentlich gleichfalls Eigentum des albanischen Staates waren, sondern auch die schon von uns übernommenen U-Boote zu stehlen. Wir erklärten ihm knapp: Entweder ihr übergebt uns

dem Abkommen gemäß die Unterseeboote, oder ihr zieht schnellstens (wir setzten ihm eine Frist) aus der Bucht ab, und zwar nur mit den Schiffen, die eine sowjetische Besatzung haben. Ihr verletzt das Abkommen, ihr raubt unsere U-Boote, und dafür werdet ihr bezahlen.

Der Admiral wand sich, versuchte uns zu besänftigen, doch umsonst. Er übergab uns nicht die U-Boote, sondern fuhr nach Vlora, bestieg das Kommando-Unterseeboot und ordnete die anderen in Kampfformation an. Wir gaben Befehl, die Meerenge von Sazan zu blockieren und die Küstenbatterien auf die sowjetischen Schiffe zu richten. Admiral Kasatonow, der uns hatte einschüchtern wollen, erschrak. Er saß wie die Maus in der Falle und landete, falls er seinen Plan durchzuführen versuchte, womöglich auf dem Meeresgrund. Unter diesen Umständen sah sich der Admiral gezwungen, nur die Unterseeboote mit sowjetischer Besatzung zu nehmen und mit eingezogenem Schwanz aus der Bucht nach dorthin zu verschwinden, wo er hergekommen war. Ein großes Übel war ein für allemal von unserem Boden vertrieben worden.

Ihr Verhalten im Stützpunkt von Vlora war besonders im letzten Jahr infam, empörend, und es gab so viele Zwischenfälle, daß sie sich gar nicht alle aufzählen lassen. Doch die Gruppe unserer Offiziere im Stützpunkt verteidigte in diesen heiklen Augenblicken fähig und klug die Partei gegen

die Verschwörer, Provokateure und Chauvinisten, die die Gesinnung der sowjetischen Seeleute aufs niederste Niveau drückten. Diese bohrten Behälter an, demolierten die Betten und die Fenster ihrer Wohn- und Arbeitsräume usw. Sie versuchten bis hin zur letzten Schraube alles von dort mitzunehmen, allerdings ohne Erfolg. Wir blieben hart, verteidigten unsere Rechte nach Gebühr, begegneten den Angriffen und Provokationen gelassen, während sie den Kopf verloren.

Die sowjetischen Revisionisten gerieten in Wut. Sie sabotierten alles, brachen die Abkommen. Botschafter Iwanow waren sie abzulösen gezwungen, und an seiner Stelle schickten sie einen gewissen Schikin. Er sollte versuchen, den letzten Akt in der feindlichen Tätigkeit der Sowjetrevisionisten einzuleiten: die Partei zu spalten. Die Chruschtschowianer hatten vor, diese Spaltung auf dem 4. Parteitag herbeizuführen, den wir gerade vorbereiteten. Sie bildeten sich ein, auf dem Parteitag könne geschehen, was sie auf anderem Weg nicht geschafft hatten, erwarteten, der Parteitag werde die Linie der Führung unserer Partei in Bukarest und Moskau verurteilen. Direkt und indirekt informiert und aufgestachelt von den Chruschtschowianern und Titoisten sowie ihren Agenten hatten die Bourgeoisie und die Reaktion damals mit einer Verleumdungskampagne gegen unser Land und unsere Partei begonnen. Sie hofften, auch in Albanien werde

eine revisionistische Umwälzung stattfinden. »Enver Hoxha, Chef der albanischen kommunistischen Partei, wird demnächst als Konsequenz der im vergangenen Monat in Moskau abgehaltenen Konferenz der kommunistischen Führer der Welt von seinem Posten abgelöst werden«, meldete eine westliche Nachrichtenagentur kurz vor unserem 4. Parteitag in einem Kommentar, der seine Quellen in Belgrad hatte.

»Osteuropasachverständige erwarten, daß Moskau seinen Einfluß geltend machen wird, um Veränderungen in der Kommunistischen Partei Albanien herbeizuführen, die auf der Moskauer Konferenz die harte Linie vertrat«, verkündeten damals die Nachrichtenagenturen des Imperialismus, und sie fuhrten fort: »Obwohl das kommunistische China der sowjetischen Linie zugestimmt hat, beharren die Albaner auf ihrem Standpunkt.«

Voll Verachtung lasen wir diese Meldungen der Sterndeuter des Imperialismus und wußten genau, wessen Hand sich dahinter verbarg.

Mikojan selbst erklärte auf der Zusammenkunft zwischen der Delegation der PAA und der KPdSU am 25. November 1960 zu den Genossen Mehmet und Hysni:

»Ihr werdet erleben, in was für eine schwierige Lage eure Partei und euer Volk durch euren Kurswechsel in den Beziehungen zur Sowjetunion geraten werden.«

Dergleichen drohende Erklärungen bekamen

wir — einmal offen, einmal verhüllt — überall zu hören.

Dennoch setzten wir gelassen unseren Weg fort: Wir luden Delegationen der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und der anderen kommunistischen und Arbeiterparteien ein. Aus der Sowjetunion kamen Pospjelow und Andropow, aus der Tschechoslowakei ein gewisser Barak, der damals Innenminister war und später als Dieb ins Gefängnis gesperrt wurde, usw. Sollten sie kommen und selber die Partei der Arbeit Albaniens und das albanische Volk kennenlernen, sollten sie ruhig den Versuch machen, ihre geheimen Absichten zu verwirklichen. Sie würden sich die Finger verbrennen.

Der Parteitag wurde in einer Atmosphäre unbeschreiblicher Begeisterung, beispielloser Einheit von Partei und Volk eröffnet. Der Eröffnungstag wurde zu einem wahren Volksfest. Das Volk begleitete die Delegierten mit Blumen, mit Liedern und Tänzen bis zum Eingang des Parteitagsgebäudes, und während drinnen die Arbeiten begannen, ging draußen das Fest weiter. Das war die erste Antwort, die die Chruschtschowrevisionisten, die Titorevisionisten usw. schon gleich am Anfang bezogen. Die anderen vernichtenden Schläge sollten drinnen folgen.

Niemals hätten Pospjelow, Andropow und ihre Lakaien erwartet, daß sie sich inmitten eines solchen Feuers wiederfinden würden, das unsere

Herzen erwärmte und ihnen Festigkeit gab, und das sie versengte und blendete. Den ganzen Parteitag über erstrahlten die stählerne Einheit unserer Partei um ihr Zentralkomitee, die große Reife und der zutiefst marxistisch-leninistische Instinkt der Delegierten, die Wachsamkeit, der Scharfsinn und die Bereitschaft jedes einzelnen Delegierten, sämtliche Provokationen der revisionistischen »Freunde« gebührend zu beantworten.

Pospjelows Rede, von der sich die Revisionisten die Spaltung auf unserem Parteitag erwarteten, erhielt keinerlei Beifall. Im Gegenteil, sie wurde von den Delegierten schweigend und verächtlich aufgenommen. Andropow gab von der Loge aus den Marionetten ganz offen Anweisungen, wann sie zu klatschen, wann sitzenzubleiben und wann aufzustehen hatten. Es war zum Lachen. Sie diskreditierten sich völlig, sowohl durch ihre Haltung als auch durch ihre erbärmlichen Taten.

Zum Parteitag war als Vertreter der Kommunistischen Partei Chinas auch Li Hsien-nien gekommen, der angesichts der Begeisterung der Delegierten während der Sitzungen wie versteinert dasaß. Auf der Tribüne sagte er ein paar nette Worte an die Adresse unserer Partei, »riet« uns aber auch zur Vorsicht und Besonnenheit und empfahl, die Gespräche mit Chruschtschow nicht abubrechen. Wir gingen unseren Weg.

Als die Chruschtschowianer erkannten, daß unsere Reihen fest geschlossen waren und daß

sich kein Zeichen von Spaltung bemerkbar machte, verstärkten sie Einmischungen, Druck und Erpressung. Überall provozierten sie uns.

»Was soll das?!« fuhr Andropow ärgerlich einen unserer Genossen an, einen Funktionär im Apparat des Zentralkomitees der Partei, der ihn begleitete. »Warum jubeln die Delegierten denn Enver Hoxha so zu?!«

»Fragen Sie sie doch!« entgegnete unser Genosse. »Außerdem, sagen Sie mir, für wen sonst sollen sie denn jubeln, wenn nicht für den Marxismus-Leninismus, die Partei und ihre Führung?! Oder wollen Sie uns vorschlagen, jemand anderes an die Spitze der Partei zu stellen?!«

Andropow steckte den Schlag ein und senkte den Kopf. Der griechische Delegierte und Rudolf Barak aus der Tschechoslowakei wurden vorgeschickt. Der griechische Delegierte erklärte unter anderem, unsere Antwort auf das albanienfeindliche Gespräch von Sophokles Venizelos mit Chruschtschow über »Nord-Epirus« sei nicht richtig. »Venizelos ist nicht schlecht«, sagte der griechische Delegierte zu unserem Genossen, der ihn begleitete, »er ist ein fortschrittlicher bürgerlicher Demokrat«. Unser Genosse gab zurück, daß sich die Ansichten des »Demokraten« Venizelos über »Nord-Epirus« nicht von denen des wütenden Chauvinisten und Albanienfeindes Eleutherios Venizelos unterschieden. Abgesehen von seinem sonstigen Vorhalten hatte auch die Rede des grie-

chischen Delegierten auf unserem Parteitag einen offen provokatorischen Geist, und Mehmet gab in seinem Zorn dem Griechen vor aller Augen die verdiente Antwort, als er ihn bei seinem wirklichen Namen nannte: Provokateur.

Ein weiterer Agent Chruschtschows, Barak, und andere nutzten die Gelegenheit. Sie spuckten in übelster Landstreichermanier Gift und Galle, diskreditierten aber nur sich selbst und ihre Auftraggeber noch ärger. Letztere agierten von den Logen aus oder in den Sitzungspausen, während im Parteitagssaal die sowjetischen Journalisten in »Aktion« gesetzt worden waren.

Was taten sie und ihre Befehlsgeber nicht alles, um irgendeinen schwachen Punkt zu »entdecken«, an dem sie sich dann festbeißen konnten, um ihren Angriff zu starten. Doch sie erreichten nichts. Der Parteitag lief ab wie am Schnürchen, in tiefem Verantwortungsbewußtsein zogen die albanischen Kommunisten die Bilanz der Vergangenheit und legten die Aufgaben für die Zukunft fest. Aber ganz ohne »etwas« konnten sie auch nicht wieder gehen, denn ihre Herren würden Rechenschaft von ihnen verlangen. Und sie fanden einen »schwachen Punkt«:

»Es gibt zu viele Ovationen, deshalb dauern die Sitzungen länger als eineinhalb Stunden«, »protestierte« empört ein angeblicher TASS-Korrespondent, der eigens aus Moskau gekommen war, um den Parteitag zu verfolgen.

»Was sollen wir tun? Sollen wir den Delegierten sagen, daß sie nicht mehr klatschen sollen?!« fragte ironisch unser Genosse, der ihn begleitete.

»Die vorgesehene Zeit muß eingehalten werden! Eineinhalb Stunden, und Punkt«, sagte der »Journalist«.

»Die Arbeiten eines Parteitags werden nun einmal leider nicht von den Journalisten geleitet, sondern von dem dazu gewählten Präsidium«, gab unser Genosse zurück. »Immerhin«, fuhr er fort, »wenn Sie es für gerechtfertigt halten, legen Sie doch Protest ein gegen die Ovationen...«.

Nach dem Parteitag, vor ihrer Abreise, ersuchten uns Pospjelow und Andropow um ein Treffen.

»Wir wollen uns über einige Fragen unterhalten, die mit den gegenseitigen kameradschaftlichen Beziehungen zu tun haben«, sagte Pospjelow, der als erster das Wort ergriff. »Wir wollen die Freundschaft zwischen uns stärken, wir wollen eine feste Freundschaft.«

»Das wollen auch wir nach wie vor«, entgegnete ich ihnen. »Nur glaubt nicht, daß diese enge Freundschaft vom Himmel fällt. Diese Freundschaft läßt sich nur erreichen, wenn man richtig und konsequent die Prinzipien des Marxismus-Leninismus und des proletarischen Internationalismus anwendet.«

Weiter rechnete ich in meinem Redebeitrag

Pospjelow einige ihrer antimarxistischen und albanienfeindlichen Taten vor und betonte, daß es so, wie die sowjetische Führung sich verhielt, niemals eine solche Freundschaft geben könne.

»Sie mischen sich in die inneren Angelegenheiten der sowjetischen Führung ein«, sagte er.

»Wenn man sagt, daß einzelne Ansichten oder Handlungen einzelner Führer nicht richtig sind«, erwiderte ich Pospjelow, »dann ist das noch lange keine Einmischung in die inneren Angelegenheiten einer Führung. Uns käme es niemals in den Sinn, uns in eure inneren Angelegenheiten einzumischen zu wollen. Ihr solltet allerdings wissen, daß auch wir nach wie vor keinerlei Einmischung der sowjetischen Führung in die inneren Angelegenheiten unserer Partei zulassen. Jede Partei ist Herr im eigenen Haus.«

Zwischen unseren beiden Parteien«, fuhr ich fort, »gibt es tatsächlich große ideologische Meinungsverschiedenheiten. Doch dazu haben wir euch offen und im Einklang mit allen leninistischen Normen unsere Meinung gesagt. Ihr seid in die Luft gegangen und habt unter anderem diese ideologischen Meinungsverschiedenheiten auch auf andere Bereiche ausgedehnt. Mikojan wollte uns mit der 'schwierigen Lage' einschüchtern, die in unserer Partei entstehen werde, und das war eine Drohung. Ihr habt die Lage bei uns gesehen«, sagte ich zu ihnen. »Erzählt also auch Mikojan,

was ihr auf unserem 4. Parteitag erlebt habt und wie 'gespalten' unsere Partei ist!«

Eines der Anliegen dieser Schufte war es, daß sie uns erklärten, alle Abkommen und Protokolle über die Kredite, die sie uns für den Fünfjahrplan bewilligt hatten, müßten noch einmal überprüft werden. Und dafür, so verlangten sie, sollte ich nach Moskau kommen.

Wir wiesen dieses feindselige Ansinnen, hinter dem sich finstere Pläne verbargen, entschieden zurück.

»Die Wirtschaft ist ein weiterer Bereich, auf den ihr die ideologischen Meinungsverschiedenheiten zwischen uns ausgedehnt habt«, sagten wir zu Pospjelow und Andropow. »Das ist nicht marxistisch und für eine Partei und einen Staat wie euren nicht gerade schmeichelhaft.«

»Wir verstehen euch nicht«, unterbrach Pospjelow. »Woran wollt ihr das sehen?!«

»Dafür gibt es Fakten zu Dutzenden«, erwiderten wir. »Sehen wir uns nur an, wie ihr euch gegenüber unserer Wirtschaftsdelegation benommen habt, die im November vergangenen Jahres in die Sowjetunion fuhr. Monatlang saß diese Delegation in Moskau herum. Niemand empfing sie, niemand hörte sie an. Unter anderem hat unsere Wirtschaftsdelegation allein während ihres Aufenthalts dort über 20 Briefe und Telegramme an eure zuständigen Organe geschickt. Doch Antwort erhielt sie keine einzige. Über nichts wurde ver-

handelt, nichts wurde unterzeichnet. Glaubt ihr etwa, wir durchschauen euer Verhalten nicht? Das riecht nach Erpressung!«

»Wenn die Jugoslawen zu euch kommen, seid ihr in zehn Tagen mit den Verhandlungen fertig«, sagte Mehmet.

»Auch der Kriegsminister von Indonesien ist bei euch in Moskau erschienen, und postwendend habt ihr ein Abkommen geschlossen, ihm große Rüstungskredite bewilligt«, sagte ich. »Das kleine sozialistische Albanien dagegen, mit dem ihr Abkommen habt, weist ihr ab.«

»Sie müssen zu Gesprächen nach Moskau kommen«, wiederholten sie Chruschtschows ständige Forderung.

»Wir haben euch die Antwort darauf sogar schriftlich gegeben«, erwiderte ich. »Es ist völlig unnötig, daß ich und Mehmet nach Moskau kommen, um über Probleme zu diskutieren, die längst diskutiert und beschlossen sind. Ihr wißt ganz genau, daß wir die Kreditvereinbarung für den kommenden Fünfjahrplan nicht nur im Prinzip, sondern auch detailliert für alle Objekte gemeinsam diskutiert und ausgearbeitet haben. Auf ihrer Grundlage sind die sowjetischen Spezialisten hierhergekommen, wurden die Pläne erstellt usw. Und ihr verlangt jetzt, daß wir noch einmal kommen, um die Vereinbarungen zu überprüfen! Weshalb?! Wir können nicht einverstanden sein, daß in all den sehr detaillierten Dokumenten, die von beiden

Seiten auf höchster Ebene unterzeichnet worden sind, auch nur ein Komma geändert wird«, antwortete ich den Revisionisten. Dann fuhr ich fort:

»Ich habe weder einen Grund, nach Moskau zu kommen, noch den Wunsch. Was die Abkommen anbelangt, habt ihr zwei Möglichkeiten: entweder ihr haltet sie ein, oder ihr brecht sie. Welche Möglichkeit ihr wählt, ist eure Sache. Falls ihr die Abkommen brecht und euren feindseligen, antimarxistischen Weg fortsetzt, wird die Welt über euch richten und euch verurteilen. Wir haben euch offen, wie Marxisten, alles gesagt, was wir gegen euch vorzubringen hatten. Ihr könnt jetzt wählen: entweder den Weg der marxistisch-leninistischen Freundschaft oder den Weg der Feindschaft.«

Wie von ihnen nicht anders zu erwarten, wählten die Chruschtschowianer den Weg der Feindschaft mit der Volksrepublik Albanien und der Partei der Arbeit Albaniens. Ihr Vorgehen wurde tollwütiger und unverschämter. Bekanntlich deckten wir damals die Verschwörung einiger ausländischer imperialistisch-revisionistischer Mächte auf und zerschlugen sie. Diese beabsichtigten, in Zusammenarbeit mit ihren Agenten in unseren Reihen eine militärische Aggression gegen unser Land und unser Volk zu entfesseln. Auf unserem 4. Parteitag gaben wir bekannt, daß die Verschwörung aufgedeckt worden war, und daß Teme Sejko und die anderen Verschwörer vor dem

Volksgericht würden Rechenschaft abzulegen haben. Die Verschwörer selbst gaben alles zu.

Genau zu dieser Zeit erklärten uns unsere »Freunde« im Warschauer Vertrag mit Chruschtschow an der Spitze zusätzlich zu ihren Drohungen: »Eine Sonderkommission des Warschauer Vertrags muß nach Albanien kommen, um festzustellen, wie fundiert eure Aussagen über die Verschwörung sind!« So weit ging die Niedertracht. Sie wollten nach Albanien kommen, um zu verwirklichen, was die anderen nicht erreichen konnten. Auch darauf gaben wir ihnen die gebührende Antwort.

Chruschtschow blieb nichts anderes mehr übrig. Alle Manöver, Tücken, Fallen, Erpressungen hatte er an uns ausprobiert, und nichts hatte etwas genützt. So trat er denn offen gegen uns auf. Auf dem 22. Parteitag seiner Partei im Oktober 1961 griff Chruschtschow die Partei der Arbeit Albaniens öffentlich an und verleumdete sie.

Wir beantworteten seine gemeinen albanienfeindlichen Angriffe sofort offen und informierten Partei und Volk durch die Presse sowohl über Chruschtschows Bezeichnungen gegen uns als auch über die Haltung, die wir diesen Bezeichnungen und Angriffen gegenüber einnahmen.

Sogleich erhielt Chruschtschow nicht nur unsere Antwort, sondern auch die Antwort des ganzen albanischen Volkes: in Tausenden und Aber-tausenden von Telegrammen und Briefen, die in

jenen Tagen aus allen Teilen des Landes, aus den verschiedensten Bevölkerungsschichten bei unserem Zentralkomitee eintrafen, bekundeten die Kommunisten und unser Volk ihre tiefe und legitime Empörung über N. Chruschtschows verräterisches Vorgehen und unterstützten mit ganzer Kraft die Linie der Partei, schworen, diese richtige Linie bis zum letzten zu verteidigen und anzuwenden, ohne Prüfungen und Opfer zu scheuen.

Chruschtschow unternahm uns gegenüber auch den letzten Akt, das einzige, was er noch nicht getan hatte: er brach einseitig die diplomatischen Beziehungen zur Volksrepublik Albanien ab. Das war die letzte Bekundung seiner verzweifelten Rache: »Sollen die Imperialisten sie schlucken«, dachte er, »wenn sie sich schon nicht von mir unter die Fittiche nehmen lassen wollen.« Doch er irrte sich gewaltig, so wie er sich sein ganzes Leben lang geirrt hatte. Wir beantworteten seine Feindschaft und die der chruschtschowianischen Lakaien entschlossen. Heldenmütig und mit marxistisch-leninistischer Reife hielt die Partei der Arbeit Albaniens den Angriffen des von Chruschtschow geführten modernen Revisionismus stand und ging mit großer Rigorosität, mit beispielhafter Geschlossenheit, mit großer marxistisch-leninistischer Klarheit und unwiderlegbaren, unleugbaren Argumenten und Fakten zum Gegenangriff über.

Die revolutionäre Stimme, die revolutionäre

Meinung der Partei der Arbeit Albaniens wurde überall auf der Welt mit Achtung vernommen. Das Proletariat sah, daß eine kleine Partei erfolgreich und ehrenvoll den Marxismus-Leninismus gegen die Revisionistencliquen an der Macht verteidigte. Unsere Partei entlarvte und entlarvt weiter mit revolutionärem Mut den modernen Revisionismus mit dem sowjetischen an der Spitze.

Die revisionistische Sowjetunion hat auf allen Gebieten gewaltige Niederlagen erlitten, ihre pseudomarxistische Maske wurde zerfetzt, sie verlor das Ansehen und die Autorität, die Lenin, Stalin und die von ihnen geführte Partei der Bolschewiki geschmiedet hatten. Die Kommunisten, die Revolutionäre und die Kämpfer für die Befreiung der Völker ließen sich von der Demagogie der Chruschtschowrevisionisten nicht täuschen. Zu diesem revolutionären Werk trug und trägt unsere Partei bei. wird sie stets ihren Beitrag leisten.

So endeten die Beziehungen des sozialistischen Albaniens zur revisionistischen Sowjetunion. Doch unser Kampf gegen die verräterische, faschistische, sozialimperialistische Tätigkeit der chruschtschowianischen und breschnewianischen Revisionisten hörte nicht auf und wird niemals aufhören. Wir werden sie weiter angreifen, bis sie vom Erdboden verschwunden sind, bis der gemein-

same Kampf der Völker, der Revolutionäre, der Marxisten-Leninisten auf der ganzen Welt überall gesiegt hat, auch in der Sowjetunion.

Eines Tages werden die Sowjetvölker die Chruschtschowianer schwer bestrafen, und sie werden das albanische Volk und die Partei der Arbeit Albaniens ehren und lieben, weil unsere Partei und unser Volk unbeugsam gegen die Chruschtschowianer, unsere gemeinsamen Feinde, gekämpft haben, so wie sie uns in den besseren Tagen geliebt haben.

1976